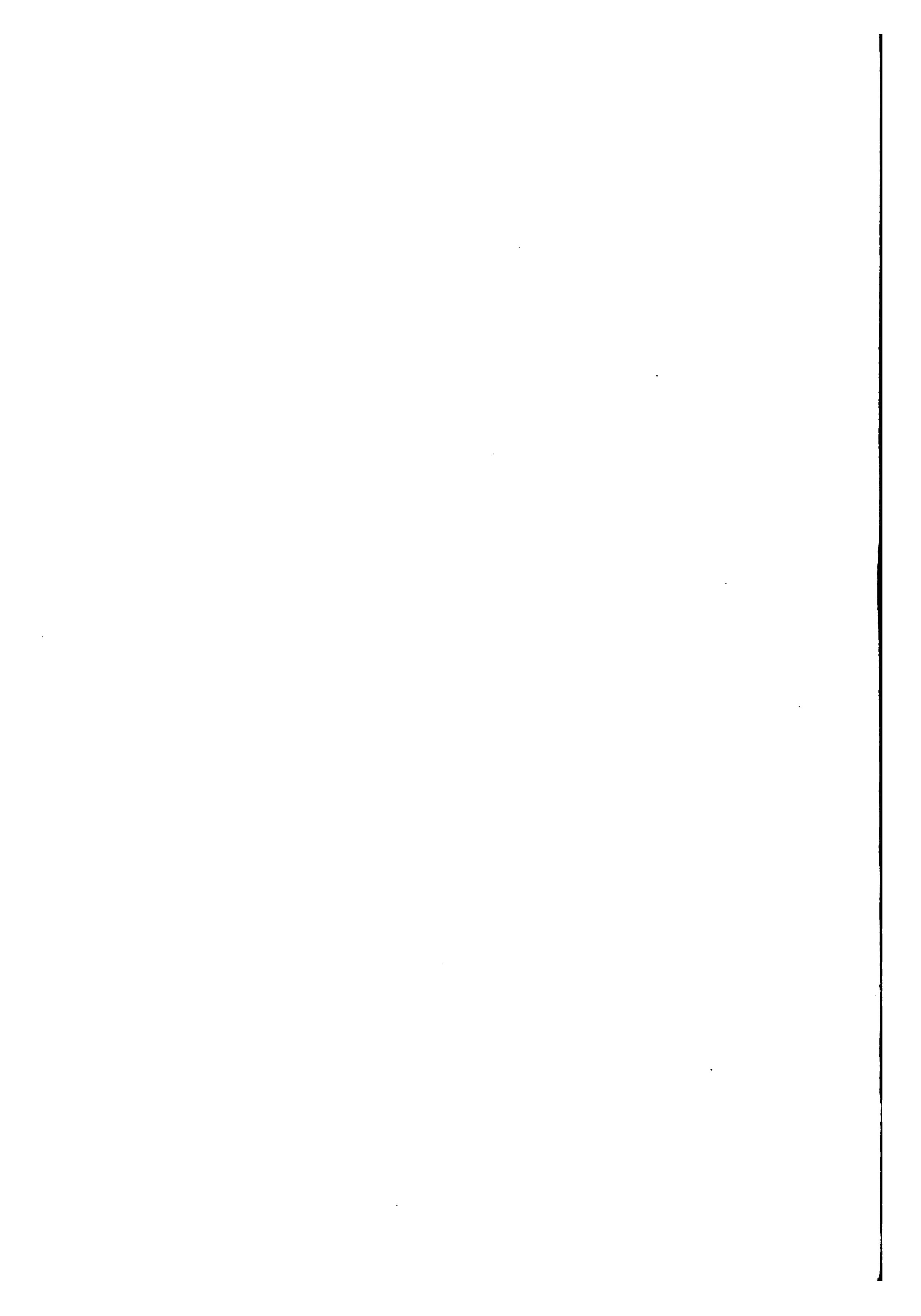


George Bancroft.

HESEKIEL

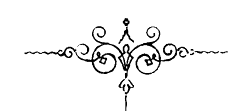
ECN

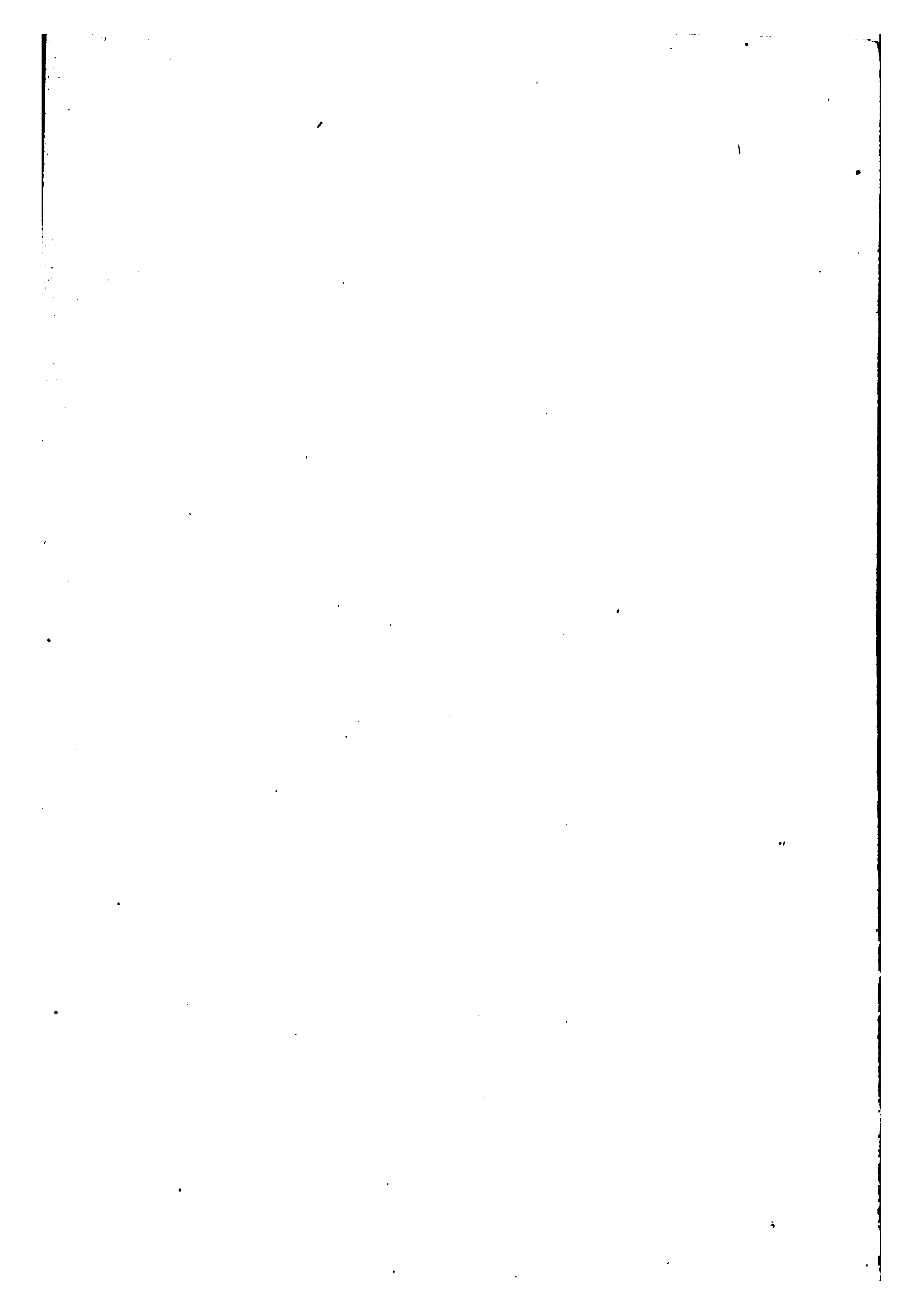


Das Buch

vom

Grafen Bismarck.






ROTH

Das Buch

vom

Grafen Bismarck

von

George Hesekiel.

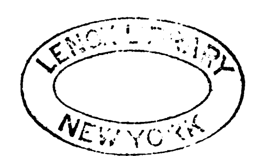
Mit Illustrationen von W. Diez, C. von Grimm, L. Pietsch u. A.

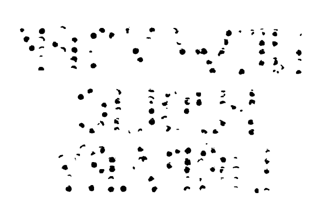


Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1869.





Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.


Die Wiege
Schlicht u. tüchtig,
Fest, gewichtig
Steht das theure Haus d. Ahnen,
Schlicht und tüchtig
Kühn, umsichtig
Ging des Hauses Sohn d. Bahnen,
Die zu ewigen Zielen leiten
Durch den wirren Streit d. Zeiten.
R. Püttner 68

Von Genthin nach Tangermünde.

In Genthin verließen wir die Eisenbahn. —

Genthin ist ein alter Ort, der seine Gründung, die in's zwölfte Jahrhundert fällt, den edlen Herren von Plotho verdankt, deren altes Stammhaus, Alten-Platho, dicht bei der Stadt liegt. Gegenwärtig sitzt das Haupt dieses Geschlechts, mit der Würde des Erb-Kämmerers im Herzogthum Magdeburg ausgezeichnet, auf dem Schlosse Parey an der Elbe. Die edlen Herren von Plotho sind, neben den edlen Herren, den Gänsen zu Putlitz, die einzige noch florirende Sippe in diesen Landen, deren Abstammung von wendischen Fürsten- und Häuptlingsgeschlechtern hergeleitet werden kann. Wahrscheinlich wendeten sie sich frühe dem Christenthum zu, wodurch es ihnen gelang, einige Attribute ihrer wendischen Fürstenschaft und etliche Vorzüge vor dem eindringenden deutschen Kriegsadel, der die Marken mit rittermäßigen Dienstmannengeschlechtern besetzte, zu behaupten. Die Plotho und die Putlitz heißen darum Edle Herrn, nobiles viri, zu einer Zeit, wo dieses Prädicat nur den Dynasten gegeben wird. Sie werden in den Urkunden stets vor den Mitgliedern der altritterlichen Geschlechter genannt, hatten adelige Vasallen und bis in die neueste Zeit hinein ihren eigenen Lehnshof zur Herrschaft Parey. Bekannt und populär ist die Figur jenes Freiherrn von Plotho, welcher als churbrandenburgischer Reichstagsgesandter zu Regensburg den kaiserlichen Notarius, Doctor April, der ihm die Reichsacht gegen Friedrich den Großen insinuiren wollte, so energisch abwies. Die beste Schilderung dieser eigenthümlichen Persönlichkeit hat Goethe in „Dichtung und Wahrheit" gegeben. Weniger bekannt ist, daß ein Zweig dieses märkischen Wendenhäuptlings-Geschlechtes sich auch in Belgien seßhaft gemacht hatte: die reichen Besitzungen der Baronie Engelsmünster in Flandern gingen der Familie erst in den Stürmen der französischen Revolution verloren.

Soviel von den Gründern von Genthin.

Es ist ein freundlicher und sauberer Ort. An dem neuen stattlichen Ständehause, in welchem sich das Königliche Landrathsamt befindet, hingen noch die Hochzeitkränze, denn zwei Tage vorher hatte der Landrath Heinrich von Brauchitsch die älteste Tochter des ältesten Bismarck-Collegen, unseres trefflichen Kriegsministers von Roon heimgeführt. „Der alte Geograph saß früher im Ministerium Bismarck als Bismarck selbst!“ sagt der Berliner Witz. General von Roon ist bekanntlich Karl Ritter's Schüler und ein gelehrter Geograph, der als solcher schon, abgesehen von sonstigen Verdiensten um König und Vaterland, nicht mit Unrecht den Doctorhut der Hallischen Friedrichsuniversität trägt. —

Es war ein nicht zu warmer Juni-Nachmittag, als wir in das grüne Land Jerichow hineinfuhren. Lindenblüthenduft und Heugeruch weheten uns lieblich entgegen. Wohlbestandene Felder erfreueten den Blick und anmuthig abwechselnd mit Acker und Wiese trat die Haide an unsern Weg, die Haide, deren Nadelhölzer meist von einem Streifen Laubwald umsäumt waren. Scheu und neugierig kam uns hier und dort auch ein Stück Damwild zu Gesicht.

Der erste Ort, den wir berührten, war Redekin mit seinem schlichten Alvensleben'schen Herrenhause, seinen hohen Pappeln und der uralten Kirche mit dem metallenen Christusbilde daran. Danach das Städtlein Jerichow, welches zwei Kreisen den Namen giebt. Die schmucke kleine Stadt hat zwei Kirchen, sie grüßte uns gar lieblich im Kranz ihrer schönen alten Linden und ihrer duftigen jungen Rosen. Die Kirche am Eingang hat nichts Besonderes, die am Ausgang aber ist sehr merkwürdig als eins der frühesten Muster rein romanischen Styles in diesen Landen. Sie hat eine Krypte.

Dicht hinter Jerichow sieht man zur Linken eine Landmarke auftauchen, das schöne Kaiserhaus von Tangermünde.

In dem nächsten Ort, dem stattlichen Dorfe Fischbeck, befanden wir uns schon auf alt Bismarck'schem Grund und Boden, jedoch fuhren wir nicht weiter nach dem nahen Schoenhausen, sondern wendeten uns links, der Elbe zu, an deren jenseitigem Ufer Tangermünde mit seiner Kaiserburg, seinen hohen Thürmen, seinen Mauern und Warten, ein wohlerhaltenes Stück Mittelalter, uns im letzten Abendstrahl goldig entgegenleuchtete.

Wir schwammen in einem schweren Fährkahn langsam über den breiten Spiegel des Elbstroms und stiegen sofort hinauf zu der Burg, die Kaiser Karl IV., der überfeine und politische Böhmenkönig, zu einer Residenz gemacht hatte für das große

Reich von der Nord- und Ostsee bis nach Ungarn, in welchem er seine Hausmacht zu begründen dachte, das aber unter seinen Söhnen schon zerfiel.

Wir fanden vor der Kaiserburg freilich die alte Linde des Gerichts nicht mehr, an die einst von der Klinke auf der Brandenburger Brücke appellirt wurde. Klinke und Linde sind beide dahin, aber durch den mächtigen Thorthurm in den Burghof tretend hatten wir doch die ehrwürdigen Reste der alten Kaiserburg vor uns; links den Thurm, rechts die Capelle, und die Capelle lag wie begraben unter blühenden Rosen. Das Schloß selbst, in welchem einst der gewaltige Kaiser residirt, wo der herrliche Churfürst Joachim Nestor so fröhliche Hochzeit gehalten mit der schönen dänischen Königstochter Elisabeth und wo er sein edles Leben ausgehaucht nach vielen Enttäuschungen, ist nicht mehr vorhanden. Das Amthaus, welches ungefähr an der Stelle des Schlosses steht, hat König Friedrich I., noch bevor er König wurde, erbaut, sein F mit dem Churhut und der römischen III ist in den Stuckdecken noch mehrfach zu erkennen.

Die alte Kaiserburg wird gegenwärtig von einem verdienten Cavallerie-Officier außer Diensten bewohnt, der heute einen Gast hatte, den General von Fransecky, der seit dem Tage von Sadowa „Fransecky Vor" genannt wird. Der mannliche Kriegsheld war gekommen, um die 4. Escadron des westfälischen Dragonerregiments zu inspiciren, welche zu Tangermünde in Garnison liegt; daher auf der alten Kaiserburg an diesem Abend die frischen Damentoiletten und die glänzenden Uniformen. Karl IV., am französischen Hofe und in Welschland in feiner Weltsitte geübt, lehrte hier einst die wilden märkischen Junker feine höfisch-ritterliche Sitte im Umgang mit Frauen. Die ersten Gesellschaften, in welchen beide Geschlechter vereinigt, haben hier in Tangermünde stattgefunden, bis dahin hatten hier zu Lande Männer wie Frauen getrennt von einander sich vergnügt, also wahre Geselligkeit nicht gekannt.

Gewiß hätte der alte Kaiser seine Freude an dem freundlichen Bilde heiterer Geselligkeit gehabt, was sich an diesem Abend in den lieblichen Garten-Anlagen zwischen seiner Capelle und seinem Thurme entfaltete.

Am andern Morgen sahen wir das merkwürdige Rathhaus und die schöne Kirche der alten Stadt. Solche Rathhäuser solche Kirchen baut heut keine Gemeinde mehr, keine Stadt von der Größe Tangermünde's. Es fehlt uns der Gemeinsinn, der den einzelnen Menschen in ein enges Häuslein einschließt, um der Gemeinschaft stolze, weite Räume schaffen zu können.

Die Morgensonne lag hell auf der alten Stadt und die Sonntagsglocken läuteten, als wir auf breiter Fähre über die Elbe zurückschwammen. Ein Trupp

badender Kinder belebte das Ufer unter dem grauen Thurm. Zwei Officiere führten ihre schönen Pferde in die Fähre; der eine war vom westfälischen Dragonerregiment, der andere aber zeigte den schwefelgelben Kragen und Mützenstreifen des 7. schweren Landwehr-Reiterregiments, dessen Chef General Graf Bismarck. Bekanntlich trägt Graf Bismarck fast immer die Uniform seines Regiments und ein süddeutscher Reichstags-Abgeordneter hat denn auch nicht unterlassen, auf das schwefelgelbe Abzeichen der Uniform des Bundeskanzlers in seiner Schilderung desselben sehr bedenklich hinzuweisen. Der gute geistliche Herr sah nämlich in dem schwefelgelben Kragen Bismarcks ein Stück von der Uniform eines Fürsten, der von unserm edlen König Wilhelm so verschieden ist, wie nur irgend möglich.

Am Ufer angelangt, warfen wir noch einen langen Abschiedsblick auf Tangermünde, bevor wir den wartenden Wagen bestiegen, der uns nach Schoenhausen bringen sollte.

Schoenhausen.

Wenn man von Fischbeck nach Schoenhausen fährt, so hat man zur rechten Hand und vor sich den Kattenwinkel, oder das Kattenland. Es ist dabei nicht an den altgermanischen Volksstamm der Katten, über dessen Verhältnisse zu den Cheruskern wir trotz der Entwickelung einer stupenden Gelehrsamkeit doch nur sehr wenig wissen, zu denken, sondern an das alt-ritterliche Geschlecht der Katte, das in dieser Gegend seit länger als einem halben Jahrtausend seßhaft. Alle die Dörfer fast, deren Thurmspitzen wir da sehen, oder auch nicht sehen, in dem Winkel zwischen Havel und Elbe, gehörten, oder gehören noch denen von Katte.

Unter diesen Dörfern ist auch Wust, in dessen Kirche jener Katte begraben liegt, dessen Freundschaft für Friedrich den Großen in dem Trauerspiel von Küstrin ihr Ende fand. Es hat etwas Gespenstiges und doch etwas Rührendes zugleich, daß sich neben dem Schädel des Enthaupteten, Hans Hermann von Katte in der Wuster Familiengruft noch vollkommen gut erhalten hat, das Zopfband, das blaue mit Spitzen besetzte Zopfband. Die von Katte waren ein zahlreiches Geschlecht, es möchte in dieser Gegend kaum eine Kirche oder einen Herrensitz geben, wo sich ihr redendes Wappen nicht fände. Auch durch Verschwägerungen hat sich der blaue Schild mit der weißen Katze und der Maus im Maule nach allen Seiten hin seine Stätte erobert. Man kann das Katte'sche Wappen kaum ansehen, ohne an den enthaupteten Freund des großen Friedrich zu denken. Wie in seinem Wappen die Katze mit der Maus grausam spielt, fast ebenso spielte ihm der zornige König Friedrich Wilhelm mit. Es ist aber doch ein milder Zug in dem Küstriner Trauerspiel, daß der zornige König den Vater Hans Hermanns sowohl als dessen Großvater, den Feldmarschall Grafen Wartensleben, über das furchtbare Schicksal

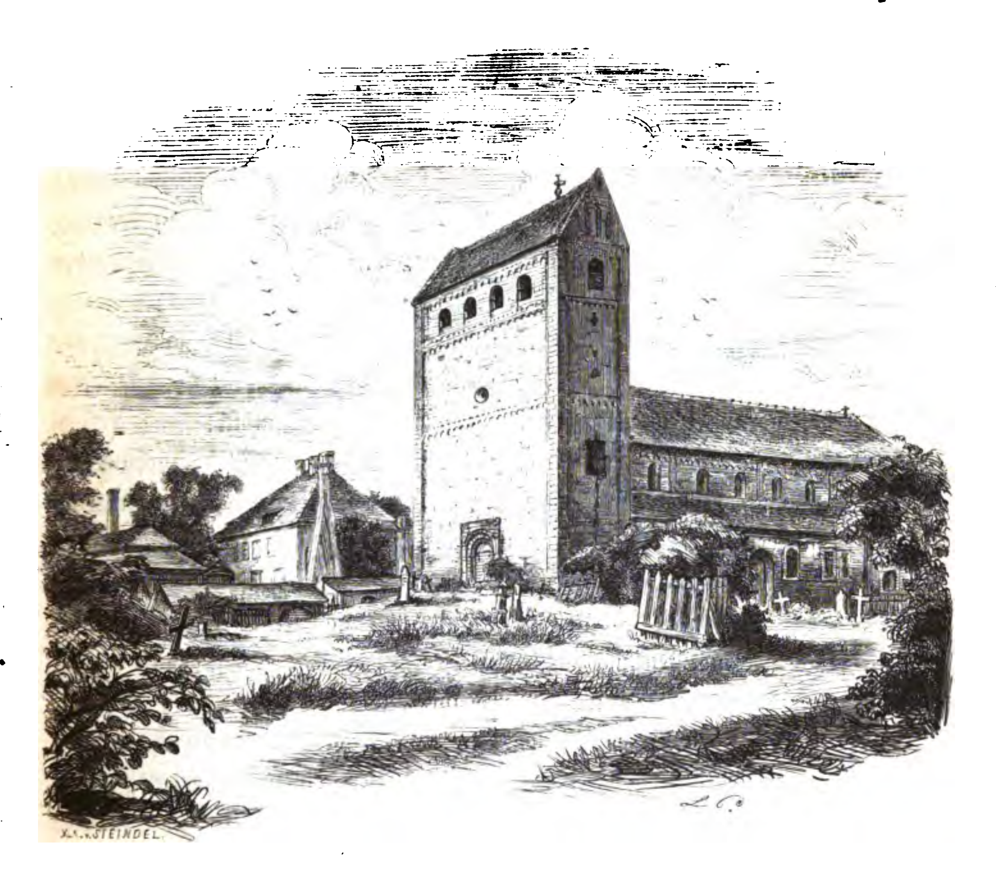
des Sohnes und Enkels in seiner eigenthümlichen Weise zu trösten suchte. Er ist ein zorniger, bis zur Rohheit gestrenger Herr, unser Friedrich Wilhelm I., aber er hat doch nichts vom orientalischen Despoten und man darf, wenn man ihm anders gerecht werden will, die mildernden Züge angeborener Gutmüthigkeit und christlicher Gewissenhaftigkeit nicht übersehen. Orientalische Despoten aber gab es damals nicht nur im Orient. Man halte das Gesammtbild Friedrich Wilhelm des Gestrengen nur gegen die Bilder der anderen Herrscher von damals und man wird überrascht sein über den erquicklichen Eindruck, den der straffe Soldatenkönig macht, trotz der einzelnen Züge, die unser Gefühl verletzen.

Als wir in Schoenhausen einfuhren, läutete es zur Kirche, die Glocke aber gab keinen hellen Klang, sie tönte heiser. Die Glocke der schönsten Dorfkirche zwischen Havel und Elbe ist gesprungen, sie wird wohl bald umgegossen werden, wir wollen aber nicht in Abrede stellen, daß gerade ihr heiserer Klang mitten in dem Sonnenschein und Blüthenduft auf der breiten mit Bäumen besetzten Straße des stattlichen Dorfes einen eigenthümlichen Eindruck auf uns machte.

Schoenhausen ist ein uralter Ort und, wie dieser Theil des Jerichow'schen Kreises überhaupt, ehemals geistliches Besitzthum. Es gehörte zu der Dotation, mit welcher Kaiser Otto I. im Jahr 946 das von ihm gestiftete Bisthum Havelberg ausstattete. Diese Ottonische Dotation wurde im Lauf der Zeit vielfach zerstückelt; Schoenhausen und Fischbeck aber verblieben dem Dome von Havelberg als Tafelgüter des Bischofs. Bis ins fünfzehnte Jahrhundert war Schoenhausen ein gewöhnliches Dorf unter einem Schulzen. Während der Stiftsregierung des Bischofs Johann von Schlabrendorf aber, der den Havelberger Stuhl von 1501 bis 1520, eine friedliche Zeit hindurch, inne hatte, hob es sich bedeutend und erhielt einige städtische Einrichtungen. In einer noch vorhandenen Quittung vom Jahr 1547 heißt es: „Von den ehrsamen und weisen Richtern und Schöppen des Fleckens Schoenhausen.“ Es war also der Ort zu einem Flecken geworden. Die Feldmark dieses Fleckens war sehr bedeutend, denn sie umfaßte außer dem Wald-Revier über 2000 Morgen Ackerland. Daher kam es, daß Schoenhausen bis in die neueste Zeit hinein mehr Einwohner hatte, als das benachbarte Städtchen Jerichow. Dennoch vermochte Schoenhausen, als es keine Bischöfe von Havelberg mehr gab, die sich seiner mit besonderer Gunst annahmen, nicht den Rang eines Fleckens zu behaupten. Aber die Zeit hat in der Physiognomie des Ortes noch immer nicht alle Züge des Städtischen oder Marktfleckenartigen zu verwischen vermocht. Im dreißigjährigen Kriege hat Schoenhausen viel gelitten, bald von den Schweden, bald von den Kaiser-

lichen so mißhandelt, daß von 48 Bauerstellen nur eine einzige übrig blieb. 1642 wurde das Schloß geplündert und ausgebrannt und 1651 wurde die ganze Gegend von einer großen Ueberschwemmung heimgesucht. Viele Jahre war kein Pfarrer an der Kirche, bis die Bismarcke 1650 den Pastor Adam Winkler von Großwulkow beriefen.

Die Kirche und das Herrenhaus liegen auf einem Hügel neben einander. Von dem Kirchhofe aus hat man einen schönen Blick in die Landschaft. Das ehrwürdige



Gotteshaus, welches Bischof Siegebodo von Havelberg, einer der ersten geistlichen Oberhirten, die sich um die Befestigung des Christenthums in dieser Gegend verdient gemacht haben, im Anfange seines Episcopates erbaut, wurde am 7. November 1212 geweiht. Patrone waren: die heilige Jungfrau und der Märthyrer Willebrod. Zur Erhöhung der Heiligkeit dieser Kirche, auf welche damals, wo es noch so wenige Gotteshäuser auf dem platten Lande gab, wohl die Bewohner einer weiten Umgegend

angewiesen waren, wurde ein reicher Reliquienschatz dahin gestiftet. Man nennt Reliquien der heiligen Märtyrer von Theben, des Märtyrers Sebastian, des Bischofs Constantins, des Abtes Aegidius, des heiligen Albanus und Anderer. Dieselben wurden bei einem im Jahr 1712 vorgenommenen Umbau des Hochaltars in einer mit Wachs verklebten Büchse zugleich mit einer urkundlichen Erklärung des Bischofs Siegebodo über die Consecration der Kirche und den Reliquienschatz vorgefunden. Die Kirche zu Schoenhausen ist die größeste, schönste und vollständigste Dorfkirche der ganzen Gegend; sie zeigt in erhabener Einfachheit den ausgebildeten Typus einer dreischiffigen Basilika. Als eine Stiftung der Havelberger Bischöfe giebt sich diese Kirche auch sofort äußerlich durch den breiten thurmartigen Querbau kund. Der Havelberger Dom ist dabei das Muster wie für die Kirchenbauten der ganzen Umgegend gewesen. Für die innere Ausschmückung der schönen Kirche hat besonders der Landrath August von Bismarck, der auch das Schloß in seiner jetzigen Gestalt herstellte, viel gethan. Von ihm ist die schön geschnitzte Kanzel mit einer ebenso schönen Treppe, in der Mitte der Kirche etwa; von ihm der herrschaftliche Chorstuhl, der Kanzel gegenüber, eine ausgezeichnete, reich ornamentirte Schnitzarbeit in Eichenholz. Ferner stiftete er den Altar mit dem Bilde, das schon an die Roccocozeit erinnert. Seinen Eltern errichtete er ein großes Epitaphium mit den eingelegten Ovalbildnissen derselben. Die Tracht auf den Bildern deutet etwa auf die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Das Epitaphium des Landraths August von Bismarck selbst, ihm von seinem Sohn errichtet, befindet sich in einiger Entfernung davon, ist in der Ausführung aber schon viel schwächer und steht an Reichthum und Geschmack hinter dem der Eltern zurück. Unter den Gedächtnißtafeln befindet sich in schlichter Einfachheit auch die der Mutter unseres Ministerpräsidenten und Bundeskanzlers. Derselben fast gegenüber hängt ein gutes Oelbild des Ortsgeistlichen, der zu ihrer Zeit amtirte.

Der Bismarck'sche Gutshof ist dicht neben der Kirche. Man tritt in denselben durch eine Einfahrt mit gemauerten Pfeilern und hat zur Linken zunächst das Wirthschaftshaus, vor sich aber eine große, schöne Linde, welche etwa die Grenze zwischen dem Wirthschafts- und dem eigentlichen Schloßhof bezeichnen mag. Wenige Schritte führen uns von der Linde zu einer Sandsteinvase und wir stehen vor dem Hause, in welchem Bismarck geboren wurde.

Es ist ein schlichter, schwerer, viereckiger Bau aus den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts, dessen gewaltige Grundmauern aber noch von dem ersten Schlosse herrühren, welches die Bismarcke hier bewohnten. Dasselbe wurde während des dreißigjährigen Krieges verwüstet und ausgebrannt. Das Haus hat zwei Stock-

werke und ein hohes Dach. Auf der rechten Seite der Thür ist ein Flügel angebaut, der bis zur Höhe der Sandsteinvase vorspringt. Auf der linken Seite beginnt der Park mit herrlichen Reihen von Kastanien und Linden. Die erste Kastanie, dem Schloß zunächst, ist von seltener Größe und Schönheit.



Goldene Lichter spielten um das Dach des Hauses und um die Wipfel der hohen alten Bäume, aber Blüthenduft und stiller grüner Schatten erfüllten den Raum, der wohl öfter der Schauplatz von Bismarcks Jugendlust gewesen.

An der Thür des Hauses empfing uns unser freundlicher Führer, ein junger Landwirth, dessen Väter in mehreren Generationen schon die obersten Wirthschaftsbeamten der Bismarcke zu Schoenhausen gewesen.

Die Thür ist schlicht wie das Haus selbst, ohne Rampe, ohne Treppe. Der Wappenstein über derselben zeigt rechts das Bismarck'sche Wappen, das doppelte Dreiblatt; links das Katte'sche Wappen, die Katze mit der Maus. Die Inschrift rechts heißt: August von Bismarck, die links: Dorothea Sophia Katten, darunter anno 1700. Es ist der Bau also im letzten Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts beendet worden.

Wir traten in das Haus, nicht durch diesen Haupteingang, sondern wir gingen um die Ecke, an der sich auf der Gartenseite eine Thür findet, durch welche man unmittelbar in ein schönes, räumliches Gartenzimmer kommt. In der Stuckdecke dieses



Zimmers zeigt sich wieder, und zwar in sehr zierlicher Ausführung das Bismarck-Katte'sche Doppel-Wappen, wie über der Eingangsthür.

Aus den Erdgeschoß-Zimmern der Gartenseite kamen wir in die räumliche Flurhalle, aus welcher eine schwere, breite dunkle Eichenholztreppe aufwärts führt. Bevor wir aber dieselbe ersteigen, werfen wir einen Blick in die Küche, deren Größe einen Schluß machen läßt auf die Gastfreiheit der Hausherren. Wie Zwerge zu einem Riesen verhalten sich die engen städtischen Küchen zu diesem weiten Raum, an dessen Hauptpfeiler der gewaltige hölzerne Salzkasten, die Mäste genannt, als Symbol altväterlicher Gastfreundschaft, prangt.

Oben an der Treppe trat uns die Frau Inspektorin Bellin entgegen, die greise Mutter unseres freundlichen Führers, die mit ihren noch immer hellen Augen einst die Kinder dieses Hauses, den Ministerpräsidenten und seine Geschwister, treulich gehütet und mit der Hand, deren festen Druck wir noch fühlten, dieselben auf ihren ersten

Schritten geleitet hatte. Die Leute dort zu Lande können sich das Bismarckschloß gar nicht mehr denken, ohne die Inspektorin Bellin. Sie ist so zu sagen der genius



loci geworden. Sie empfing uns gar wohl, denn wir waren gut empfohlen, aber bald ward ihr Benehmen zu voller Herzlichkeit, denn sie hatte mit dem scharfen Blick und dem noch sichererm Gefühl alter Treue rasch erkannt, wie groß unsere Verehrung für ihre Herrschaft, unsere Begeisterung für den Ministerpräsidenten.

In lebhafter, origineller, oft mit dem platten Idiom der Gegend gemischter Rede sprach sie von ihrem „gnädigen Herrn“. Für die kleine Alte war der Graf und Ministerpräsident, der General-und Bundeskanzler, so stolz sie auch auf dessen Weltruhm sein mochte, immer nur ihr „gnädiger Herr“, ganz als ob er nichts weiter als der Gutsherr von Schoenhausen, ein schlichter Landjunker und allenfalls Deichhauptmann, gewesen wäre! Man fühlte es wohl, daß die Liebe der greisen Frau im schwarzen Gewande mehr noch der Familie als der Person galt; sie liebte den Ministerpräsidenten doch nur, weil er der Junker Otto Bismarck von Schoenhausen war, sein Ruhm erfreute ihr treues Herz, aber derselbe überraschte sie nicht, denn daß aus dem Junker Otto einmal etwas Großes, etwas ganz Absonderliches werden mußte, das hatte sie ja lange vorhergesehen und auch vorhergesagt.

Wir treten zunächst in den verhältnißmäßig niedrig erscheinenden, weiß tapezirten Eßsaal; auch hier zeigen sich Decke, Fries und beide Kamine stattlich in Stuck-

arbeit verziert. Auf den Consolen stehen die Büsten König Friedrich Wilhelms III. und König Friedrich Wilhelms IV.; die des Letztern noch mit dem jugendlichen Gesicht des Kronprinzen. Die Ausstattung ist schlicht, fast unscheinbar, hier wie in allen übrigen Räumen; dieselbe erinnert an die geldärmere, anspruchslose Zeit nach den Befreiungskriegen, aus welcher sie auch wohl herstammen wird.

Aus dem Eßsaal führt die Thür zur Linken in zwei schöne Gesellschaftszimmer, von denen das eine mit Wandmalereien in Oel, das andere in japanischem Styl verziert ist. Hier fanden wir in den Ecken die Abgüsse der Amazone von Kiß und der auf einem Hirsch reitenden Walburga von Rauch. Wenn wir nicht irren, ist diese Walburga ein Kind aus dem alten Stendal, wo die Bismarcke so lange ruhmreich im patrizischen Stadtregiment gesessen. Vor den Fenstern beider Zimmer wiegen die Linden des Parkes im leisen Anhauch des Windes ihre grünen Laubkronen.

Aus dem Speisesaal zur Rechten tritt man in das grün tapezirte Wohnzimmer der Gemahlin des Grafen Bismarck. Die Bilder und Lithographieen an den Wänden sind aus Friedrich Wilhelms III. Zeit, und über dem Kamin sieht man in Stuck eingelegt das Medaillonbild einer Frau, wahrscheinlich eine antike Schönheit. Das Hauptstück in diesem Zimmer aber ist das Portrait der Mutter des Ministerpräsidenten. Wir wollen über den Kunstwerth desselben nicht urtheilen, aber es ist gewiß keine unverdienstliche Arbeit, denn der Beschauer hat sofort das Gefühl, daß dieses Bild ähnlich sein muß. Auf uns hat es den tiefsten Eindruck gemacht. Geistvoll, fast herrschend blicken die Augen unter der klaren Stirn, es ist etwas Strenges in dem Umriß des Gesichtes, aber der Mund ist so überaus lieblich, daß das Ganze ein Bild hohen Geistes und edelster Weiblichkeit giebt.



Bismarck's Mutter.

Wieder zur Rechten kommt man aus diesem Gemach in das Schlafzimmer; hier in dem Alkoven, der jetzt durch einen rothen Vorhang von dem Zimmer geschieden wird, ist Otto von Bismarck am 1. April 1815 geboren. In diesem Alkoven hat



seine Wiege gestanden. Jetzt steht nur noch das Bett darin, in welchem sein Vater starb.

Es kam eine tiefe Wehmuth über uns, als die treue Inspektorin auf das kleine Sopha zeigte, auf welchem der Vater des Ministerpräsidenten vierzehn Monat krank gelegen, bevor er zum Sterben kam. Die Erinnerung an den Vater überwog bei ihr den Stolz auf den Sohn. Sonst ist's ein schlichter Raum, aber wie zu einem Schlafzimmer geschaffen, der etwas Heimliches, Lauschiges durch den Umstand bekommt, daß er in der Front durch den Giebel des Seitenflügels halb zugebaut ist.

Die dritte Thür im Hintergrunde des grünen Wohnzimmers führt in die Bibliothek; ein weites, rothangestrichenes Gemach, in dessen Mitte ein schwerer, mächtiger Tisch. Die Bücher befinden sich in zwei Schränken. Die Sammlung ist durch ihre Zahl nicht unbedeutend, aber seltsam zusammengestellt, oder vielmehr zusammengewürfelt.

Im Dorfe erzählte man uns mit fast mythenhafter Färbung, an diesem schweren Tische in der Bibliothek habe Graf Bismarck in jungen Jahren gesessen und in sechs

Zoll dicken Büchern gelesen, wochenlang, oft Tag und Nacht; davon aber sei er so mächtig geworden.

Das Lesen bestätigte uns die Frau Inspektorin Bellin, denn sie hätte die Massen der von ihrem Herrn gelesenen Bücher oft genug wieder eingestellt und der sechs Zoll starken Bände fanden sich auch genug. Daß aber Graf Bismarck gerade



Die Bibliothek.

davon, oder allein davon „so mächtig" geworden, ist uns bei aller Hochschätzung gedruckten Wissens doch mindestens sehr zweifelhaft. Gewiß ist's, daß er sich hier in der Einsamkeit auf seine Examina vorbereitete.

Es lohnt aber doch, einen Blick in die Schränke zu werfen und wenigstens einige von den Büchern, die Graf Bismarck in seiner Jugend studirt, kennen zu lernen. In dem einen Schrank fanden wir des braven, alten Zedler's bändereiches Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste; daneben das vielbändige Theatrum Europaeum, noch heute eine geschätzte und unentbehrliche Quelle historischen Wissens für einen langen Zeitraum; eine allgemeine Geschichte von Deutschland, eine allgemeine Welthistorie, beide in der pragmatischen Manier des vorigen Jahrhunderts; dann Gledows Reichshistorie; ein historisches Labyrinth der Zeit, und Ludwig Gottfrieds historische Chronik der vier Monarchien, auf einem noch früheren Standpunkt der Geschichtschreibung stehend. Die Theologie ist durch Dr. Martin

Luthers deutsche Schriften vertreten. Neben einer „Sammlung alter Reisebeschreibungen“ findet sich ein altes Staats- und Zeitungslexikon nebst Büschings Erdbeschreibung. Welche von diesen Büchern nun die besagten sechs Zoll starken Bände sind, wird sich schwerlich noch feststellen lassen. Wir gestehen, daß unser Verdacht auf das Theatrum Europaeum gefallen ist, was, wenn es sich bestätigte, den Werth dieses Werkes in den Augen der Politiker gewiß bedeutend steigern würde. — Der andere Schrank scheint, in seinen oberen Reihen wenigstens, mehr für die schönen Wissenschaften bestimmt gewesen zu sein. Voltaire und die Briefe des Grafen von Bussy stehen friedlich neben Friedrich von Schlegels Werken und Leopold Schefers Laienbrevier; neben Basedows Elementarwerk liegt Herschels populäre Astronomie.

Von den Büchern zu den Bildern! Diese haben hier ein besonderes Interesse, da sie meist Personen der Familie darstellen. Ein Paar Portraits der einzigen Schwester Bismarcks aus deren frühester Jugend verrathen doch eine gewisse, wenn auch entfernte Aehnlichkeit der Tochter mit der Mutter. Weder hier, noch sonst wo im Schloß, fanden wir ein Bild des Hausherrn, des Ministerpräsidenten. Dagegen war ein solches des älteren Bruders, des Königlichen Kammerherrn Bernhard von Bismarck auf Külz, Landraths im Naugarder Kreise, vorhanden. Dasselbe zeigte das Gesicht eines jungen Mannes ohne hervorstechende Aehnlichkeit mit dem Ministerpräsidenten. Graf Bismarck ist auch seiner Mutter nicht ähnlich, obwohl wir kaum zweifeln, daß deren geistiger Einfluß auf den Sohn ein sehr bedeutender gewesen. Dagegen nennen wir unter den Bildern hier ein sehr interessantes Porträt seiner Großmutter von Mutterseite; und auch das seines Oheims, des Generals von Bismarck.



Bismarcks Großmutter mütterlicherseits.

Frau Inspektorin Bellin erquickte uns hier mit Erdbeeren, und es machte uns einen fast historischen Eindruck, Erdbeeren aus Bismarcks Garten in Bismarcks Bibliothekzimmer zu essen.

angewiesen waren, wurde ein reicher Reliquienschatz dahin gestiftet. Man nennt Reliquien der heiligen Märtyrer von Theben, des Märtyrers Sebastian, des Bischofs Constantins, des Abtes Aegidius, des heiligen Albanus und Anderer. Dieselben wurden bei einem im Jahr 1712 vorgenommenen Umbau des Hochaltars in einer mit Wachs verklebten Büchse zugleich mit einer urkundlichen Erklärung des Bischofs Siegebodo über die Consecration der Kirche und den Reliquienschatz vorgefunden. Die Kirche zu Schoenhausen ist die größeste, schönste und vollständigste Dorfkirche der ganzen Gegend; sie zeigt in erhabener Einfachheit den ausgebildeten Typus einer dreischiffigen Basilika. Als eine Stiftung der Havelberger Bischöfe giebt sich diese Kirche auch sofort äußerlich durch den breiten thurmartigen Querbau kund. Der Havelberger Dom ist dabei das Muster wie für die Kirchenbauten der ganzen Umgegend gewesen. Für die innere Ausschmückung der schönen Kirche hat besonders der Landrath August von Bismarck, der auch das Schloß in seiner jetzigen Gestalt herstellte, viel gethan. Von ihm ist die schön geschnitzte Kanzel mit einer ebenso schönen Treppe, in der Mitte der Kirche etwa; von ihm der herrschaftliche Chorstuhl, der Kanzel gegenüber, eine ausgezeichnete, reich ornamentirte Schnitzarbeit in Eichenholz. Ferner stiftete er den Altar mit dem Bilde, das schon an die Roccocozeit erinnert. Seinen Eltern errichtete er ein großes Epitaphium mit den eingelegten Ovalbildnissen derselben. Die Tracht auf den Bildern deutet etwa auf die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Das Epitaphium des Landraths August von Bismarck selbst, ihm von seinem Sohn errichtet, befindet sich in einiger Entfernung davon, ist in der Ausführung aber schon viel schwächer und steht an Reichthum und Geschmack hinter dem der Eltern zurück. Unter den Gedächtnißtafeln befindet sich in schlichter Einfachheit auch die der Mutter unseres Ministerpräsidenten und Bundeskanzlers. Derselben fast gegenüber hängt ein gutes Oelbild des Ortsgeistlichen, der zu ihrer Zeit amtirte.

Der Bismarck'sche Gutshof ist dicht neben der Kirche. Man tritt in denselben durch eine Einfahrt mit gemauerten Pfeilern und hat zur Linken zunächst das Wirthschaftshaus, vor sich aber eine große, schöne Linde, welche etwa die Grenze zwischen dem Wirthschafts- und dem eigentlichen Schloßhof bezeichnen mag. Wenige Schritte führen uns von der Linde zu einer Sandsteinvase und wir stehen vor dem Hause, in welchem Bismarck geboren wurde.

Es ist ein schlichter, schwerer, viereckiger Bau aus den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts, dessen gewaltige Grundmauern aber noch von dem ersten Schlosse herrühren, welches die Bismarcke hier bewohnten. Dasselbe wurde während des dreißigjährigen Krieges verwüstet und ausgebrannt. Das Haus hat zwei Stock-

werke und ein hohes Dach. Auf der rechten Seite der Thür ist ein Flügel angebaut, der bis zur Höhe der Sandsteinvase vorspringt. Auf der linken Seite beginnt der Park mit herrlichen Reihen von Kastanien und Linden. Die erste Kastanie, dem Schloß zunächst, ist von seltener Größe und Schönheit.



Goldene Lichter spielten um das Dach des Hauses und um die Wipfel der hohen alten Bäume, aber Blüthenduft und stiller grüner Schatten erfüllten den Raum, der wohl öfter der Schauplatz von Bismarcks Jugendlust gewesen.

An der Thür des Hauses empfing uns unser freundlicher Führer, ein junger Landwirth, dessen Väter in mehreren Generationen schon die obersten Wirthschaftsbeamten der Bismarcke zu Schoenhausen gewesen.

Die Thür ist schlicht wie das Haus selbst, ohne Rampe, ohne Treppe. Der Wappenstein über derselben zeigt rechts das Bismarck'sche Wappen, das doppelte Dreiblatt; links das Katte'sche Wappen, die Katze mit der Maus. Die Inschrift rechts heißt: August von Bismarck, die links: Dorothea Sophia Katten, darunter anno 1700. Es ist der Bau also im letzten Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts beendet worden.

Wir traten in das Haus, nicht durch diesen Haupteingang, sondern wir gingen um die Ecke, an der sich auf der Gartenseite eine Thür findet, durch welche man unmittelbar in ein schönes, räumliches Gartenzimmer kommt. In der Stuckdecke dieses

hatte einen solchen Eindruck gemacht, daß Herr von Bismarck am andern Morgen den Keller genau untersuchte; da fand er denn in der That hinter Schutt und Geröll versteckt eine kleine Thür mit einem herzförmigen Einschnitt, von deren Dasein bisher niemand in der Familie eine Ahnung gehabt hatte. Die Thür war nun freilich gefunden, der Schatz aber wurde leider nicht entdeckt, denn die Thüre verschloß nur einen verborgenen Gang, welcher in die Kirche führte. Vor der Kirche lag vielleicht der Schatz, auf welchen das Traumgesicht aufmerksam machen wollte!

In der Thür zur Bibliothek sind drei tiefe Risse, die erinnern auch daran, daß einst schlimme Geister hier hausten, die freilich gar nichts Gespenstiges hatten; nämlich französische Soldaten, welche 1806 die junge und schöne Hausfrau verfolgten und die Thür mit ihren Bajonetten erbrechen wollten, welche die Flüchtende hinter sich verschlossen hatte. Vor der Begehrlichkeit der Kinder der großen Nation flüchtete Bismarcks Vater seine Gemahlin in den nahen Wald, sein baares Geld aber, darunter eine bedeutende Summe in Louisd'or, vergrub er unter dem einsamen Pavillon auf der Parkinsel. Sein Erstaunen war nicht gering, als er, zurückkehrend, seinen Versteck aufgegraben, sein Geld aber doch nicht gestohlen, sondern die Louisd'or ringsherum verstreut fand. Nicht die Franzosen, sondern die Hunde hatten den Schatz entdeckt, die Erde aufgewühlt und die Goldstücke verächtlich bei Seite geworfen.

Es läßt sich nicht nachweisen, daß Schoenhausen jemals im Besitz der „Miliz der heiligen Jungfrau", des Templer-Ordens, gewesen, aber in der Schoenhausischen Spukhistorie spielen die Tempelritter, die Tempelherren, eine bedeutende Rolle; ihre langen weißen Mäntel mit dem rothen Kreuz sind freilich ganz vorzüglich dazu geeignet, aber es ist doch ein Zeichen von dem tiefen Eindruck, denn der plötzliche Untergang des mächtigen Ordens auch auf das Volk in diesen Landen gemacht, daß überall bei geheimnißvollen Geschichten, bei geheimen unterirdischen Wegen, Schatzgräbereien und ähnlichen Dingen die Templer in ihren langen weißen Mänteln eine hervorragende Stellung einnehmen. Freilich redet da auch die Habsucht ein wenig mit, denn von dem Reichthum der Templer liefen bekanntlich die übertriebensten Vorstellungen um; man witterte überall verborgene Templerschätze und die armen Templer mußten den Schatz, an dem ihr Herz im Leben gehangen, in alle Ewigkeit als Gespenster hüten.

Aus dem Schlosse traten wir auf die oberste Terrasse des Parks hinaus und schritten zunächst die kühle, schattige Allee von Linden hinunter, deren Zweige bis

zur Erde herabhängen, eine grüne Laube von seltener Schönheit bildend. In diesem prächtigen Raume hat der Hausherr wohl die Tafel aufschlagen lassen für die



Seinen, für Freunde und Gäste. Ueberhaupt ist der Park reich an schönen Baumgängen, alten wie neuen, und die märkische Linde scheint der Lieblingsbaum der Bismarcks von Schoenhausen gewesen zu sein.

Auf der Mauer, welche die obere Terrasse von dem eigentlichen Park scheidet, steht sehr anmuthig eine Birke, die dort niemand hingepflanzt hat. Sie hat sich mit ihren Wurzeln fest in die Steine eingeklammert, einen Theil der Mauer zerstörend, und ragt nun aus Steintrümmern und blühenden Rosensträuchern auf, wie die grüne Fahne eines siegreichen Eroberers.

Die Parkanlage ist ursprünglich im altfranzösischen Geschmack mit geradlinigen Hecken, Bassins und Statuen, die Natur hat aber längst den Zwang der Gartenscheere Lenotre's überwunden.

Dem unteren, eigentlichen Park sieht man es doch etwas an, daß der Herr nicht mehr heimisch hier und daß die Gutswirthschaft verpachtet ist. Zwischen den hohen und vornehmen-Baumgängen und malerisch schönen Laubpartieen haben sich breite Streifen eingedrängt, die mit allerlei nützlichen Gewächsen aus dem Pflanzenreich

bestanden sind. Das giebt dem Bilde einen leichten Ton von Herbstlichkeit, möchten wir sagen, denn Vernachlässigung wäre zu viel, der aber dem Ganzen doch keinen Eintrag thut.

Durch einen Baumgang, in welchem wahre Prachtexemplare von Linden stehen, gelangt man zu einer kleinen Brücke, die über den schilfreichen Graben führt, der den Park vom Felde scheidet. Diesseits kühler Lindenschatten, drüben in heller Sonnenglut Mais und Runkelrüben! An dieser Brücke steht, die Hand auf den Rücken haltend, die Statue eines Herkules von Sandstein, auf dessen Nordseite Junker



Otto Bismarck einst sein Jagdgewehr abschoß — man sieht die Spuren noch davon — zugleich aber ernsthaft versicherte, daß Freund Herkules mit der Hand rückwärts nach der Lende fasse, weil ihn der Schuß jämmerlich brenne. Auf dem einen Schenkel des sandsteinernen Herren steht, ersichtlich von der Hand eines neuern Besuchers, geschrieben: Adam. Der in der Mythologie nicht sehr bewanderte, freiwillige Erklärer hat sich zu dieser falschen Angabe wohl nur durch die Einfachheit des antiken Costüms verleiten lassen. So lange sich indessen die Ländlichkeit nur mit Inter-

pretationen solcher Art breit macht, kann man sie sich allenfalls gefallen lassen. Es ist schon schlimmer, wenn sie den Göttergestalten die Köpfe abschlägt, um aus dem feinen Sandstein einen Schärfungsstoff für die Sense zu gewinnen. So herbes Schicksal aber ist einer ziemlich massiven Flora widerfahren, die sich dort über den Verlust ihres lockigen Hauptes trauernd hinter ein dichtes Gebüsch zurückgezogen hat.

Unter den Landbewohnern der Altmark scheint selbst die Poesie der Auerbach-schen Dorfgeschichten keinen rechten Eingang gefunden zu haben.

Auf einer kleinen künstlichen Insel im Park liegt ein einsamer Pavillon, dem Styl nach reine „Regentschaft“; halb versteckt unter Bäumen und mit Moos überwachsen bietet er einen nicht nur malerischen, sondern auch geheimnißvollen Anblick. Der Dichter könnte dahin den Schauplatz der Verwickelung oder der Katastrophe einer Novelle oder eines Dramas verlegen. Wir haben die hölzerne Brücke nicht überschritten und die Insel des Pavillons nicht betreten, vielleicht um uns nicht den Eindruck eines Ortes zu stören, der in der Nähe wahrscheinlich nicht gehalten hätte, was er von weitem versprach, vielleicht aber auch nur, weil uns unser freundlicher Führer mit besorgter Miene vor den Mücken warnte, die dort in mehreren Abarten, einige darunter sollen von bedenklicher Größe sein, schon längere Zeit unangefochten ihr unschuldiges Spiel treiben.

Dagegen haben wir im Park zu Schoenhausen noch zwei ernste Plätze besucht, zwei Gräber. In einem düstern Bosquet, halb verwachsen schon, liegt ein älterer Bruder Bismarcks, der als Kind schon verstorben, mitten im Grünen begraben. Das gußeiserne Kreuz ist sicherlich erst später auf der Grabstätte errichtet worden, denn als der kleine Alexander von Bismarck starb, hatte die königliche Eisengießerei zu Berlin wohl schwerlich schon Gußeisenarbeiten der Art in Aufnahme gebracht. Es lagen welke Kränze auf dem halb eingesunkenen kleinen Hügel; es giebt also da doch eine liebende Seele und eine freundliche Hand, welche sich um die Gräber müht, auch in Abwesenheit der Familie.

In einer äußersten Ecke des Parkes dicht am schilfigen Ufer fanden wir das zweite der Gräber. Hier liegt der Hauptmann von Bismarck begraben, ein Vetter des Ministerpräsidenten. Auch über der letzten Ruhestätte des müden Kriegers erhebt sich ein gußeisernes Kreuz, von einem Sohne dem Vater errichtet. Die Grabstätte war bei Lebzeiten der Lieblingsplatz des alten Herrn gewesen. Unter den Bäumen am Ufer, die jetzt sein Grab bewachen, hat er alltäglich zur Sommerzeit ge-

sessen, dem stillen Vergnügen des Angelns obliegend, oder nur träumerisch in die blühenden Felder jenseits des Wassers blickend. Er ist auf seinen ausdrücklichen Wunsch an diesem seinem Lieblingsplatz begraben.

Solche Grabstätten in Feld und Hain sind auch ein Stück von der Poesie des achtzehnten Jahrhunders, die sich oft weiter in das neunzehnte hineindrängt und ihren Platz hartnäckiger behauptet, als man im Allgemeinen glaubt.

Auf der andern Seite des Parkes ist das Orangerie-Haus. Es war hier einst eine bedeutende Orangerie; als Bismarcks Vater 1816 seinen Wohnsitz in Pommern nahm, schenkte er dieselbe seinem Bruder, dem General, der sie nach Templin bei Potsdam brachte.

Soviel von dem Park zu Schoenhausen, aus dem wir in das stattliche Dorf zurückkehrten, dessen breite Straßen sich sonntäglich belebt zeigten. In der Kleidung der Frauen bemerkten wir noch vielfach Reste der alten Landestracht: die rothen, faltenreichen Röcke und die knappen Mieder.

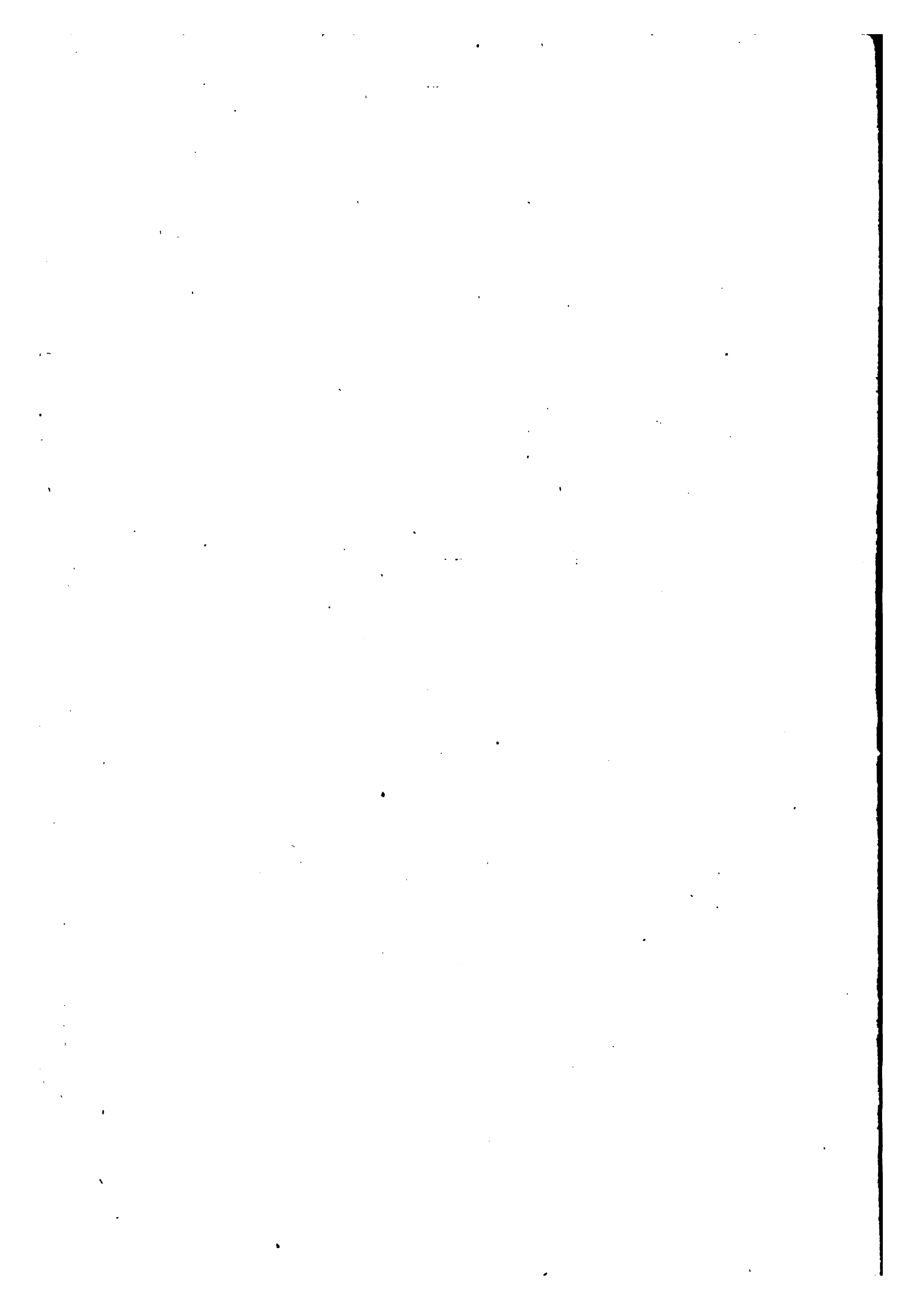
Neben den sechs und zwanzig Bauergütern und einigen dreißig Kossäthen befindet sich zu Schoenhausen noch ein Rittergut, welches einst auch den Bismarcken gehörte, aber in schwerer Zeit veräußert werden mußte. Es gehört zur Zeit dem Deichhauptmann Gaertner. Man erzählt sich, daß der Ministerpräsident es habe zurückkaufen wollen, der Deichhauptmann Gaertner aber, dem sein Gut nicht feil war, forderte 150,000 Thaler über den Werth, darauf soll Bismarck erklärt haben: „50,000 Thaler über den Werth hätte ich gegeben, mehr aber kann ich nicht verantworten.“ Es ist das eine Bauernanekdote, für die wir keine Bürgschaft übernehmen.

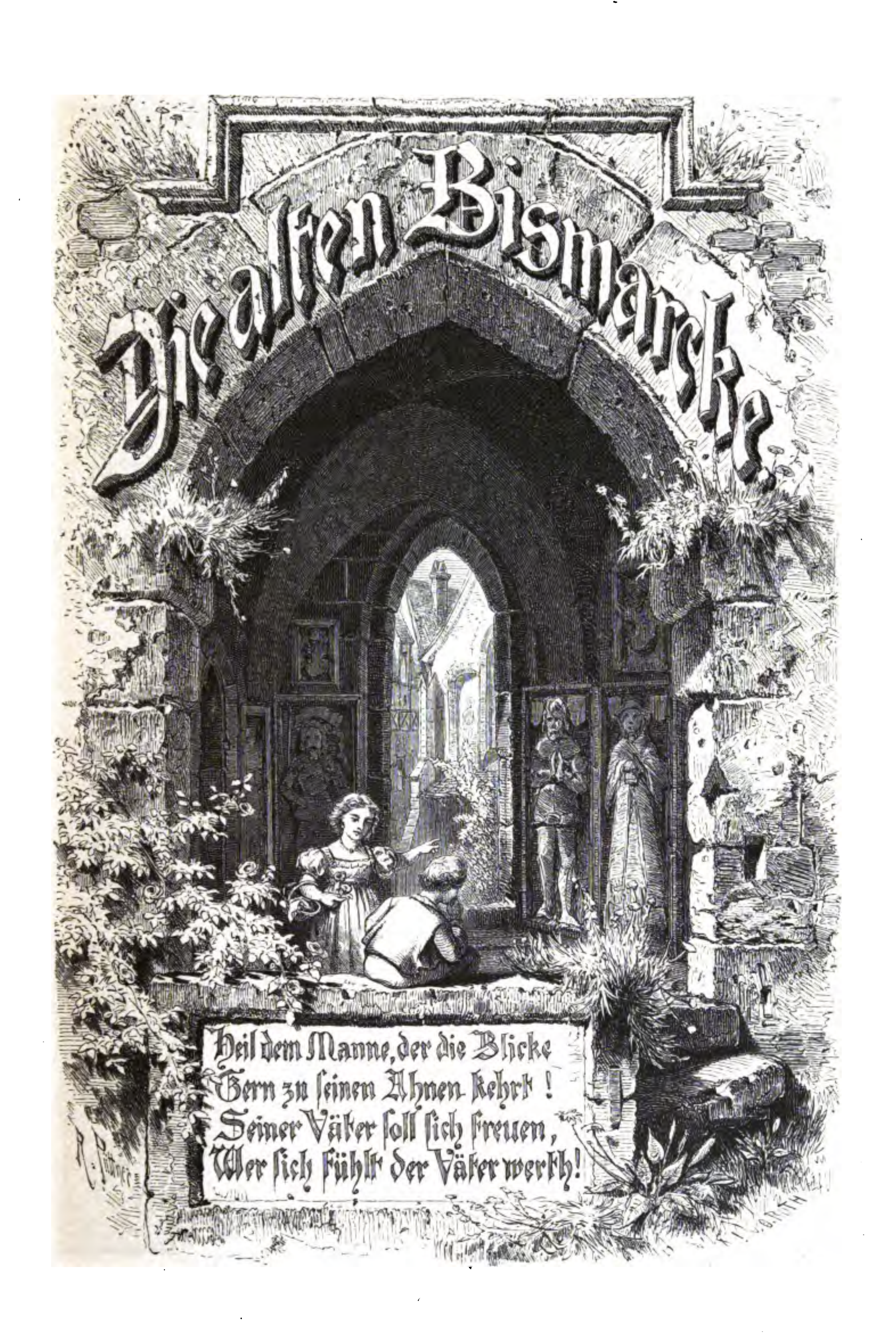
Der Gasthof, vor welchem wir unsern Wagen zur Rückfahrt nach Jerichow und Genthin bestiegen, heißt: „Zum deutschen Hause“, und niemand kann uns hindern, in diesem kleinen deutschen Hause an Bismarcks Geburtsort eine Hindeutung auf das große deutsche Haus zu finden, welches er in seines Königs Preußischen Landen so machtvoll aufgerichtet hat, wenn auch zunächst nur Norddeutsche darin wohnen; wissen wir doch, daß die Wünsche der besten Männer im Süden mit der schwarz-weiß-rothen Fahne gehen.

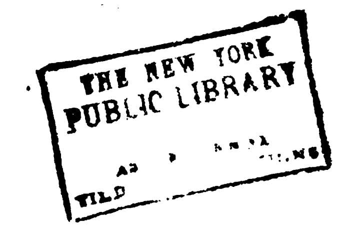
Beim Abschied von Schoenhausen möchten wir noch aussprechen, daß wir in dem Gesammtbilde des Ortes einzelne Züge von dem Manne wiedergefunden zu haben glauben, der dort geboren wurde; oder vielmehr das Bild von Schoenhausen hat uns Züge gezeigt, die auf Verwandtes und Aehnliches in der äußeren Erscheinung

Bismarcks hinweisen. Mit Worten läßt sich das weiter nicht ausführen, aber es läßt sich nachfühlen und wir berufen uns dabei nicht etwa auf die Nachwelt, wie sonst bei Schriftstellern herkömmlich, wenn sie sicher sind, von ihren Lesern nicht verstanden zu werden, sondern auf Alle, die Bismarck und sein Schoenhausen kennen.

Dem schlichten Hause Heil und Segen,
Das grüne Linden dicht umhegen,
Darin die Wiege des Mannes gestanden,
Der in Preußens alten Landen
Den neuen deutschen Bund geschaffen,
Durch Kraft des Geistes und der Waffen,
Heil dem Haus und seinem Stern,
Lobet Gott den Herrn!




Die alten Bismarcke.
Heil dem Manne, der die Blicke
Gern zu seinen Ahnen kehrt!
Seiner Väter soll sich freuen,
Wer sich fühlt der Väter werth!





Namen und Anfänge.

In der Altmark im Stendaler Kreise liegt das Städtlein Bismarck an der Biese. Das ist ein alter Ort und weit bekannt im Lande, denn südlich von der Stadt steht ein alter Thurm, den sie die Bismarcksche Laus nennen. Die Sage aber geht, der Thurm trage seinen Namen von einer riesenhaften Laus, die in demselben gewohnt habe; die Bauern der Umgegend hätten täglich viel Fleisch zur Nahrung des Ungeheuers herbeischaffen müssen. In dieser Sage ist die Reaction des nüchternen altmärkischen Volksgeistes erkennbar, sie verhöhnt die Wallfahrten, die im 13. Jahrhundert nach Bismarck unternommen wurden zu Ehren eines heiligen Kreuzes, welches vom Himmel gefallen sein sollte. Diese Wallfahrten, Anfangs von den Grundherren eifrig befördert, weil man in ihnen eine reiche Einnahme-Quelle erkannte, nahmen bald ein blutig Ende, weil man über die Einnahme in Streit gerieth.

Bismarck hat übrigens seinen Namen nicht von der Biese, wie Einige behauptet haben, denn es heißt im Jahr 1203, wo es zuerst urkundlich vorkommt, Biscopes-marck, Bischofsmark, woraus dann später Bismarck wurde. Es gehörte den Bischöfen von Havelberg, welche hier eine Burg, zum Schutze ihrer Mark, ihrer Grenze gegen den Halberstädtischen Sprengel, hatten.

Von diesem Städtchen aber hat das edle Geschlecht der Bismarcke seinen Namen.

Es ist eine durch keinen historischen Beweis unterstützte Tradition späterer Zeit, daß die Bismarcke ein böhmisches Herrengeschlecht gewesen, welches durch Carl den Großen in die Altmark gebracht und hier das Städtlein Bismarck gegründet, auch nach seinem Namen benannt habe. Man fabelt dann weiter, die Bismarcke hätten sich nach Aussterben der in diesen Landestheilen sehr mächtigen Grafen von Osterburg mit denen von Alvensleben in die Grafschaft der Osterburger getheilt und dabei sei die Stadt Bismarck in Besitz der Alvensleben gekommen. Das Letztere wird offenbar nur angeführt, um den Umstand zu erklären, daß schon im 14. Jahrhundert die von Alvensleben sich im Lehnsbesitz von Bismarck befanden; ganz abgesehen davon, daß in jener Zeit der Grafentitel am Grafenamt hing und eine Grafschaft also nicht in den Besitz zweier Familien übergehen konnte.

Ebensowenig Grund hat übrigens die Tradition von der wendischen Abkunft der Bismarcke. Nach derselben lautet der eigentliche Name des edeln Geschlechts: „Bij smarku," d. h. wendisch: „Hüte Dich vor dem Wegedorn!" Nicht sehr glücklich hat man zur Unterstützung der wendischen Abkunft das doppelte Dreiblatt, der Bismarcke Wappenbild, als ein Wegedornblatt angesprochen.

Die Bismarcke sind vielmehr, wie fast alle Geschlechter des Ritterstandes in der Altmark, Nachkommen der deutschen Kriegsmannen, die unter der Anführung welfischer, askanischer, oder anderer Fürsten das slavische Land diesseits und jenseits der Elbe mit dem Schwert für das Christenthum und die deutsche Civilisation gewonnen, und sich dann als Lehnsmannen in demselben seßhaft gemacht hatten. Die Bismarcke gehörten zu der reisigen Burgmannschaft von Biscopesmarck = Bischofsmarck = Bismarck, und schrieben sich, als die Geschlechtsnamen aufkamen, wie das damals sehr gebräulich, nach ihrem Burgmannssitz daselbst: von Bismarck. Es versteht sich von selbst, daß sie den Namen beibehielten, auch nachdem sie den Burgmannssitz zu Bismarck verloren oder aufgegeben hatten.

Eben so wie viele andere Geschlechter des Ritterstandes der Altmark rückten auch die Bismarcke in einzelnen Gliedern weiter vor nach Osten, immer mehr Raum erobernd für christlich-deutsche Cultur, die Wenden unterwerfend, oder gegen die Oder zurückdrängend. So erscheinen denn die Bismarcke zu Anfang des 14. Jahrhunderts als rittermäßige Leute auch in der Priegnitz und im Lande Ruppin.

Es ist uns völlig unerklärlich, daß ein sonst so einsichtiger Geschichtsforscher wie Riedel in neuester Zeit an dieser Entwickelung, die ihre Analogie in einer langen Reihe von anderen altmärkischen Geschlechtern des Ritterstandes findet, hat Anstoß nehmen können. Nach diesem Geschichtsforscher ist es nämlich „allerdings denkbar

und wahrscheinlich," daß das rittermäßige Geschlecht Bismarck, welches zu Anfang des 14. Jahrhunderts in der Priegnitz und im Lande Ruppin auftritt, von dem Geschlecht der Burgmannen zu Bismarck herkommt, welches nach Verfall des bischöflichen Schlosses daselbst mit einigen ländlichen Lehnen für den Verlust des Burgmannssitzes versorgt wurde. „Dagegen," sagt Riedel, „kann von den in den Städten der Mark und besonders in Stendal mit dem Namen von Bismarck auftretenden Bürgerfamilien, aus denen der Zweig entsproß, dessen Lebenskraft nicht nur die von Bismarck den höchsten Adelsgeschlechtern der Mark anreihete, sondern auch alle übrigen Familienzweige in ihrem Dasein überragt hat, nach Grundsätzen vorurtheilsfreier Geschichtsforschung nur angenommen werden, daß sie von Hause aus nichts Vornehmeres waren, als durch persönliche Tüchtigkeit ausgezeichnete Nachkommen schlichter Bürger des unter dem Krummstabe glücklich erblüheten Städtchens Bismarck."

Das ist aber eine Behauptung, die durch nichts weiter unterstützt wird, als allenfalls durch eine Negation, durch den ganz zufälligen Umstand nämlich, daß bis jetzt von den unzweifelhaft rittermäßigen Bismarcken in der Priegnitz und im Lande Ruppin noch kein Siegel aufgefunden worden ist, denn die Gleichheit der Wappen würde die Stammesgemeinschaft jener rittermäßigen Träger des Namens Bismarck mit denen zu Stendal über jeden Zweifel erheben. Wir begreifen aber überhaupt den Zweck der Riedelschen Ausführung gar nicht, da dieselbe keineswegs in Abrede stellt, daß die Bismarcke noch in demselben 14. Jahrhundert in die erste Reihe des altmärkischen Adels getreten. Es wäre doch beinahe pueril, wenn man durch so seltsame Auseinandersetzungen den Bismarckschen Geschlechtsgenossen den Charakter märkischer Junker entzogen und den Ministerpräsidenten für den Bürgerstand erobert zu haben glaubte.

Wenn nämlich seit dem dreizehnten Jahrhundert Bismarcke zu Stendal als Bürger auftreten, so beweist das garnichts gegen deren rittermäßige Abkunft, sondern läßt sich beinahe als ein Beweis dafür gebrauchen. Von einer ganzen Reihe von rittermäßigen Geschlechtern ist es nämlich völlig unbestritten, daß sie theilweise oder insgesammt in Städte gezogen sind und dort Theil an der Stadtregierung genommen haben, die fast überall zu Anfang mehr oder minder patricisch war. So ist es auch zu Stendal mit den Bismarcken gewesen und nicht mit ihnen allein, sondern auch mit den Schadewachten und den anderen altmärkischen Ritterstandsgeschlechtern, von denen Mitglieder im Regiment namentlich der ganz aristokratisch aufgebauten Stadtgemeinde von Stendal gesessen. Die Bismarcke gehörten dort zu der vornehmsten, vielfach bevorrechteten und herrschenden Gilde der Gewandschneider (Tuchhändler,

Großhändler), weil eben jeder Bewohner einer Stadt zu einer Gilde gehören mußte. Daraus aber auf die bürgerliche Herkunft der Bismarcke zu schließen, wäre fast eben so falsch, als wenn man dem eisernen Herzog, dem Sieger von Waterloo, seinen Geburtsadel absprechen wollte, weil ihn die Schneidergilde zu London, dem Ruhme huldigend, als Mitglied aufgenommen. Wir begegnen gerade im 13. und 14. Jahrhundert, und auch besonders in den märkischen Städten den vornehmsten Herren, ja sogar den Markgrafen selbst, als Mitgliedern städtischer Gilden. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob solche Mitglieder wirklich städtische Gewerbe im Großen und Handelschaft trieben oder nicht, denn es handelt sich für uns hier nicht um den Stand, sondern um die Abkunft. Mochte man auch damals noch nicht wie später die Ausübung städtischer Gewerbe und des Handels für unvereinbar mit rittermäßiger Stellung halten, allgemein war dies übrigens niemals der Fall, so traten doch die Abkömmlinge rittermäßiger Geschlechter, so bald sie die Stadt aufgaben, unbezweifelt ganz von selbst wieder in die Reihen des landsässigen Adels zurück.

Nur so ist es erklärlich, daß Claus von Bismarck, ein Mitglied der Gewandschneider-Gilde zu Stendal, ohne Weiteres aus dieser Stellung in die erste Reihe des altmärkischen Adels übergehen konnte.

Uebrigens ist Riedel auch der einzige Geschichtsforscher, welcher, ältern und neuern Autoritäten gegenüber, eine Abkunft der Bismarcke von einer bürgerlichen Familie im Städtchen Bismarck, anstatt von Burgmännern des bischöflichen Schlosses daselbst behauptet hat. Aber selbst wenn er diese Behauptung durch Beweise über allen Zweifel gestellt hätte, so wäre damit durchaus nicht etwa die bürgerliche Abkunft des Ministerpräsidenten erwiesen, sondern lediglich, daß seines Geschlechtes Adel nur bis ins 14. Jahrhundert hinaufreicht, was doch immer noch ein recht alter Adel wäre.



Schlossgesessen auf Burgstall.

Als Stammvater des Geschlechtes Bismarck tritt uns unter den Bismarcken in Stendal, wo sie seit 1270 genannt werden, Rule oder Rulo (d. i. Rudolf) von Bismarck entgegen, der von 1309 bis 1338 in den Urkunden erscheint. Derselbe ist ein angesehenes Mitglied, öfter Leiter und Vorsteher, der Gewandschneidergilde sowie auch Mitglied des Stadtraths zu Stendal.

Aus den dürftigen Nachrichten, welche die Urkunden über ihn enthalten, geht hervor, daß Rule von Bismarck wegen seiner Klugheit und seines Reichthums des höchsten Ansehens genoß. Er vertrat Stendal in den wichtigsten Verhandlungen an fürstlichen Höfen, leitete politische Geschäfte aller Art und behauptete eine in jeder Beziehung hervorragende Stellung. Er ist auch als einer der Mitstifter des städtischen Schulwesens in Stendal zu betrachten und gerieth als solcher mit dem dortigen Nicolai-Domstift, welches die Anlage von Schulen als ausschließliches Privilegium der Geistlichkeit betrachtete, in schwere Streitigkeiten. Unter seiner Leitung beharrte aber der Stadtrath mit Festigkeit auf der Anlage städtischer Schulen und setzte dieselbe durch, trotz des Kirchenbannes, und wahrscheinlich ist dieser erste Bismarck, den wir kennen lernen, im Kirchenbann gestorben, denn sein langer Streit mit dem Nicolai-Domcapitel wurde erst in späterer Zeit durch seinen Sohn ausgetragen. Rulo hinterließ vier Söhne, Nicolaus I, gewöhnlich Claus genannt, Rulo II, bei seines

Vaters Lebzeiten nach Sitte der Zeit auch in Urkunden Rulekin (d. i. der kleine Rule) geheißen, Johann und Christian.

Die jüngeren Brüder treten hinter ihrem Aeltesten bald fast ganz zurück. Claus von Bismarck ist eine an Charakter und Begabung hervorragende Persönlichkeit, die, gestützt auf den geachteten Namen der Familie und den ererbten Reichthum des Vaters, sich bald auch außerhalb der städtischen Kreise geltend zu machen weiß. Um das Andenken seines Vaters zu ehren, gab ihm der Rath sofort den durch dessen Tod erledigten Sitz im Stadtrath. Zunächst zeigte sich Claus, mit weiser Mäßigung vorgehend, als Friedensstifter für die Stadt thätig und versöhnte auch die Kirche mit dem Gedächtniß seines Vaters durch reiche Schenkung und Stiftung einer Gedächtnißfeier. Ziemlich frühe aber ist eine doppelte politische Stellung in seinem Wirken wahrnehmbar. In der Stadt nämlich vertritt er, ebenso klug als lebhaft, das patricische Regiment gegen das demokratische Andrängen der niedern Gilden und steht mit an der Spitze der aristokratisch-conservativen Partei in Stendal. Im Lande aber schließt er sich immer näher an die Markgrafen an, damals bairischen Stammes, und wird nach und nach zu einem Führer jener brandenburgischen Patrioten, welche die durch den Tod Waldemars des Großen zerstückelten Marken wieder zu vereinigen sich bestrebten.

Die politische Thätigkeit des Claus von Bismarck im 14. Jahrhundert bietet in einzelnen Zügen manche Aehnlichkeit mit der seines Nachkommen Otto von Bismarck in unseren Tagen.

In seinem Kampfe gegen die demokratische Partei in der Stadt Stendal, war Claus übrigens nicht glücklich. Nach langem hartnäckigen Streit unterlag die aristokratische Gewandschneidergilde. Ihre Mitglieder, und unter ihnen Claus von Bismarck, wurden vertrieben und verbannt. Er saß nun auf dem Lande, wo er schon zahlreiche vom Vater ererbte Güter hatte, aber er saß nicht ruhig. Wir sehen ihn in fortwährender Thätigkeit für den Markgrafen Ludwig, für den er die wichtigsten Verhandlungen führte, dem er sehr bedeutende Summen vorstreckte.

Der Bedeutung seiner politischen Thätigkeit war die Belohnung angemessen. Am 15. Juni 1345 verlieh der Markgraf eine der Hauptburgen des Landes, nämlich das Schloß Burgstall, welches die Südgrenze der Altmark gegen Magdeburg deckte, dem Claus von Bismarck und dessen Nachkommen, sowie dessen Brüdern, zu einem rechten Mannlehen. Damit aber traten die von Bismarck in die erste Reihe des altmärkischen Adels, sie waren Schloßgesessen.

Diese Schloßgesessenen Familien bildeten in der Altmark, wenn sie auch immerhin keine höhere Adelsstufe beanspruchen konnten, doch eine mannigfach bevorzugte Klasse des rittermäßigen Adels, welche sich auf den Besitz der Burgen stützte, die damals von hervorragender Bedeutung für die Vertheidigung des Landes waren. Die Schloßgesessenen wurden unter der Luxemburgischen Dynastie, wie die Mitglieder des böhmischen Herrenstandes, Edle, nobiles, genannt, während die andern Edelleute nur Gestrenge, strenui, hießen. Die Schloßgesessenen hatten auf den Landtagen Vortritt und Vorrang vor den Andern, wurden zu denselben nicht wie die Ritterschaft durch offene, sondern durch besondere Briefe berufen und standen endlich unmittelbar unter der Jurisdiction des Landeshauptmanns, während die gemeine Ritterschaft den Land- und Hofgerichten unterworfen war. Obwohl die Schloßgesessenen einen Theil dieser Vorrechte bis in die neueste Zeit behaupteten, so sind sie doch niemals etwas anderes gewesen als altmärkische Junker, deren Familien einige Auszeichnungen vor den anderen voraus hatten.

Schloßgesessen waren im 14. Jahrhundert die von der Schulenburg, die von Alvensleben, die von Bartensleben, die von Jagow, die von dem Knesebeck und die von Bismarck zu Burgstall.

Als der schreckliche Sturm über die Marken fuhr, den das Auftreten des falschen Waldemar, dessen Unechtheit übrigens noch keineswegs erwiesen, erregt, hat sich Claus von Bismarck klug zurückgezogen und das Ende der Bewegung auf seinem Schlosse zu Burgstall abgewartet. Er konnte wohl nicht anders, denn den Markgrafen bairischen Stammes, denen er innig verbunden war, vermochte er nach Lage der Dinge damals keine Hülfe zu bringen, zur Sache selbst aber konnte er kein Urtheil haben, da er Waldemar den Großen nicht persönlich gekannt hatte.

In diese Zeit, 1350, fällt die Versöhnung der Stadt Stendal mit der vertriebenen aristokratischen Partei. Einige Mitglieder derselben kehrten zurück. Claus von Bismarck aber blieb begreiflicherweise auf Burgstall, doch scheint es, daß er von da ab in ziemlich freundlichen Beziehungen zu seiner Vaterstadt gestanden.

Im Jahr 1353 trat er als markgräflicher Rath in ein näheres Dienstverhältniß zu den Markgrafen bairischen Stammes und entfaltete in dieser ehrenvollen Stellung, mit der aber durchaus kein Einkommen verbunden war, acht Jahre lang eine Thätigkeit, die so energisch und so weise war, daß Bismarcks Verwaltung trotz der überaus elenden und traurigen Verhältnisse, in denen sie sich bewegen mußte, doch reiche Frucht trug, nicht nur für die Altmark, sondern auch für das unglückliche Brandenburg überhaupt.

Im Jahre 1361 ging Claus aus brandenburgischen Diensten in erzbischöflich magdeburgische über, weil sein naher Verwandter Dietrich von Portitz, genannt Kagelwiet oder Kogelwiet, d. i. weiße Kogel (Kaputze) den erzbischöflichen Stuhl des heiligen Moritz bestiegen.

Dietrich von Portitz, dessen Verwandtschaftsverhältniß zu Claus zwar unbestritten, aber durchaus nicht klar ist, war ein Stendaler Stadtkind, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und schon als Mönch zu Lehnin so großes Talent für die Verwaltung gezeigt, daß ihm der damalige Bischof von Brandenburg, Ludwig von Neiendorff, die Verwaltung seines Sprengels übertrug, was er durchaus nicht zu bereuen hatte. Kaiser Carl IV aber erkannte zeitig die große Bedeutung dieses Mannes, er machte ihn zum Bischof von Sarepta und zum böhmischen Kanzler, verschaffte ihm später das Bisthum Minden und endlich das Erzbisthum Magdeburg. Den Namen Kagelwiet oder Kogelwiet, soll dieser ausgezeichnete Mann nach einigen von einem Schlosse dieses Namens in Böhmen erhalten haben, nach anderen aber von der weißen Kogel, der Mönchskaputze, die er als Ordensmann zu Lehnin getragen. Eine Sage erzählt, die böhmischen Großen, neidisch auf das Ansehen des Kanzlers, hätten denselben des Betrugs beschuldigt und den Kaiser auf die eiserne Kiste hingewiesen, welche in Dietrichs Geheimzimmer stand. Als sich Carl IV von



Dietrich die Kiste öffnen ließ, fand sich darin nur die Mönchskleidung, die weiße Kogel, des Bruders Dietrich von Lehnin.

Was nun das Verwandtschaftsverhältniß zwischen dem Erzbischof Dietrich Kogelwiet und Claus Bismarck betrifft, so müssen wir freilich zugeben, daß sich dasselbe aus den Urkunden, so weit dieselben bis jetzt bekannt sind, nicht hat feststellen lassen. Dennoch glauben wir nicht fehlzugreifen, wenn wir annehmen, daß Dietrich Kogelwiet ebenfalls einer der Bismarcke von Stendal und eines Stammes mit Claus gewesen. Freilich wird er Dietrich von Portitz genannt, aber daran darf man in einer Zeit keinen Anstoß nehmen, in welcher oft genug Brüder mit verschiedenen Zunamen neben einander herlaufen, während andererseits ein gemeinsamer Name die Familiengemeinsamkeit der Träger keineswegs sicher stellt, oder über alle Zweifel erhebt. Das gemeinschaftliche Wappen bekundete damals noch viel sicherer die Geschlechtsgenossenschaft derer, die es führten, als es der Namen that. Wir können es, wie schon gesagt, aus den Urkunden noch nicht beweisen, daß der Erzbischof Dietrich Kogelwiet ein Bismarck war, spätern Forschungen ist das vielleicht noch beschieden, es sprechen aber mehrere Gründe dafür. Uebrigens gab es zu Stendal keine Familie Portitz, welche den Erzbischof als ihr angehörig in Anspruch nehmen könnte, was schwer ins Gewicht fällt, da Stendal als Dietrichs Geburtsort unzweifelhaft fest steht.

Als Dietrich Kogelwiet die Regierung des Erzbisthums Magdeburg antrat, berief er sofort seinen Verwandten Claus Bismarck in erzstiftische Dienste. Dieser aber mochte solcher Berufung um so lieber folgen, je mehr die Verhältnisse der Markgrafen hoffnungslos erschienen. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß er nicht nur brandenburgischer, sondern auch magdeburgischer Vasall war und mit vielen Mitgliedern des Domcapitels und der erzstiftischen Ritterschaft verwandt und in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand.

So wurde Claus von Bismarck mit dem Ritter Meinecke von Schierstaedt Stiftshauptmann von Magdeburg. Die beiden theilten sich so in die Geschäfte, daß man den von Schierstaedt etwa als den Kriegsminister, den von Bismarck aber als Minister des Innern und der Finanzen bezeichnen kann. Die auswärtigen Angelegenheiten, namentlich die, welche Brandenburg speciell betrafen, hatte sich der Erzbischof allein vorbehalten, wir werden gleich sehen, weshalb. Man muß sich die damaligen Geschäftskreise übrigens nicht so bestimmt abgegrenzt denken, wie die eines modernen Staates; die Unterschiede waren flüssiger, und so sehen wir auch den Stiftshauptmann Claus von Bismarck in mancher Schlacht tapfer an Schierstaedts Seite fechten. Ueberhaupt führte Dietrich Kogelwiet mit seinen beiden Hauptleuten eine

wahre Musterregierung. Im Laufe weniger Jahre waren die sehr bedeutenden Schulden des Erzstiftes getilgt, halb und ganz verlorene Güter wiedergewonnen und für die Sicherheit der stiftischen Unterthanen in einer Weise gesorgt, wie sie damals in Deutschland eben nicht häufig war. Auf den Schutz der Landbevölkerung gegen Befehdung, die ja fast immer auf Plünderung oder Vernichtung des Eigenthums hinauslief, war stets das Hauptabsehen Bismarcks gerichtet; denn sein klarer Blick hatte erkannt, daß auf der Sicherheit von Leben und Eigenthum der Unterthanen auch die Sicherheit der landesherrlichen Einkünfte beruhe, was damals den meisten Regenten noch ein Geheimniß gewesen zu sein scheint.

So wurde Bismarcks sechsjährige Verwaltung zu einem großen Segen für das Erzstift, was Dietrich Kogelwiet durch unerschütterliches Vertrauen immer anerkannt hat, obwohl er, was freilich sehr merkwürdig ist und heutzutage gar nicht möglich sein würde, in seiner auswärtigen Politik Bismarcks Gegner war.

Der staatskluge Kaiser Carl IV hatte nämlich seinen böhmischen Kanzler in der ganz bestimmten Absicht auf den erzbischöflichen Stuhl des heiligen Moritz gesetzt, um in ihm einen eben so mächtigen als intelligenten Helfer für seine weitgreifenden Pläne zu haben. Dietrich Kogelwiet sollte die Mark Brandenburg für das große böhmische Reich gewinnen helfen, welches Carl IV von Lübeck bis zur Küste des adriatischen Meeres für das Lützelburgische Haus aufrichten wollte. Dietrich Kogelwiet war von jeher ein Hauptträger dieser Pläne gewesen, und es gelang ihm als Erzbischof von Magdeburg nur zu gut bei der Schwäche und Geldbedürftigkeit der brandenburgischen Markgrafen bairischen Stammes, diese zu umgarnen und in Verhältnisse zu verstricken, welche dieselben in eine unbedingte und sehr schmachvolle Abhängigkeit vom Kaiser brachten. Als der Erzbischof nach sechsjähriger Regierung starb, war die brandenburgische Selbstständigkeit völlig dahin und die Räthe des Markgrafen lauter vom Kaiser abhängige Nichtbrandenburger.

Von dieser ganzen Politik seines Erzbischofs hielt sich Claus von Bismarck mit großer Entschiedenheit fern, denn sein brandenburgischer Patriotismus wollte die Selbständigkeit der Marken aufrecht erhalten wissen. Er sah kein Heil in der Zersplitterung der Heimat und ihrer endlichen Unterwerfung unter die böhmische Krone. Trotz dieses Zwiespaltes aber hielt der Erzbischof fest an seinem „lieben Oheim“ — Oheim bezeichnete damals verschiedene Verwandtschaftsgrade, etwa wie Vetter in späteren Zeiten —, vermachte ihm den größesten Theil seiner Habe, ernannte ihn auch zu seinem Testamentsvollstrecker und zum Mitgliede der Zwischenregierung, welche er bis zur Wahl seines Nachfolgers für das Erzstift angeordnet hatte.

Als Bismarck seiner Dienstpflichten gegen die magdeburgische Kirche ledig geworden und auch die zahlreichen Zerwürfnisse, welche über die Erbschaft Dietrich Kogelwiets entstanden, überwunden hatte, that er, was er wahrscheinlich schon von langer Hand vorbereitet hatte. Er trat nämlich wieder in die Dienste des Markgrafen von Brandenburg. Dieser Schritt kann nur aus dem höchsten patriotischen Pflichtgefühl des trefflichen Mannes erklärt werden. Er hatte für seine Person nichts zu gewinnen dabei und war sich gewiß der Opfer klar bewußt, die er bringen mußte, denn die Verhältnisse des Markgrafen waren geradezu trost- und aussichtslos. Die Einnahmen des Landes waren auf lange Zeit hinaus im Voraus verbraucht, Geldmangel lähmte jede Thätigkeit, und eine wenigstens halb berechtigte Mitregierung kaiserlicher Räthe schien jede Rettung der Selbständigkeit Brandenburgs unmöglich zu machen. Kaiser Carl, dem die Bedeutung Bismarcks klar genug sein mochte, gab sich die größte Mühe, denselben für seine Pläne zu gewinnen, aber umsonst. Der treue altmärkische Junker trat 1368 als Hofmeister an die Spitze der markgräflichen Landesverwaltung und griff sein patriotisches Werk mit solcher Energie und Klugheit an, daß schon im October gedachten Jahres die vom Kaiser bestellten markgräflichen Räthe und Hofleute verdrängt und deren Stellen von lauter Brandenburgern, den Mithelfern Bismarcks, eingenommen waren. In diesem neuen Rathe saßen Dietrich von der Schulenburg, Bischof von Brandenburg, der vornehmste Prälat des Landes; Graf Albrecht von Lindow, Herr zu Ruppin, der erste Vasall des Markgrafen; Hofmeister war Bismarck selbst, die altmärkische, Marschall der Ritter Lippold von Bredow, die mittelmärkische, Hofrichter Otto von Moerner, die neumärkische Vasallenschaft repräsentirend.

Bismarck und seine Freunde entfalteten nun fünf Jahre lang eine kaum glaubliche Thätigkeit zur Rettung der brandenburgischen Unabhängigkeit. Man darf sagen, daß von ihnen nichts versäumt wurde, was in den verzweifelten Verhältnissen irgend möglich war. Bismarck war die Seele dieses patriotischen Ringens gegen die Staatsklugheit und Ländergier des mächtigen Kaisers. Ueberall macht sich in der Verwaltung seine Weisheit und seine Energie bemerklich, überall tritt er mit seinem großen Vermögen opferfreudig ein und seine Erfolge waren denn auch derart, daß sie den aufs höchste beunruhigten Kaiser zu einem Schritt nöthigten, den auch Bismarck nicht vorausgesehen hatte, weil ihn niemand von diesem Kaiser erwartete.

Der staatskluge Carl, der sonst niemals auf eine Entscheidung durch die Waffen speculirte und sich stets auf das ränkevolle Spiel der Verhandlungen, in welchem er Meister war, verließ, griff plötzlich zum Schwert. Er hatte erkannt, daß er den

Bismarck nicht zu überlisten vermöge, er war gezwungen, aus seinem schlauen Hinterhalt hervorzutreten und den brandenburgischen Patriotismus mit Gewalt zu brechen. Widerstand konnte Bismarck dem mächtigen Heere des Kaisers aber nicht leisten, und so ging die brandenburgische Selbständigkeit im Fürstenwalder Vertrag vom 15. August 1373 zu Grunde; die Marken fielen in böhmische Hand.

Nach dieser Vernichtung seiner patriotischen Pläne zog sich Claus von Bismarck ins Privatleben zurück, wahrscheinlich zuerst nach Burgstall, aber auch von dort vertrieb ihn die Nähe seines großen Gegners, des Kaisers, der zu Tangermünde Hof hielt. Weder Claus noch seine Söhne haben den Lützelburgern gedient. Er zog sich in seine Vaterstadt Stendal zurück und beschäftigte sich mit seinem Seelenheil und den Angelegenheiten des Hospitals von Sanct Gertraudt, welches er im Jahre 1370 vor dem Uenglinger Thor zu Stendal gestiftet hatte. Wahrscheinlich dieser Stiftung wegen gerieth der Greis in seinen letzten Lebensjahren noch in Streit mit der Geistlichkeit und scheint im Kirchenbann, gleich seinem Vater, gestorben zu sein. Wir wissen weder das Geburts-, noch das Todesjahr dieses ausgezeichneten und patriotischen Mannes. In den Urkunden erscheint er 1328 zum ersten, 1377 zum letzten Male. Begraben liegt er zu Burgstall, auf seinem Stein war die schlichte Inschrift: „Nicolaus de Bismarck miles.“ Er hinterließ seinen Söhnen ein für die damalige Zeit sehr großes Vermögen in Grundbesitz, Hebungen und baarem Gelde.

Diese Söhne, Rule, Claus II und Hans, hielten sich, der politischen Gesinnung des Vaters treu, fern von Kaiser Carl IV, so sehr sich dieser auch bemühen mochte, die reichen und angesehenen Besitzer des nahen Burgstall an den Hof zu Tangermünde zu ziehen. Claus erlangte die Ritterwürde und wird deshalb in den Urkunden seit 1376 vor seinem älteren Bruder Rule genannt. Rule starb unbeerbt, Ritter Claus allein hinterließ Nachkommenschaft und ist 1403 mit Tode abgegangen. Der dritte Bruder, Hans, war geistlich geworden und lebte noch 1431.

Die Söhne des Ritters Claus hießen Claus III und Henning, sie saßen einträchtig auf Burgstall, kamen 1408 in Folge eines Streites mit dem Sanct Nicolai-Domcapitel zu Stendal in den Kirchenbann, scheinen sich aber wenig daraus gemacht zu haben, denn der Mißbrauch, den die Geistlichkeit mit der Excommunication trieb, hatte schon damals die öffentliche Meinung gegen sich. Claus und Henning waren tüchtige aber durchaus friedfertige Leute, die einen überaus schwierigen Stand in den blutigen Fehden und endlosen Wirrnissen jener unglücklichen, in schroffsten Gegensätzen wider sich selbst wüthenden Zeit hatten. Die Gebrüder von Bismarck waren deshalb die ersten vom Adel der Altmark, die sich dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg

anschlossen, weil sie in diesem großen Fürsten den Retter und Befreier der Marken erkannten.

Auch Friedrich I scheint Vertrauen zu den Bismarcken gehabt zu haben, denn schon 1414 ernannte er Henning zu einem der Urtheilsfinder in dem Felonie-Proceß gegen Werner von Holzendorff, welcher als markgräflicher Hauptmann auf dem Schlosse Boetzow (das heutige Oranienburg) saß und diese Burg dem Dietrich von Quitzow geöffnet hatte. Claus dagegen diente dem Churfürsten vielfach in Geldangelegenheiten, doch war derselbe im Jahre 1437 nicht mehr am Leben und Henning war schon zehn Jahre vor seinem Bruder gestorben.

Da Hennings einziger Sohn Ruloff in jungen Jahren schon ohne lehnsfähige Nachkommenschaft mit Tode abgegangen war, so traten die Söhne des Claus allein in den gesammten Besitz. Dieselben hießen Ludolf, Heide (Heidrich) und Henning. Auch sie hatten den Bismarckschen Zug nach ländlicher Zurückgezogenheit und den Freuden der Jagd. Diese Brüder verbesserten und vermehrten auch das Erbe des Hauses wieder, das in den schlimmen Zeiten unter den vorhergehenden Generationen einigermaßen gelitten zu haben scheint. Wann Ludolf starb, ist unbekannt, Heide lebte noch 1489. Henning starb 1505, seine Gemahlin war Sabine von Alvensleben.

Nun theilten sich zwar Ludolfs und Hennings männliche Nachkommen in das Erbe der Väter, behielten aber vieles gemeinsam, namentlich die Residenz auf dem Schlosse zu Burgstall.

Die vier Söhne Ludolfs hießen: Günther, Ludolf, Georg und Pantaleon. Sie empfingen gemeinsam mit ihren Vettern 1499 von Churfürst Joachim I ihre Lehen. Bald darauf aber starben die beiden älteren Brüder ohne männliche Nachkommenschaft, auch der dritte Bruder, Georg, ging unbeerbt mit Tode ab; wie es scheint, war er gar nicht vermählt. Nur Pantaleon hinterließ aus seiner Ehe mit Ottilien von Bredow, einen Sohn, Henning III, der auch schon 1528 nicht mehr am Leben war, aber vier Söhne hinterließ, Heinrich, Levin, Friedrich und Lorenz geheißen. Von diesen verschwinden Levin und Lorenz frühzeitig aus den Urkunden und nur Heinrich, vermählt mit Ilse aus dem Winkel, und Friedrich, vermählt mit Anna von Wenckstern, erscheinen als Vertreter des älteren, des Ludolfischen Stammes. Alle diese Bismarcke lebten friedlich in ländlicher Zurückgezogenheit und vollkommener Eintracht mit ihren Vettern von dem jüngern, dem Henningschen Stamm gemeinsam auf Schloß Burgstall.

Hennings II und der Sabine von Alvensleben Söhne waren: Busso, Claus, Dietrich und Ludolf, von denen Dietrich und Busso früh verstarben. Claus wurde

1512 Churfürstlicher Haidereiter in der großen Gardelegenschen Haide (den Jävenitzer und Letzlinger Forsten). Die Haidereiter waren damals hohe Forstbeamte, Oberförster, welchen Titel sie jedoch erst unter König Friedrich Wilhelm I bekamen, mit sehr ausgedehnten Befugnissen. Die Förster hießen damals Haideläufer.

Ludolf von Bismarck wurde 1513 Churfürstlicher Amtmann zu Boetzow, dem heutigen Oranienburg. Auch seine Thätigkeit scheint wesentlich den Schutz der Churfürstlichen Jagden zum Ziel gehabt zu haben. Ludolf galt für einen der besten Reiter und Kriegsmänner seiner Zeit, obwohl man von seinen Kriegsthaten eben nichts erfährt. Er scheint bei der Einrichtung der altmärkischen Landmiliz sich besondere Verdienste erworben zu haben und starb 1534. Seine Gattin, Hedwig von Doeberitz, überlebte ihn lange. Im Jahre 1543 war ihr Churfürst Joachim tausend Thaler schuldig und sie war noch nach 1562 am Leben. Ludolfs II Söhne waren: Jobst, Joachim und Georg.

Joachim blieb 1550 bei der Belagerung von Magdeburg, welche er mit seinen Brüdern mitmachte. Jobst war mit Emerentia Schenk von Lützendorf, Georg mit Armengard von Alvensleben vermählt.

So sehen wir das Schloß zu Burgstall nach Mitte des 16. Jahrhunderts von zwei Brüderpaaren, vier Haushaltungen, bewohnt, von denen Heinrich und Friedrich den älteren, Ludolfischen, Jobst und Georg den jüngeren, Henningschen Stamm des Bismarckschen Geschlechtes repräsentiren. Auch Ludolfs Wittwe hatte noch ihren Sitz auf Burgstall.



Die Permutation.

Dem stillen Zusammenleben der verschiedenen Familien vom Bismarckschen Geschlecht auf Burgstall sollte bald ein trauriges Ende gemacht werden. Alle Bismarcke waren eifrige Jäger und es gab keinen Platz im ganzen Lande Brandenburg, der sich besser zum Waidwerk geschickt hätte, als ihr Schloß, inmitten zwischen der großen Gardelegenschen Haide, den Waldungen des Tanger und denen der Ohre gelegen.

Diese Jagdgebiete waren damals nicht nur die umfangreichsten, sondern auch die wildreichsten der Marken, wenn zwar nur zu einem kleinern Theile Eigenthum der Bismarcke, es stand denselben aber das Recht der Mitjagd in weitester Ausdehnung zu. Gewiß war es nicht zu verwundern, daß die Schloßgesessenen von Burgstall in dieser Lage große Jäger geworden waren, ein größerer Jäger aber kam über sie und zwang sie endlich, der Väter altes Erbe, die geliebte Jagd im Wald und auf der Haide zu verlassen.

Die ganze Nachkommenschaft des großen Frankenfürsten, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, all die gewaltigen Churfürsten und löblichen Markgrafen zu Brandenburg, bestand aus mächtig jagdlustigen Herren. Frühe schon hatten sie erkannt, daß kein Ort gelegener sei als Schloß Burgstall, wenn sie im Tanger, der Gardelegenschen Haide, dem Drömling und ihren andern Ohre=Waldungen

jagen wollten. Sie hielten deshalb oft und gern Einlager bei ihren getreuen Vasallen auf Schloß Burgstall und waren häufig wochenlang die gern gesehenen Gäste



der Bismarcke, deren Reichthum die kostspielige Bewirthung fürstlicher Gäste wohl vertragen konnte; namentlich waren die Churfürsten Johann Cicero und Joachim Nestor häufig auf Burgstall. Wir wissen, daß die Bismarcke eines der ersten Geschlechter im Lande waren, welches zur neuen fränkischen Landesherrschaft entschlossen stand; auch später war loyale Hingebung an die Landesherren der Stolz der Bismarcke, aber der mannigfache persönliche Verkehr, in welchen die Bismarckschen Geschlechtsvettern mit den Churfürsten Johann Cicero, Joachim Nestor, Joachim Hector und endlich dem Churprinzen Markgrafen Hans Georg traten, entwickelte in ihnen Gefühle persönlicher Liebe und Verehrung, welche weit über die schuldige Vasallentreue hinausgingen.

Das aber muß man im Auge behalten, wenn man das, was mit den Bismarcken im Jahre 1562 geschehen, in seinem rechten Lichte sehen will.

Als der jagdlustige Churprinz Markgraf Hans Georg anno 1553 für seinen jungen Sohn, den postulirten Bischof, Verweser des Havelbergschen Sprengels wurde, nahm er sich sofort der Jagd in jenen Gegenden mit noch größerem Eifer als bisher an und gründete 1555 in dem von den Alvensleben erkauften Netzlingen, das Jagdhaus Letzlingen. In dem Bestreben nun, dem neuen Jagdhause ein bestimmtes größeres Jagdrevier zuzulegen, stieß er überall auf die Berechtigungen der Bismarcke, und seine Absicht ging sehr bald dahin, diese Berechtigungen zur Jagd und zur Waldnutzung auf alle Weise zu beschränken, oder ganz zu beseitigen. Den Bismarcken, die selbst eifrige Jäger waren, wie wir wissen, waren ihre Jagdrechte nicht feil, sie konnten ihnen bei der Lage von Burgstall überhaupt nicht mit Geld vergütet werden, dennoch ließen sie sich, lediglich durch ihre persönliche Verehrung für den Churprinzen zu einem Vertrage bestimmen, der ihnen vielfache und höchst lästige Beschränkungen auferlegte. Diesen Vertrag schlossen sie am 1. Juli 1555 persönlich zu Zechlin, wo der Churprinz damals residirte. Sie stellten dem Churprinzen dabei auch keine Entschädigungsforderung, sondern überließen ihm die Bestimmung derselben und empfingen ohne Murren eine Schuldverschreibung über dreitausend Gulden, eine Summe, die in gar keinem Vergleich zu dem stand, was sie verloren. Dennoch erkauften sie sich durch die Opfer, die ihnen dieser Vertrag abnöthigte, nur für kurze Zeit Ruhe; denn während einerseits eben durch die Bestimmungen des Vertrags fortwährende Streitigkeiten zwischen den markgräflichen und den von Bismarckschen Jagdleuten entstanden, erkannte der Churprinz andererseits, daß der Schloßbesitz der Bismarcke sich immer noch wie ein trennender Keil in sein Jagdgebiet hineinschob. Von Letzlingen, wo Hans Georg jetzt immer häufiger Hof hielt, bis zum Schloß von Tangermünde wollte er völlig freie Hand haben und deshalb mußten die Bismarcke von Burgstall entfernt werden.

Es kam ein großer Schmerz über die ehrenfesten und treuen Leute, als ihnen zu Anfang des Jahres 1562 der Churprinz den Vorschlag machen ließ, ihm Burgstall tauschweise gegen andere Besitzungen abzutreten. Zuerst ließ er ihnen Kloster Arendsee bieten, aber die Bismarcke, die sich in den Gedanken, ihr altväterliches Stammlehen aufzugeben, anfänglich gar nicht finden konnten, wiesen das Anerbieten zurück. Die Sache war überhaupt so ungewöhnlich, daß sie das größeste Aufsehen machte. Selbst das Domcapitel zu Magdeburg, dessen Lehnsträger die Bismarcke für verschiedene zu Burgstall gehörende Besitzungen waren, gerieth in Bewegung. Es fürchtete hinter der Erwerbung Burgstalls eine Hinausschiebung der brandenburgischen Grenzen zum Nachtheil des Erzstiftes. Auch der Erzbischof

von Magdeburg, Markgraf Sigismund, Bruder des Churprinzen, schrieb, wahrscheinlich von seinem Capitel gedrängt, an denselben: „er wolle doch von seinem Vorhaben abstehen, die von Bismarck ruhig bei ihren Gütern bleiben lassen und anderen Menschen auch einen Hasen, ein Reh oder einen Hirsch gönnen."

Hans Georg aber war nicht der Mann, der sich so leicht von einem Vorhaben abbringen ließ. Er fuhr fort, die Bismarcke mit Tauschvorschlägen zu drängen, die von diesen stets unannehmbar gefunden wurden, eben weil sie Burgstall überhaupt nicht aufgeben wollten. Es war ihnen aber nicht wohl bei ihrem Weigern, denn ihrem loyalen Sinne behagte der Zwiespalt mit der Lehnsherrschaft wenig und überdem erkannten sie wohl nach und nach, daß der Churprinz nicht zu einem Verzicht auf seine Pläne zu bringen sein werde. Hätten nun die Brüder und Vettern von Bismarck auch nur einen Funken von Speculationsgeist besessen, so hätten sie bei der Lage der Dinge eine gewaltige Entschädigung, ein großes Vermögen für ihr Haus gewinnen können, aber solche Gedanken lagen den loyalen und einfachen Landjunkern sehr fern.

Der Churprinz, der sie kannte, griff zu einem Mittel, von dem er wußte, daß es zum Ziele führen werde. Am 12. October 1562 schrieb er von Letzlingen aus einen in sehr ungnädigen Ausdrücken abgefaßten Brief an sie, in welchem er auf seine Tauschprojecte im höchsten Unwillen verzichtete, zugleich aber eine ganze Reihe von kleinen Streitigkeiten für die Zukunft durchblicken ließ.

Die Bismarcke antworteten in höchst würdiger Weise und erinnerten den Churprinzen fast rührend daran, „daß ihre Vorfahren und sie manche liebe Zeit unter den Churfürsten rühmlich gesessen, diesen mit Gut und Blut willig ihre Dienste geleistet und als ehrliche, redliche und treue Unterthanen sich bewährt hätten, daher auch in der vorliegenden Sache gern den löblichen Chur- und Fürsten, Markgrafen zu Brandenburg, entgegen gekommen wären, daß es ihnen jedoch nicht zu verargen sein dürfte, wenn sie zu einem Wechsel Bedenken trügen, durch den sie von ihren väterlichen und altväterlichen Stammlehen an andere Orte versetzt werden sollten, und wenn sie daher in dem ihnen von Gott dem Allmächtigen gegebenen althergebrachten, zierlichen Stande lieber bleiben, als leichtfertig denselben verrücken lassen wollten."

Mit diesem Briefe aber war auch die Widerstandskraft der Bismarcke erschöpft, der Churprinz hatte seinen Schirtt wohl berechnet. Es begannen nun sehr eifrig getriebene und doch sehr schwierige Verhandlungen über den Ersatz, welcher ihnen

für Burgstall werden sollte. Es war ein solcher so leicht nicht zu finden, und die Verhandlungen selbst, so wie deren endlicher Erfolg geben unzweifelhaft kund, daß die Bismarcke lediglich aus Respect vor dem Churprinzen und wohl auch aus Furcht, sich mit der künftigen Landes- und Lehnsherrschaft durch längere Weigerung gänzlich zu verfeinden, in die Aufgabe von Burgstall gewilligt haben.

Das Brüderpaar vom älteren Stamm, Heinrich und Friedrich, gab zuerst nach und nahm für seinen Antheil an Burgstall die Propstei des Klosters Crevese, ein Stift der Benedictiner-Nonnen; der Ertrag dieser Besitzung kam mit allen Zubehörungen noch lange den Einkünften nicht gleich, welche die Brüder in Burgstall aufgaben, aber es fand sich eben kein besseres Tauschobject und der Churprinz verhieß darum die Zahlung bedeutender Entschädigungsgelder, die denn in Wirklichkeit freilich die unbedeutende Summe von 2000 Thalern nicht überstiegen.

Mehr noch als die Männer scheinen die Bismarckschen Ehefrauen über den Verlust von Burgstall bekümmert gewesen zu sein. Um ihr lautes Klagen zu be-



schwichtigen, bewilligte der Churprinz jeder 100 Gulden Schlüsselgeld.

Noch übler fuhren bei dem Tausch die Vertreter des jüngeren Stammes: Jobst und Georg von Bismarck. Sie zögerten länger, als ihre Vettern, nicht aus minderer Willfährigkeit, sondern weil das, was ihnen geboten wurde, noch weniger im Verhältniß zu dem stand, was sie verloren. Aber endlich sahen sie sich doch durch das Drängen und die Versprechungen des Churprinzen bewogen, Schoenhausen und Fischbeck anzunehmen.

Am 16. December des Jahres 1562 waren alle Bismarcke in Letzlingen bei dem Churprinzen versammelt und hier wurden die Verträge abgeschlossen, durch welche sie Burgstall für Crevese und Schoenhausen dahingaben. Es mochte den Enkeln des ersten Claus von Bismarck gar traurig zu Muthe sein bei solcher Abtretung. Ausgenommen von diesem Tauschgeschäft wurden ausdrücklich das Sanct Gertraudt-Hospital vor Stendal, so wie ihre Besitzungen im Erzstift Magdeburg zu Wolmirstädt, Burg und anderen entlegeneren Orten. In den Lehnsverhältnissen des Geschlechts wurde übrigens durch die Permutation, wie man das Tauschgeschäft nannte, nichts geändert. Die Bismarcke blieben magdeburgische Lehnsträger für die mit Burgstall abgetretenen magdeburgischen Lehen und brandenburgische Vasallen wie zuvor, auch mit Schoenhausen und Fischbeck der altmärkischen Ritterschaft angehörend.

Gewiß waren die Bismarcke nach der Permutation noch immer ein sehr angesehenes Geschlecht, aber dennoch war ihre ursprüngliche Stellung durch die Aufgabe von Burgstall gebrochen und der frühere Reichthum sehr verringert. Daß die Permutation auch vielfach eine Veränderung in dem Wesen und dem Charakter der Bismarckschen Geschlechtsvettern wirkte, läßt sich ebenfalls nicht in Abrede stellen. Es war ein großes Opfer, welches die Bismarcke dem regierenden Hause gebracht, obwohl sie selbst vielleicht kaum das volle Bewußtsein der Größe dieses Opfers gehabt haben mögen.

Zu Ostern 1563 hatten die Bismarcke Burgstall schon geräumt und die Belehnung wegen Crevese empfangen. Der Churprinz hatte lebhaft zum Abzug gedrängt wegen der Kalbzeit des Wildes und dem Beginn des Laubausschlages. Am dritten Ostertage belehnte er sie auch mit Schoenhausen und zwar im Namen seines Sohnes des Bischofs von Havelberg, nachdem am Tage zuvor der Consens des Domcapitels eingegangen war.



Der Vertrag von Letzlingen.

Die



Bismarcke von Schoenhausen.

Von den vier Familien des Geschlechts von Bismarck, welche Ostern 1563 Schloß Burgstall verlassen hatten, waren drei schon in der ersten Generation im Mannesstamm erloschen; der jüngere Stamm war mit Jobst und Georg ganz ausgegangen, im älteren hinterließ Heinrich die einzige Tochter Anna Ottilie, welche mit Fritz von der Schulenburg zu Uetz vermählt wurde. Friedrich allein setzte den Stamm fort und an sein Geschlecht fielen alle Besitzungen des älteren und jüngeren Stammes zu Crevese und Schoenhausen. Er ist es auch, welcher in älteren Zeiten der Permutator (Vertauscher) genannt wurde. Möglich, daß er bei den Verhandlungen mit dem Churprinzen wegen Burgstall der Vertreter seines Geschlechtes gewesen, wir wissen, daß die beiden Brüder des älteren Stammes denen des jüngern auf der Bahn der Nachgiebigkeit einen Schritt voraus waren. Dennoch führte er den Beinamen mit Unrecht, denn er war, wie wir gesehen haben, vielmehr Permutatus (vertauscht) als Permutator.

Er hinterließ aus seiner Ehe mit Anna von Wenckstern, als er 1589 starb, drei Söhne und eine Tochter. Das Geschlecht des jüngsten Sohnes, Abraham und seiner Gemahlin Anna Schenck von Flechtingen, erlosch in der nächsten Generation. Der zweite Sohn Pantaleon, vermählt mit Anna von der Schulenburg, ist der Stammvater der in zahlreichen Zweigen und Sprossen blühenden Bismarcke von Crevese.

Wir können auf diese hier nicht weiter eingehen, sondern nur auf die in einem folgenden Abschnitt gegebenen Stammtafeln verweisen.

Den Stamm auf Schoenhausen setzte der Aelteste von Friedrichs Söhnen, der Rittmeister Ludolf von Bismarck fort. Derselbe machte 1560 einen Türkenzug mit und zwar unter Wolff Gleissenthaler, welcher im Namen des Churfürsten von Sachsen dem Kaiser 1300 Pferde zuführte. Ludolf vermählte sich 1579 mit Sophie von Alvensleben und starb 1598. Ihm folgte im Besitz von Schoenhausen sein einziger Sohn Valentin, welcher sich 1607 mit Bertha von der Asseburg vermählte und am 12. April 1620 starb. Von seiner zahlreichen Nachkommenschaft, für welche wir wieder, wie für alle Nebenzweige, auf die in einem spätern Abschnitt folgenden Stammtafeln verweisen, folgte ihm auf Schoenhausen sein zweiter Sohn August von Bismarck, geboren den 13. Februar 1611, gestorben den 2. Februar 1670 als kurbrandenburgischer Obrist und Commandant der Festung Peitz. In zartester Jugend in Kriegsdienste getreten, ging er 1631 unter das Rheingräfliche Regiment, kam nach der Schlacht bei Nördlingen 1834 zur Armee des Herzogs Bernhard von Weimar, diente bis 1640 in Lothringen, Burgund und Frankreich, trat aber dann in Churbrandenburgische Dienste. Er war drei Mal vermählt, zuerst mit Helene Elisabeth von Kottwitz, dann mit Dorothea Elisabeth von Katte und endlich mit Friederike Sophie von Möllendorf.

Ein jüngerer Bruder dieses August war Valentin Busso, geboren 1620, gestorben 18. Mai 1679, der mit Einer von Bardeleben den General Friedrich Christoph von Bismarck zeugte, welcher 1704 als Commandant von Cüstrin starb. Der zweite Sohn aus der ersten Ehe des Christoph Friedrich mit Louise Margarethe von der Asseburg war Ludolf August, fast der einzige abenteuerliche Charakter unter den Bismarcken von Schoenhausen.

Ludolf August von Bismarck war am 21. März 1683 geboren, trat sehr jung in die Armee und machte als ein eifriger Soldat, stattlicher Mann und ungewöhnlich begabt, eine glänzende Carriere. Etwas Unruhiges, Abenteuerliches soll frühe schon in seinem Wesen sich bemerklich gemacht haben. Am 22. November 1704 vermählte er sich mit Johanna Margareth von der Asseburg, welche schon 1719 starb und ihm nur eine Tochter, Albertine Louise, hinterließ, die sich 1738 oder 39 mit einem preußischen Officier Friedrich Wilhelm von der Alben vermählte. Als Obristlieutenant (?), zu Magdeburg in Garnison, hatte Ludolf August das Unglück, im Zorn oder im Rausch einen Laquaien zu erstechen. Er versteckte die Leiche unter dem Bett, und ging auf und davon. Dennoch verschaffte ihm sein besonderer Gönner, der Generalfeldmarschall

Gneomar Dubislav von Natzmer, der als ein gegen Schweden, Türken und Franzosen vielfach erprobter Krieger und als ein exemplarisch frommer Mann (durch seine zweite Gemahlin, eine geborene von Gersdorf, war er der Stiefvater des Grafen Zinzendorf, des Stifters der Herrenhuter) großen Einfluß auf König Friedrich Wilhelm I hatte, Begnadigung für den Todtschlag, Pardon für die Desertion und Wiederanstellung. Aber nun stockte es mit dem Avancement; Bismarck wurde bei Vergebung der Regimenter drei Mal übergangen, der König hatte trotz der militärischen Tüchtigkeit doch eine Rancune gegen ihn behalten. Bismarck trug das nicht lange, er verkaufte sein Gut Skatiken in Preußisch-Litthauen, nahm den Abschied und ging 1732 in russische Dienste. Schon im Jahre darauf, am 26. Mai 1733, heirathete er ein Fräulein Trotte von Treyden, deren Schwester die Gemahlin Birons, des Günstlings der Kaiserin Anna, war, der später Herzog von Curland wurde. Diesem mächtigen Manne schloß sich Bismarck als Verwandter an, wurde auch mit in dessen Sturz verwickelt und nach Sibirien verbannt. Doch scheint er sich durch seine bedeutenden Eigenschaften Ansehen und Freunde noch außerhalb der Bironschen Partei erworben zu haben, denn er wurde sehr bald zurückgerufen und als General wieder angestellt. Bismarck verwaltete mehrere Gouvernements mit Geschick, entledigte sich einiger diplomatischen Missionen, namentlich am Londoner Hofe, zur höchsten Zufriedenheit und scheint sich überhaupt mit großer Feinheit benommen zu haben, so daß er mit keiner der wechselnden Gewalten in Conflict gerieth und das Ansehen bewahrte, das er durch seine dem Staate geleisteten Dienste erworben. Er war zuletzt commandirender General in der Ukraine und starb im October 1750 zu Pultawa. Aus seiner zweiten Ehe mit der Schwester der Herzogin Biron von Curland hat er keine Kinder hinterlassen.

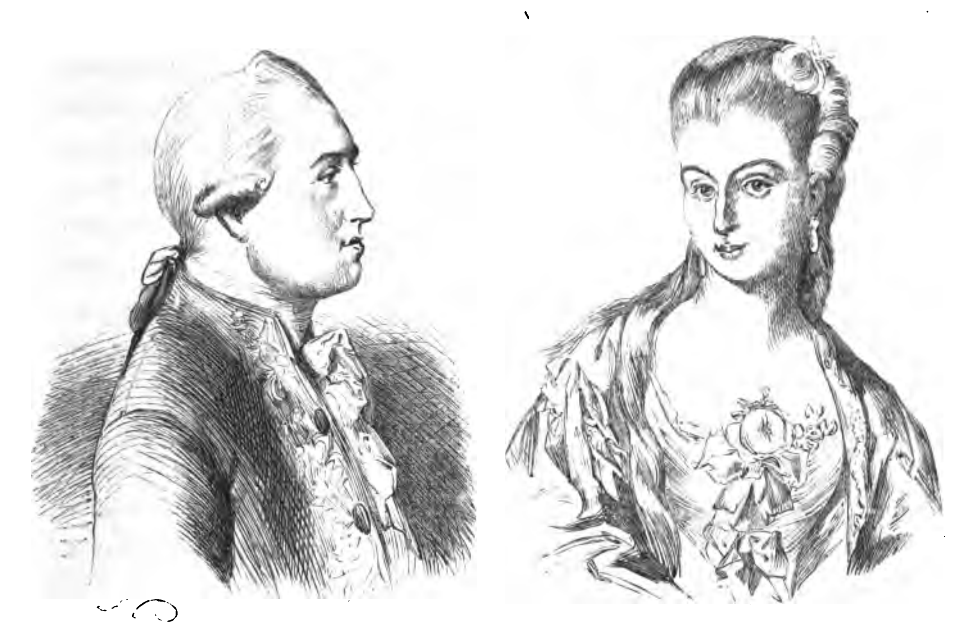
Hundert Jahre nach Ludolf August kam, wenn gleich nur besuchsweise, so doch unter außerordentlich ehrenvollen Umständen ein zweiter Bismarck von Schoenhausen nach Rußland, das war Friedrich Wilhelm von Bismarck, der bekannte württembergische Cavallerie-General und hochgeachtete Militärschriftsteller. Derselbe war am 28. Juli 1783 zu Windheim an der Weser geboren und schon 1797 in Churbraunschweigische Militärdienste getreten. Später diente er in England und endlich in Württemberg, wo er sich sehr auszeichnete und General wurde. Er war württembergischer Gesandter zu Berlin, Dresden, Hannover, Carlsruhe, half 1826 die dänische Armee reorganisiren und galt für eine so hohe Autorität in militärischen Dingen, namentlich was die Cavallerie anging, daß ihn Kaiser Nicolaus 1835 nach Rußland berief, um ihm seine Cavallerie zu zeigen. 1818 wurde Bismarck vom

Könige von Württemberg in den Grafenstand erhoben, welchen Titel er, da er aus seiner Ehe mit der Prinzessin Auguste Amalia von Nassau-Usingen (geb. 30. Dec. 1778, gest. 16. Juli 1846 als die Letzte der Linie Nassau-Usingen) keine Kinder hatte, auf die Descendenz seines schon verstorbenen älteren Bruders, Johann Heinrich Ludwig, übertragen ließ. Am 3. April 1848 vermählte er sich in zweiter Ehe mit Amalie Julie Thibaut und starb am 18. Juni 1860. Seine Nachkommenschaft aus dieser Ehe, ein Sohn und eine Tochter, bildet die zweite Linie der Grafen Bismarck württembergischer Erhebung, während die erste Linie durch die schon erwähnte Descendenz seines älteren Bruders formirt wird.

Der dritte Bismarck von Schoenhausen, der nach Rußland, aber als Vertreter Sr. Maj. des Königs von Preußen, ging, war unser Ministerpräsident.

Dem Obristen August von Bismarck folgte auf Schoenhausen sein zweiter Sohn, ebenfalls August geheißen, geboren den 15. Mai 1666, vermählt den 24. April 1694 mit Dorothea Sophie von Katte, gestorben am 18. Juni 1732. Derselbe war churbrandenburgischer Landrath und Landcommissarius, sowie Erbauer oder Wiederhersteller des jetzigen Schlosses zu Schoenhausen. Von seinen sieben Söhnen folgte ihm der älteste, August Friedrich, geboren den 2. April 1695, welcher als Oberst und Commandeur des Regimentes Anspach-Baireuth-Dragoner 1742 in der Schlacht bei Chotusitz den Heldentod starb. Mit diesem seinem Urgroßvater, einem trefflichen Kriegsmanne, der beim großen Friedrich in hohem Ansehn stand, soll der Ministerpräsident eine unverkennbare Aehnlichkeit haben. August Friedrich war zwei Mal vermählt, zuerst mit Stephanie von Dewitz, dann mit Friederike Charlotte von Tresckow.

Der zweite Sohn erster Ehe dieses tapfern Kriegsmannes war der feingebildete Carl Alexander von Bismarck, geboren 1727. Er war eben im Begriff, sich mit seinem mütterlichen Oheim, einem von Dewitz, auf dessen Posten zu begeben, welcher damals preußischer Gesandter zu Wien war, als Friedrich der Große anders über ihn verfügte. Carl Alexander trat als Gesandtschafts-Attaché in das Zimmer des Königs und kam als Cavallerie-Officier wieder heraus. Er liebte das Waffenhandwerk nicht und nahm bald den Abschied, den er als Rittmeister erhielt. Am 5. März 1762 vermählte er sich mit Christine Charlotte Gottliebe von Schoenfeld, geboren den 25. December 1741, gestorben den 22. October 1772, deren Mutter eine Schwester seiner Mutter, eine von Dewitz, gewesen. In der Familie bewahrt man von Carl Alexander ein in elegantem Französisch abgefaßtes Schriftstück auf, eine geist- und gemüthvolle Lobrede auf seine hingeschiedene Gemahlin, wie solche



Carl Alexander von Bismarck und seine Gemahlin.

in den literarisch angeflogenen Kreisen jener Zeit Mode waren. Der Titel dieser Schrift, die übrigens viel bedeutender ist, als die meisten derart, lautet: Éloge ou Monument, érigé à la Mémoire de C. C. G. de Bismarck, née de Schoenfeld par Charles Alexandre de Bismarck. Berlin, 1774.

Wir übersetzen daraus folgende Stellen:

„Meine Freundin verlor ihre Mutter (Sophie Eleonore von Dewitz) in ihrer frühesten Kindheit schon und ihre Großmutter mütterlicherseits (Louise Emilie von Dewitz, geborene von Ziethen aus dem Hause Trebnitz) nahm sie zu sich nach Hoffelde; dort wurde sie in Zurückgezogenheit und Unschuld erzogen, dort gewann sie schon durch ihre kindliche Anmuth mein Herz; dort fand ich sie wieder, nach Jahren des Kriegs und des Lebens in einer entfernten Garnison, in voller Unschuld das fesselnde Bild einer eben erblühenden Rose. O, kehret wieder, ihr Stunden voll Wonne, wo die Gesellschaft dieses süßen Wesens, das in seiner Einsamkeit von der Kunst nichts, von der Hand der Natur Alles empfangen hatte, meine Seele mit einer so himmlischen Genugthung erfüllte, daß ich darüber nicht nur jede Unbill, sondern auch jede andere Lästigkeit des Lebens vergaß! Kehret für einen Augenblick wenigstens in mein Ge-

dächtniß zurück, ihr süßen Stunden, denn ach! der Grimm des Schmerzes wird euch doch auch zu bald wieder verscheuchen! Vor allem kehre du wieder, Erinnerung jenes herrlichen Frühlingsabends, an welchem ich zwischen der Geliebtesten und ihrer theuren Schwester am Rande eines majestätischen und friedlichen Waldes im silbernen Mondlicht hinwandelte, während die Wasser leise rauschten und die Nachtigall ihre süßklagende Stimme erhub; mein Herz war der Liebe voll, gleichgestimmt mit der zauberischen Umgebung, ich fühlte die Schönheit der Erde und die noch größere Schönheit der Unschuld, die in dem Herzen wohnte, von dem ich mich geliebt fühlte. Doch, nein! Diese Erinnerung ist jetzt zu stark für mein Gefühl und mein Auge, von Thränen umflort, ist zu schwach, den blendenden Glanz der Freude zu ertragen. Auf dieser Erde giebt es keinen Abend wieder, wie jener war! Die ist nicht mehr, die mehr als alle Reize der Natur mir jenen Abend reizvoll machte! sie ist für immer von mir gegangen! Bald darauf ward unser Umgang unterbrochen, die vorausgenommene Seligkeit herb gestört. Unsere Großmutter, die Zuflucht ihrer Enkelinnen, die Stütze der Armen in der ganzen Gegend, starb. Wir wurden getrennt, meine Freundin und ich, und der Kummer, der aller ausgegangenen Freude folgt, kam auch über uns.

Aber es war doch nicht der schreckliche Kummer, der jetzt an meinem Herzen zehrt! Wohlbegründete Hoffnungen gaben Trost und die zärtlichste Liebe half uns. Meine Hoffnung war nicht eitel. Die leichte Wolke, die am Morgen die Sonne verhüllte, welche mir Leben gab, ließ ihren Strahl bald wieder in gewohntem Glanze durchbrechen. Mit ängstlicher Hast verlangte ich, mich mit meiner Freundin bis zum Grabe zu verbinden. Hätte ich mich doch für ewig mit ihr verbinden können! Aber unser Bund ist ja noch nicht gelöst, er wird so lange dauern, als meine Thränen fließen und die Seele der Geliebtesten war zu schön, als daß sie nicht ewig fließen sollten. Ihr trefflicher Vater, der sie einem bessern und reichern Manne hätte geben können, er gab sie mir, weil meine Geliebte keinen bessern und keinen reichern, keinen andern Mann wollte als mich. Welche Worte, mein Vater, können den Dank für diese Gunst ausdrücken, wenn sie auch nur einigermaßen im Verhältniß zu dem Werth deiner Tochter, zu meinem vergangenen Glück und zu meinem jetzigen Schmerz stehen sollen! Die stummen Thränen, die über mein Antlitz fließen, sind hier beredter als alle Worte. Du siehest meine Thränen nicht, aber Gott sieht sie und vielleicht sieht sie auch Deine Tochter! Meine Thräne ist der einzige Dank, den ich Dir weihen kann. O, wenn die Ueberzeugung, daß Du Deine tugendreiche Tochter keinem Manne geben konntest, der sie zärtlicher, treuer und selbstloser liebte als ich, Dir eine Art von Trost gewähren könnte! . . . .

Du gabst sie mir dann, mein Vater, der fünfte März 1762 war mein glückseligster Tag. Ich höre noch die Worte, welche meine zärtliche Gattin für diesen Tag selbst wählte. „Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden.“ (Ruth, 1, 16. 17.) Ich hege die Hoffnung und es ist die einzige, die mich noch belebt, daß uns selbst der Tod nicht scheidet. . . . .

Mit welchem Entzücken, mein Freund und mein Vater, empfing ich Sie damals von Deiner Hand! Ach, wenn ich sie Dir gelassen hätte! Ich betheure mit dem ganzen Freimuth eines trostlosen Unglücklichen, daß ich es gethan, daß ich sie Dir gelassen haben würde, wenn ich gewußt hätte, daß der Tod sie mir so frühe aus den Armen reißen würde!

Ich hätte dann eilf Jahre meines Lebens verloren, wie es nur Engel führen, aber auch diese glücklichsten Jahre meines Erdenlebens, ich würde sie gern dahin gegeben haben. Aber fern von solcher Ahnung war ich damals so sicher, als ob ich sie ewig behalten müßte! aber sie, sie verließ Dich und ihre Verwandtschaft mit Thränen, und ihr Herz ohne Gleichen trieb sie, mich für diese Thränen um Verzeihung zu bitten. Der Art waren alle ihre Fehler. Welche Seligkeit versprach ich mir nicht für die Zukunft bei der Offenbarung so zarter Empfindung! Und die Wirklichkeit hat danach noch meine Erwartung weit übertroffen. Unsere Tage verflossen in Glück und Frieden. Konnte dieser Zustand immer dauern? Er war der Himmel auf Erden, für mich wenigstens, denn was giebt es, was dem innigen Zusammenleben mit einer reizenden, heitern, zärtlichen, verständigen und tugendhaften Frau vorzuziehen wäre! Ausschließlich zu lieben, ausschließlich geliebt zu werden! . . . .

Die Natur hatte meine Freundin reichlich mit Eigenschaften des Leibes und der Seele ausgestattet, durch welche sie gefallen mußte. Durch die erstern mußte sie auf den ersten Blick gefallen, durch die andern war dafür gesorgt, daß sie nie zu gefallen aufhörte. Ich sollte vielleicht nur der letztern, als der Quellen ihrer Tugenden gedenken. Aber es wäre undankbar, von der einstmals sichtbaren Hälfte des liebenswürdigen Ganzen zu schweigen, durch die wir doch nur die andere unsichtbare Hälfte kennen lernen, durch die allein tugendhafte Gedanken zu tugendhaften Thaten werden, ohne die ich mir nicht ein Mal eine Vorstellung von meiner geliebten Freundin machen könnte. Sie war von edler Bildung, anmuthig und wohlgestaltet. Sie hatte gerade

so viel Ausdruck als man haben muß, um zu gefallen. Ihr Haar war dunkelblond. Ihre Stirn hatte einige Erhöhungen, die ihr selbst mißfielen, die sie aber in dem Auge anderer verschönerten, nie verrieth ihre Stirn Stolz oder böse Leidenschaft; ihr Auge war blau, leicht ins Graue spielend, der Ausdruck war aufmerksam, beobachtend, aber heiter; ihr Herz war fröhlich, mild, immer offen, es hielt immer genau, was ihr Auge versprach. Ihre Nase war sehr schön, gegen die Mitte etwas erhaben, ohne jedoch von der Art zu sein, die herrschsüchtigen und empfindlichen Frauen eigen. Von dem glücklichen Roth der Gesundheit waren ihre Wangen angehaucht und das noch schönere Roth der Schamhaftigkeit färbte sie leicht. Ihr Mund, der nie einen treulosen Kuß gab, der nie ein Wort der Eitelkeit, der Verläumdung oder der Begierde sprach, zeigte schöne, wohlgeordnete Zähne und frische Lippen. Das süße Lächeln dieses Mundes, des Sitzes der Unschuld, mußte es so bald schwinden! Die Conturen des unteren Theils des Gesichtes waren weich, das Kinn schön. Das Profil war künstlerisch vollendet, so daß ein berühmter Maler in Berlin sie nur darum zu malen wünschte. In ihren Manieren zeigte sich eine edle Freiheit, Sauberkeit und guter Geschmack in ihrer Kleidung."

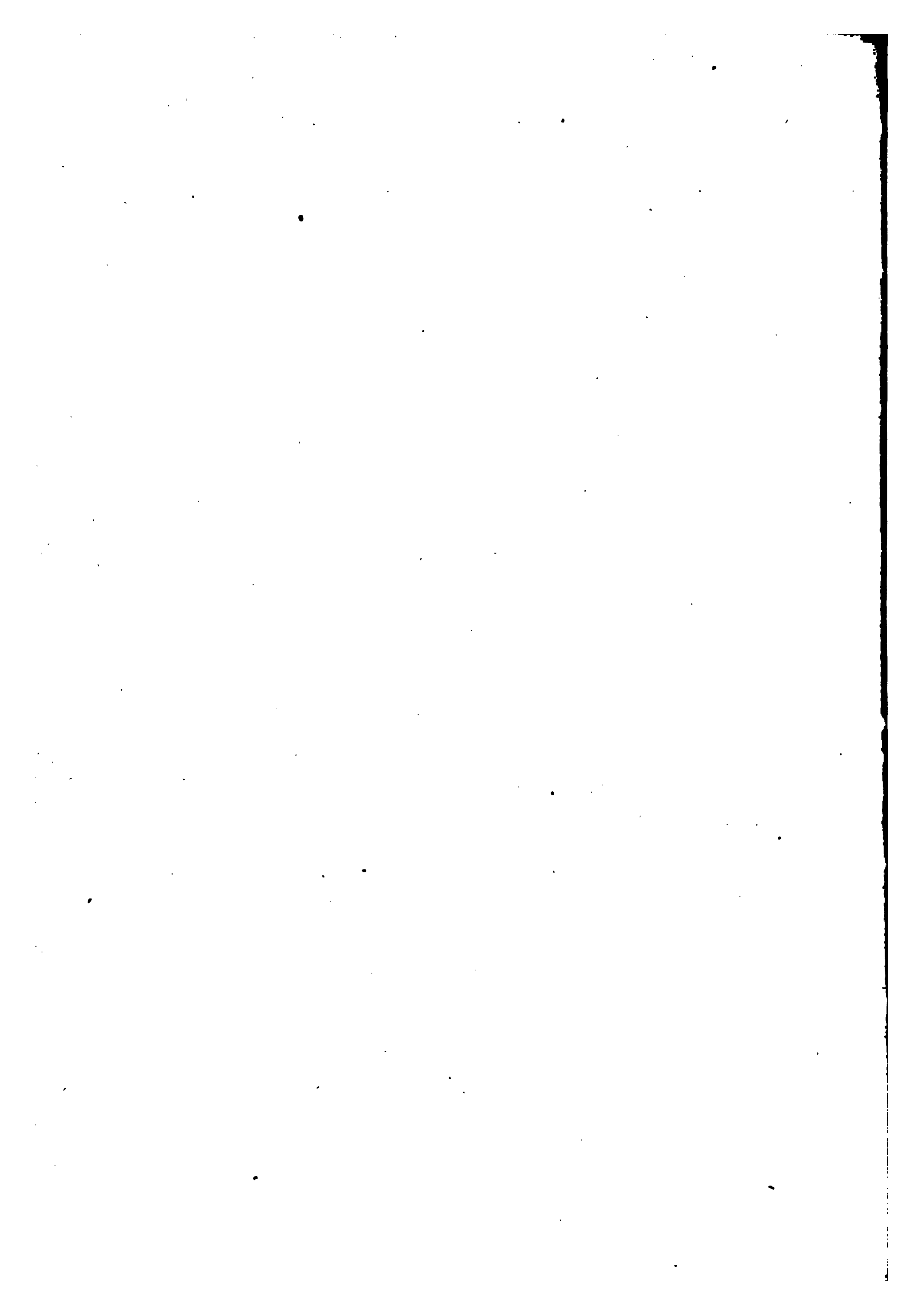
So schildert Bismarcks Großvater seine Gemahlin. Es ist freilich die ganze Sentimentalität der Zeit in diesen charakteristischen Sätzen, aber es ist mehr darin, nämlich ächte Leidenschaft und feiner Sinn. Es ist ein so gutes Stück vom deutschen Poeten in dem Mann, daß es ordentlich wehmüthig berührt, diese Empfindungen im gewandtesten Französisch lesen zu müssen. Der Poet in ihm kommt erst zu seinem Recht, wenn man die französischen Perioden ins Deutsche zurückübersetzt, denn deutsch empfunden sind sie sicher.

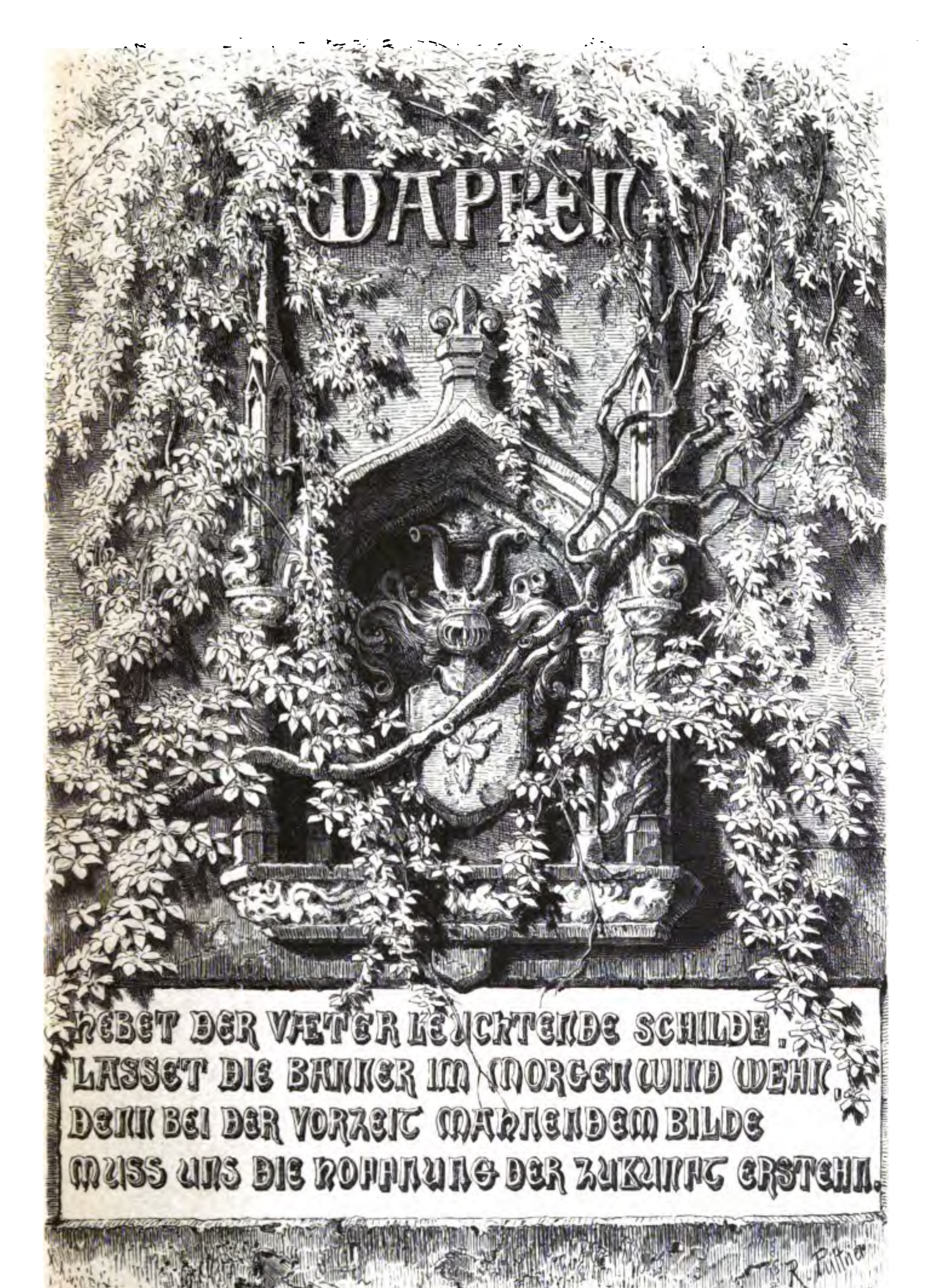
Die vier Söhne Carl Alexanders sind: Ernst Friedrich Alexander, geboren den 14. Februar 1763, gestorben 1813 als Oberst und Brigadier. Der älteste Sohn aus seiner Ehe mit Louise von Miltitz ist Theodor Alexander Friedrich Philipp von Bismarck, seit dem 21. Februar 1818 Graf Bismarck-Bohlen. Er ist der zweite Bismarck von Schoenhausen, der den Grafentitel erworben; denn der General Friedrich von Bismarck, welcher im selben Jahr und Monat, am 17. Februar 1818, einen württembergischen Grafentitel erlangte, dessen Geschlecht noch in einem Sohne blüht, während der Grafentitel auch auf die Nachkommenschaft eines älteren Bruders (die jetzigen Grafen von Bismarck-Schierstein) übergegangen ist, gehört unzweifelhaft dem Schoenhauser Stamme des Geschlechts an, obwohl der Anschluß noch nicht vollständig nachgewiesen.

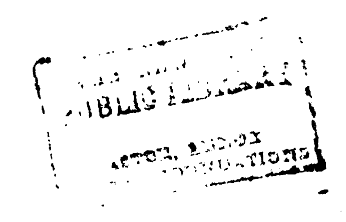
Der zweite Sohn Carl Alexanders ist Friedrich Adolf Ludwig, geboren den 1. August 1766, gestorben 1831 als Generallieutenant a. D. Er war 1813 Commandant von Leipzig, 1814 von Stettin und besaß das Rittergut Templin bei Potsdam.

Der dritte, Philipp Ludwig Leopold Friedrich, geboren den 21. Februar 1770, Major im mecklenburgischen Husaren-Regiment, starb am 25. October 1813 zu Halle a. d. Saale an den bei Möckern erhaltenen Wunden.

Der vierte, Carl Wilhelm Ferdinand, ist der Vater unseres Ministerpräsidenten.




WAPPEN
HEBET DER VÆTER LEUCHTENDE SCHILDE,
LASSET DIE BANNER IM MORGENWIND WEHN,
DENN BEI DER VORZEIT MAHNENDEM BILDE
MUSS UNS DIE HOFFNUNG DER ZUKUNFT ERSTEHN.
R. Püttner





Das Wappen der Bismarcke zeigt ein Bild, welches, obgleich es im Lauf der Jahrhunderte nicht wesentlich seine Gestalt geändert hat, doch zu verschiedenen Zeiten als ein anderes angesprochen worden ist. Es stellt nämlich ein zwiefaches Dreiblatt dar, oder genauer ausgedrückt ein rundblättriges Dreiblatt, welches in den drei Winkeln mit drei Langblättern besetzt ist. Das rundblätterige Dreiblatt erscheint nun verschieden in den Wappensiegeln der verschiedenen Zeiten, bald mehr als Rosenblatt, bald mehr als Kleeblatt, endlich ganz ausgesprochen als Kleeblatt; mit dem langblätterigen Dreiblatt ist es eben so, das Blatt ist bald scharf gezackt und kürzer, bald länger und nur leicht gezahnt, bis es sich endlich als ein Eichenblatt ziemlich feststellt. Die Farben lassen sich auch erst in späterer Zeit bestimmt angeben. Endlich wird das Wappen so erklärt:

Im blauen Felde ein goldenes Kleeblatt, welches in den drei Winkeln mit drei silbernen Eichenblättern besetzt ist.

Was den Helmschmuck, oder das Oberwappen betrifft, so zeigt das Wappen Ludolfs von Bismarck zwei Hirschstangen auf dem Turnierhelm, die indessen wohl nur auf dessen persönliche Stellung als Haidereiter, d. i. als hoher Jagdbeamter der Markgrafen, zu beziehen sind, denn es kommen die noch gebräuchlichen offenen Büffelhörner ebenfalls sehr frühe schon vor. Das Oberwappen wird jetzt erklärt:

Auf dem gekrönten Helme zwei von blau und silbern übereck getheilte offene Büffelhörner; die Helmdecken sind blau und silbern.

Ein Zusatz späterer Zeiten ist eine zwischen den Büffelhörnern, gegen alle Grundsätze einer gesunden Hieraldik schwebend dargestellte, kleine, goldene Krone. Es läßt sich nicht bestimmen, wann und wie diese Krone in das Oberwappen gekommen ist; Brüggemann, in seiner Beschreibung Pommerns, spricht dieselbe als eine Grafenkrone an. Aus welchem Grunde, ist nicht ersichtlich.

Es stellt sich bei Betrachtung der ältesten Wappensiegel heraus, daß das rundblätterige Dreiblatt, das Kleeblatt, wohl das eigentliche und ursprüngliche Wappenbild war, daß die gezackten oder gezahnten Langblätter erst später zutraten und dem Kleeblatt den Rang streitig machten. Später sind dann bald die Eichenblätter klein und das Kleeblatt groß, bald umgekehrt. Müßte man das Kleeblatt als Hauptfigur annehmen, so wäre es, da dieses immer golden schraffirt wird, seit die Farben bestimmt bezeichnet werden, auch heraldisch richtiger, die Büffelhörner und Helmdecken als blau und golden zu schraffiren. Und so giebt das Wappenbuch der Preußischen Monarchie (I, 19 oben) auch den rechten, Bismarckschen, Helm auf dem Wappen der Grafen von Bismarck-Bohlen.

Das Siegel des ersten Nicolaus von Bismarck von 1365 zeigt das einfache Wappen in einer zierlichen Einfassung, um welche innerhalb der Umschrift eine Perlenschnur geht. Die Umschrift, nicht ganz mehr lesbar, lautet: S. (Sigillum) Nicolay de Bismark. Bei den Siegeln seiner drei Söhne fällt die Einfassung weg, der Wappenschild liegt innerhalb eines Perlenkreises auf einem mit Kreuzlein bestreuten Felde. In allen vier Wappen tritt das rundblätterige Dreiblatt ganz entschieden in den Vordergrund, aber schon in den Siegeln der folgenden Generation ist das Kleeblatt klein, fast winzig, die Langblätter dagegen dominirend, bis beide später zu einem richtigeren Verhältniß in der Darstellung gelangen.

Es ist müßig und auch unheraldisch, Wappenfiguren, die ihre Namen aus dem Pflanzenreich haben, botanisch bestimmen zu wollen, deshalb war es auch werthlos,

die Langblätter der Bismarckschen Wappenfigur als Wegedorn anzusprechen. Es ist das aber geschehen der slavischen Ableitung des Namens Bismarck von bij smarku! (d. i. hüte dich vor dem Wegedorn!) zu Liebe, die wir gänzlich verwerfen müssen. Die Wappensage, die wir weiter unten mittheilen, kennt nur das Kleeblatt und bezeichnet als Nesselblätter die Langblätter. Im Munde des Volkes haben sich die Bezeichnungen später vermischt, wie aus einem Spruch hervorgeht, der auf der Klinge eines Ehrendegens steht, welcher dem Grafen Bismarck vor einigen Jahren überreicht wurde. Der Spruch lautet:

Das Wegekraut sollst stehen lah'n
hüt' dich, Junge, sind Nesseln d'ran!

Danach wären die Rundblätter Wegekraut (plantago), die zackigen Langblätter aber Nesselblätter.

Die erwähnte Wappensage findet sich im dritten Bande der Berliner Revue 1856 und ist später wieder abgedruckt in Hesekiels Wappensagen (Berlin 1865). Dieselbe lautet:

Das Blatt, das grün und kräftig
Des Wandrers Blick entzückt,
In purem Golde prächtig,
Den Schild der Bismarck schmückt;
Das Kleeblatt gülden leuchtend,
Das ist im blauen Feld
Von Nesselblättern dräuend
Gar scharf und blank umstellt.
Es war vor alten Zeiten
Ein Fräulein wonnesam,
Durch die der Nessel Zeichen
Ins Schild der Bismarck kam.
Um Fräulein Gertrud warben
Viel Edle, kampferprobt,
Die auf Geheiß des Vaters
Dem Vetter schon verlobt.
Da kam ein Fürst der Wenden
Herab vom nord'schen Meer,
Er kam mit hundert Pferden —
Jung Gertrud sein Begehr;
Jung Gertrud lehnte höflich
Die hohe Ehre ab,

Der Fürst, erzürnet höchlich,
Erhub den güld'nen Stab;
Er winkte seinen Knechten
Und rief, von Zorn entbrannt:
„Ich will das Kleeblatt brechen
„Mit meiner eignen Hand!
„Ja, wär's noch eine Nessel,
„Gäb's doch ein kleines Weh,
„Doch lustig ist's zu brechen,
„Grün oder gold den Klee!“ —
Und noch am selb'gen Tage,
Da stürmt mit reis'gem Troß
Der Fürst vom Wendenstamme
Jung Gertruds festes Schloß.
Der Burgvogt, überfallen,
Fiel fechtend in dem Troß,
Und über Wall und Graben
Der Wende drang ins Schloß.

Des leichten Siegs frohlockend
Der Fürst schaut freudig drein,
Und trat mit stolzem Worte
In Gertruds Kämmerlein:
„Ich komme, Dich zu brechen,
„Du güldner Herzensklee,
„Du brennst ja nicht wie Nesseln,
„Das Kleeblatt thut nicht weh!“
Drauf that er sie umarmen,
Wie brünst'ge Liebe thut,
Doch plötzlich schrie er: „Gnade!“
Und sank ins heiße Blut.
Jung Gertrud, wunderprächtig,
Schwang über ihm den Stahl,
Den Dolch stieß sie ihm kräftig
Ins Herz zum andern Mal,
Und rief: „Das sind die Nesseln,
„Die Nesseln brennen, weh!
„Wer hat noch Lust zu brechen
„Der Bismarck güldnen Klee!“

Und seit jung Gertruds Zeiten,
Dräut in der Bismarck Schild

Der Nesseln blankes Zeichen,
Rings um des Kleeblatts Bild;
Mit scharfem Stahl sie haben
Ihr Kleinod stets bewahrt —
Ja, seit jung Gertruds Tagen
Blieb das der Bismarck Art!

Nach einer andern noch einfacheren Sage haben die Bismarcke die Eichenblätter an ihr Kleeblatt gesetzt, als es einem des Geschlechts gelungen war, einen Wendenfürsten zu besiegen, dessen Schildzeichen ein solches Blatt, oder drei solche Blätter gewesen. Wir legen, und gewiß mit Recht, nicht mehr den übertriebenen Werth auf solche Traditionen, der ihnen noch im vorigen Jahrhundert beigemessen wurde, aber als ganz müßige Spielerei möchten wir dieselben doch auch nicht behandelt sehen. Ein Kern von Wahrheit, und wäre er auch noch so klein, läßt sich fast aus jeder Sage herausschälen; so scheint es uns bei den Bismarcken doch nicht ganz unwichtig, daß die Sage sie immer als Streiter gegen die heidnischen Wenden hinstellt; es ist damit freilich nichts bewiesen, aber es würde sicherlich nicht geschehen sein, wenn dieses Geschlecht nicht zur Gefolgschaft irgend eines deutschen Fürsten gehört hätte, der sich an den Grenzmarken im Elbland festsetzte und von da aus vordringend den slavischen Stämmen, die zwischen Elbe und Oder saßen, einen unaufhörlichen Krieg machte.

Drei Mal ist im Verlauf dieses Jahrhunderts die Grafenwürde an Bismarcke von Schoenhausen gekommen; danach haben wir jetzt Preußische Grafen von Bismarck-Bohlen, württembergische Grafen von Bismarck, von denen die von der ersten Linie sich Grafen von Bismarck-Schierstein, die von der zweiten Linie aber sich Grafen von Bismarck ohne Zusatz nennen, endlich Preußische Grafen von Bismarck-Schoenhausen.

Das Wappen der Preußischen Grafen von Bismarck-Bohlen wird beschrieben wie folgt: der golden bordirte Schild ist quadrirt und zeigt im ersten und vierten blauen Felde ein goldenes Kleeblatt, welches in den drei Winkeln mit drei silbernen Eichenblättern besetzt ist (wegen Bismarck); im zweiten und dritten silbernen Felde einen rothen Greifen, wachsend aus einem Sparren, der von fünf rothen Steinen, stufenweise gestellt, gebildet wird (wegen Bohlen). Der rechte, Bismarcksche, Helm ist gekrönt und mit zwei offenen, von Gold und Blau übereck getheilten, Büffelhörnern besetzt, zwischen denen ein goldenes Krönlein schwebt; die Helmdecken sind blau und golden. Der mittlere, Bohlensche, Helm ist gekrönt

und mit einem, von zwei widersehenden, ungekrönten rothen Greifen begleiteten, Baumstamm geziert; die Helmdecken sind blau und roth. Der linke gekrönte Helm zeigt drei Straußenfedern, eine schwarze zwischen zwei weißen, jede der Straußenfedern ist mit einer silbernen Raute (Schwerin?) belegt; die Helmdecken sind roth und silbern. Zwischen dem Schild und dem Oberwappen steht die Grafenkrone. Schildhalter sind zwei rothe gekrönte Greifen, widersehend.

Das Wappen der Württembergischen Grafen von Bismarck=Schierstein (auch erste, Nassauische Linie genannt, weil ihr Familien=Fideikommiß Schierstein in Nassau liegt) ist folgendes: der quadrirte Schild zeigt im ersten und vierten blauen Felde ein goldenes Kleeblatt, welches in den drei Winkeln mit drei silbernen Eichenblättern besetzt ist; im zweiten rothen Felde einen einwärts gewendeten goldenen Löwen; im dritten, ebenfalls rothen, Felde ein einwärts gewendetes silbernes Roß, springend. Auf dem gekrönten Helm zwei offene, von blau und silber übereck getheilte Büffelhörner, zwischen denen ein goldenes Krönlein schwebt. Die Helmdecken sind rechts blau und golden, links blau und silbern. Schildhalter, rechts ein silbernes Roß, links ein goldener Löwe. Devise: „Einig und treu.“

Das Wappen der Württembergischen Grafen von Bismarck zweiter Linie ist (wie das vorhergehende nach dem Gothaischen Taschenbuch beschrieben) folgendes: der quadrirte Schild zeigt im ersten und vierten blauen Felde ein silbernes Kleeblatt; im zweiten ebenfalls blauen (rothen?) Felde ein einwärts springendes, silbernes Roß, im dritten blauen (rothen?) Felde einen einwärts springenden goldenen Löwen. Der gekrönte Helm zeigt ein silbernes und ein blaues Büffelhorn, zwischen welchen ein (silbernes?) Kleeblatt, schwebend. Die Helmdecken sind rechts blau und silbern, links blau und golden. Schildhalter: rechts ein silbernes Roß, links ein goldener Löwe.

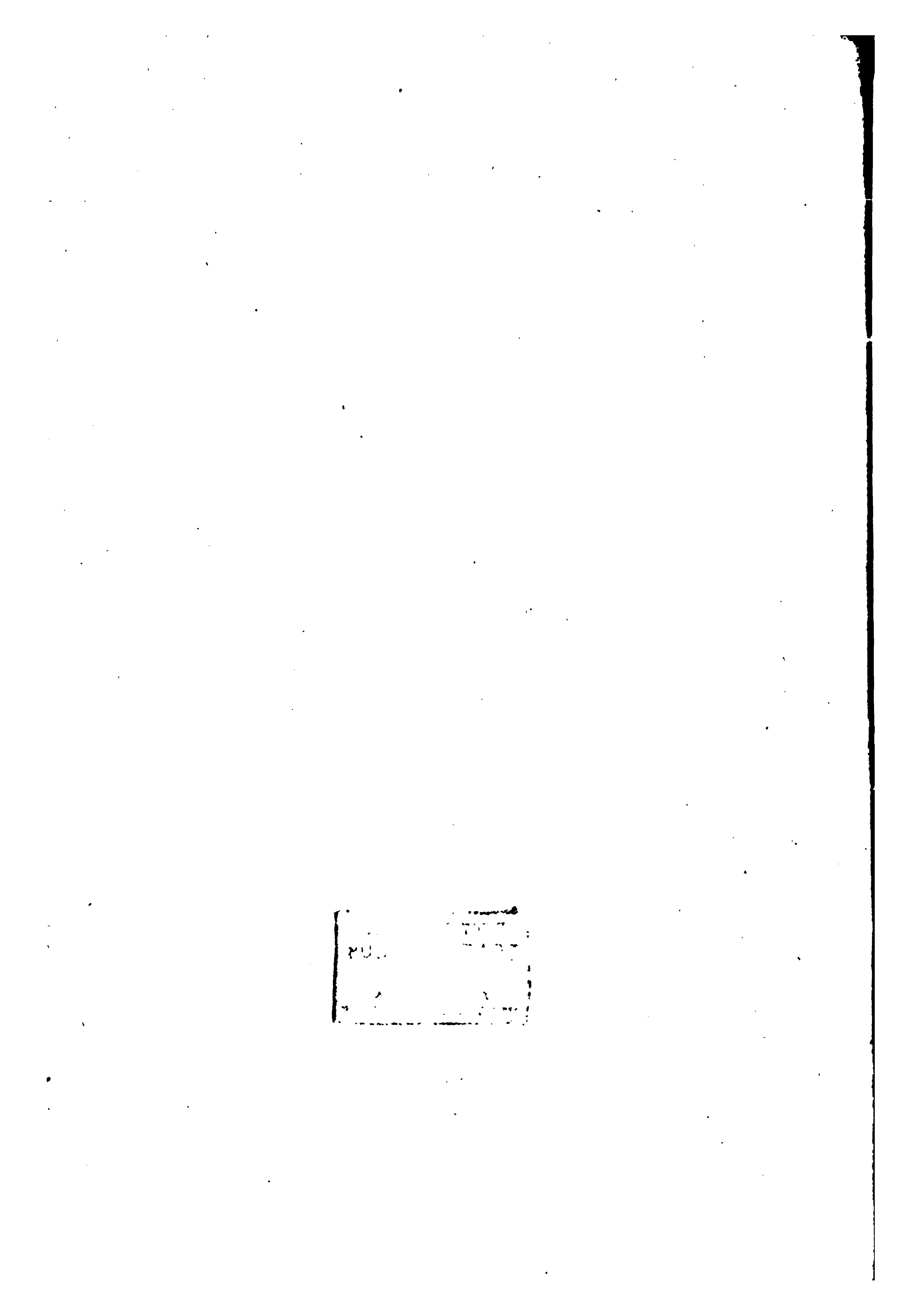
Ist diese Wappenbeschreibung richtig, so zeigt dieses gräfliche Wappen nicht mehr das seit Jahrhunderten feststehende Bismarcksche Wappenbild, das doppelte Dreiblatt. Es ist da beim Aufreißen desselben entweder ein Fehler vorgekommen, oder man ist bei der Construktion absichtlich auf die uranfängliche Form des Bildes, das einfache Kleeblatt, zurückgegangen.

Das Wappen der Preußischen Grafen von Bismarck=Schoenhausen (d. h. des Ministerpräsidenten und seiner Descendenz) wird, wie folgt, beschrieben: Der golden bordirte Schild zeigt in Blau ein goldenes Kleeblatt, welches in den drei Ecken mit silbernen Eichenblättern besetzt ist; auf dem gekrönten Helm zwei offene, von blau und silber übereck getheilte Büffelhörner, zwischen denen ein

silbernes Krönlein schwebt. Es ist also das einfache Bismarck'sche Geschlechts-wappen bei Erhebung in den Grafenstand beibehalten und nur der Schild unter dem Oberwappen mit der Grafenkrone besetzt worden. Gebessert ist das Wappen durch zwei widersehende Adler als Schildhalter, von denen der rechte, schwarze und gekrönte der Adler des Königreichs Preußen, der linke, rothe, mit dem Churhut bedeckte, der Adler von Chur-Brandenburg ist.

Ebenfalls neu hinzugekommen ist die schöne Devise: „In Trinitate Robur", „Meine Stärke in der Dreifaltigkeit." Es ist das einmal eine wirklich regelrechte Devise, die immer eine zweifache Bedeutung haben muß, die eine, welche auf das Wappenbild, hier auf die zweifache Dreiheit der Blätter hinweist; die andere, die damit einen höhern Begriff, hier die Dreifaltigkeit Gottes, verknüpft.





Helle Jugend

Der Keim verräth die Blüthe schon,
Die Blüthe zeigt die Frucht,
Wir fühlen hier beim ersten Ton
Des ganzen Liedes Wucht.

R. Püttner



Bismarcks Vater.

(Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck.)

Bis zur Universität.



Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck auf Schoenhausen, geboren den 13. November 1771, der früher bei dem Leib-Carabinier-Regiment (Nr. 11 der alten Rangliste) gestanden und als Rittmeister den Abschied genommen hatte, vermählte sich am 7. Juli 1806 mit Louise Wilhelmine Menken, geboren den 24. Februar 1790, gestorben den 1. Januar 1839 zu Berlin.

Frau von Bismarck war eine nachgelassene Tochter des bekannten Geheimen Cabinetsraths Anastasius Ludwig Menken, der unter drei Königen Preußens mit Auszeichnung gedient und in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III einen so bedeutenden Einfluß geübt hat. Menken war am 2. August 1752 zu Helmstädt geboren und gehörte der rühmlich bekannten Leipziger Gelehrtenfamilie dieses Namens an. Er war gewissermaßen ein Schüler des Ministers Grafen von Hertzberg, durch welchen er 1776 bei der Geheimen Staatskanzlei angestellt wurde. Friedrich der Große hielt viel von ihm, weil derselbe in Stockholm seiner Schwester, der Königin Louise Ulrike, einen ausgezeichneten Dienst geleistet hatte, und gebrauchte ihn, seit 1782, als Geheimen Cabinetssecretair für die auswärtigen Geschäfte. Seit 1786 war er Geheimer Cabinetsrath Friedrich Wilhelms II und hatte als solcher ebenfalls wieder die Bearbeitung der auswärtigen Angelegenheiten,

wurde aber nach dem Kriege gegen Frankreich vom General von Bischofswerder verdrängt und zog sich ins Privatleben zurück. Menken war der einzige von den Räthen Friedrich Wilhelms II, welchen Friedrich Wilhelm III gleich bei seiner Thronbesteigung zu sich berief und wieder anstellte. Er ist der Verfasser der bekannten Cabinets-Ordres, die Friedrich Wilhelm III nach seiner Thronbesteigung erließ, deren wohlwollende Aussprache dem jungen Könige das Vertrauen seiner Unterthanen zuwendete. Menken war kein Jacobiner, wie Bischofswerder und dessen Anhänger behauptet haben, aber er war bis zu einem gewissen Grade ein entschiedener Anhänger der Grundsätze der ersten französischen Nationalversammlung. Er wird geschildert als ein sanfter, freimüthiger, rechtschaffener und geschäftserfahrener, aber kränklicher Mann und starb am 5. August 1801 in Folge der Leiden eines durch ununterbrochene Arbeit geschwächten Körpers. Menken war, nach Steins Urtheil, ein liberal denkender, gebildeter, feinfühlender, wohlwollender Mann von den edelsten Gesinnungen und Absichten. Er wünschte das Wohl seines Vaterlandes und wollte es befördern durch Verbreitung von Aufklärung, Verbesserung des Zustandes aller Classen und durch Anwendung liberaler und menschenfreundlicher Grundsätze; aber seine Entfernung vom Kriege wirkte im entscheidenden Augenblick nachtheilig; seine zu wortreich und philanthropisch gefaßten Cabinets-Ordres, seine zu große Milde verbreiteten über die Regierung einen Schein von Schwäche.

Die nachgelassene Tochter dieses Mannes also wurde die Mutter des Grafen Bismarck. Es ist interessant, daß etwa hundert Jahr früher eine Tochter derselben Leipziger Gelehrtenfamilie, Christine Sybille Menken, gestorben 1750, als Gemahlin des Reichsfreiherrn Peter Hohmann von Hohenthal Stammmutter der Grafen von Hohenthal älterer Linie wurde.

Die Geschwister Bismarck sind:

I. Alexander Friedrich Ferdinand, geboren den 13 April 1807, gestorben den 23. Dezember 1809.

II. Louise Johanne, geboren den 3. November 1808, gestorben den 19. März 1813.

III. Bernhard, geb. 24. Juli 1810, Königl. Kammerherr und Geheimer Regierungsrath, Landrath des Kreises Naugard auf Külz und Jarchelin &c. in Pommern.

IV. Franz, geb. 20. Juni 1819, gest. 10. September 1822.



Bismarcks einzige Schwester.

(Frau von Arnim.)



V. Franziska Angelika Malwine, geb. 29. Juni 1827, vermählt zu Schönhausen am 30. October 1844 mit Ernst Friedrich Abraham Heinrich Karl Oskar von Arnim auf Kröchlendorff, Kgl. Kammerherrn, Landrath a. D. und Mitglied des Herrenhauses.

Der Ministerpräsident selbst, Otto Eduard Leopold getauft, wurde am 1. April 1815 zu Schoenhausen geboren.

Die erste Jugend verlebte derselbe jedoch nicht auf der altväterlichen Besitzung in der Altmark, sondern in Pommern, wohin die Eltern schon im Jahre 1816 übersiedelten. Sie waren durch das Ableben eines Vetters in den Besitz der Lehn-Rittergüter Kniephof, Jarchelin und Külz im Kreise Naugard gelangt. Zu Kniephof, wo die Eltern ihren Wohnsitz nahmen, brachte Bismarck die nächsten sechs Jahre seines Leben zu und nach Kniephof kehrte er auch später von Berlin zur Ferienzeit zurück, so daß dieses Pommersche Sitzgut seiner Eltern als die Heimat seiner Knabenspiele zu betrachten ist.

Diese Güter waren von Dewitzsche Lehen in dem Kreise Pommerns, der damals der Daber- und Dewitzsche Kreis hieß und wurden als solche mit dem Lehnrecht an den Obristen August Friedrich von Bismarck (den Urgroßvater des Ministerpräsidenten), der mit Stephanie von Dewitz vermählt war, abgetreten. Nach dem Tode des Obristen besaßen dessen drei Söhne Bernd August, Carl Alexander (der Großvater des Ministerpräsidenten) und Ernst Friedrich (Königl. Schloßhauptmann) die Güter eine Zeit lang ungetheilt, bis sie durch den Theilungsvergleich vom 12. August 1747 an den ersteren, den Hauptmann Bernd August, allein kamen. Dieser vererbte sie auf seinen Sohn, den Landschaftsdeputirten des Daber-Naugardschen Kreises und Rittmeister August Friedrich von Bismarck und dessen Schwester Charlotte Henriette, die an den Hauptmann Jaroslav Ulrich Friedrich von Schwerin vermählt war. Durch einen Vergleich vom 7. August 1777 wurde August Friedrich Alleinbesitzer derselben und vererbte sie auf Carl Wilhelm Ferdinand von Bismarck (Vater des Ministerpräsidenten).

Der Rittersitz Kniephof liegt eine Meile von Naugard gegen Osten in einer angenehmen, holz- und wiesenreichen Gegend, nicht fern von dem kleinen Fluß Zampel. Schon im vorigen Jahrhundert wurden der schöne Garten und die dortigen Karpfenteiche gerühmt.

Jarchelin, früher Grecholin genannt, liegt eine Viertelmeile von Kniephof, das in der hiesigen Kirche eingepfarrt ist. Ein Bach fließt mitten durch das auf beiden Seiten von Elsen und Wiesen umgebene Dorf.

Möglichkeit auszubilden. Namentlich war dies die stete Sorge der Mutter, einer feingebildeten Dame, die mit vielen Kenntnissen auch den sentimal religiösen Zug ihrer Zeit verband und von ihrem Vater die liberalen Ansichten geerbt hatte. Frau von Bismarck war ohne Zweifel eine bedeutende Frau, die in der Gesellschaft nicht allein um ihrer Schönheit willen gefeiert wurde und in ihren Kreisen bestimmend auftrat. Ihrer Thätigkeit, die sich mit großem Eifer gern dem Neuen zuwendete, fehlte wohl weniger die Einsicht als die Stetigkeit, wirkte aber darum grade ungünstig in der Verwaltung der Güter; der Betrieb der Wirthschaft litt unter zahlreichen und kostspieligen neuen Einrichtungen und Versuchen, so daß der Wohlstand der Familie nach und nach erheblich abnahm, zumal da auch das glänzende Gesellschaftsleben im Winter in Berlin und während des Sommers in Bädern großen Aufwand erforderte. In den Söhnen scheint die Mutter frühe schon hellen Ehrgeiz zu wecken gesucht zu haben, namentlich war es ihr sehnlichster Wunsch, daß der jüngere, Otto, die diplomatische Laufbahn verfolge, für die sie ihn für besonders befähigt hielt, während sie den ältern Bruder von Anfang an für das Landrathsamt bestimmt hatte. Beide Wünsche der Mutter sind erfüllt worden, aber sie hat es nicht erlebt; sie war schon Jahre lang todt, als ihr jüngerer Sohn die diplomatische Laufbahn betrat; es macht ihrem mütterlichen Scharfblick aber alle Ehre, daß sie so früh schon die Wege richtig erkannte, die Bismarck zu den höchsten Stufen führen sollten. Wie oft hat Graf Bismarck als Gesandter zu Frankfurt, zu Petersburg und Paris, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten dieses sehnlichen Wunsches seiner Mutter gedacht! Wie oft haben ihm die ältern Freunde des Hauses zugerufen: „Bismarck, wenn das Deine Mutter noch erlebt hätte!"

Der klugen, feinen und ehrgeizigen, aber etwas kalten Mutter gegenüber repräsentirte der Vater, ein schöner, stattlicher, heitrer Mann voll Humor und Witz, mehr das Herz und das Gemüth, ohne große Ansprüche auf besondere Geistesbildung oder gar Kenntnisse zu machen; denn sonderbarer Weise hatte der feine, literarisch gebildete Carl Alexander von Bismarck, den nur ein Machtwort des großen Friedrich vom Diplomaten zum Reiterofficier gemacht hatte, seine vier Söhne lediglich zu Soldaten erzogen.

Der französisch feine Cavalier, der, was sicherlich damals bei dem Adel der Marken nicht häufig vorkam, französische Zeitungen hielt, von denen noch viele Jahrgänge auf dem Schlosse zu Schoenhausen liegen, der zwar in großer Einfachheit lebte, aber doch täglich rothen und weißen Wein auf seine Tafel setzen und seine Speisen in silbernen Réchauds serviren ließ, hatte seine Söhne sich zu Centauren



Frau von Bismarck mit ihrem Sohn Otto.





Bismarckische Erziehungsmethode in der Zopfzeit.

entwickeln lassen, die mit höchstem Stolz auf die regelrechte Achte (∞) blickten, die sie in den Sand des Schloßhofs gefahren.

Bismarcks Vater trat bei den Leibcarabiniers (weiß mit blau), deren Chef damals ein Bismarck war, ein, und ließ, wie er später seinen Söhnen öfter erzählte, „fünf Jahre lang jeden Morgen um vier Uhr die Carabiniers ihren Hafer zumessen." Er liebte das Landleben, langweilte sich in Berlin, zumal als er etwas taub wurde, war aber in ritterlicher Damenverehrung seiner liebenswürdigen Gemahlin so zugethan, daß er sich deren Wünschen in dieser Beziehung stets fügte.

Frau von Bismarck liebte neben der Unterhaltung mit geistreichen oder gelehrten Männern auch das Schachspiel, in welchem sie es zu einer wahren Meisterschaft gebracht hatte; ihres Gemahls Hauptleidenschaft aber war die Jagd, die ihm auch bis an das Ende seines Lebens geblieben. Wie der alte Herr es damit zuletzt oft gar sonderbar getrieben, davon giebt ein Brief Bismarcks an seine kurz zuvor verheirathete Schwester aus den letzten Tagen des Jahres 1844 Kunde, der höchst charakteristisch für das Verhältniß des Sohnes und Bruders zugleich ist.

Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden, ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheirathen und thun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß und Oscar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Ueberzeugung hervorging, daß 5 Stimmen auf Tod und Leben und 2 mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren, dazu 4 für Krug, 16—18 für Arnim, und 12—15 für Alvensleben, ich bin also lieber ganz zurückgetreten. Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend, spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt Fuchsjagd zu nennen; wir gehen nämlich bei starkem Regen, oder jetzt 6 Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Carl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beachtung des Windes einen Kiefernbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, unumstößlich überzeugt sind, daß außer einigen Holz suchenden Weibern, kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Carl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von Seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Thier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „hu, la, la, he, he, faß, häh, häh!“ in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: nein, nicht das Mindeste! Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem andern Busch, dessen vermuthliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es 3—4 Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und

Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Uebereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Carl V war ein dummer Kerl! Du begreifst, daß bei so mannigfachen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt, Predigers zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, so bin ich auch noch gar nicht dagewesen, es war nicht möglich. Bellin ist seit drei Tagen voll von einer Reise nach Stendal, die er gemacht und von der Post, die er versäumt hat. Die Elbe geht mit Eis, der Wind ist Ost-Süd-Ost, das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt 8°, der Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich theile Dir dies mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleinen Begebenheiten Deines Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen; wer bei Euch und Curts gewesen ist, wen Ihr besucht, was Ihr gegessen habt, was die Pferde machen, wie die Bedienung sich aufführt, ob die Thüren knarren, und die Fenster dicht sind, kurz, Thatsachen, Facta. Ferner mag er's nicht leiden, daß er Papa genannt wird, er liebt den Ausdruck nicht, avis au lecteur! Antonie hat ihm zu seinem Geburtstage einen recht hübschen Brief geschrieben und eine grüne Börse geschenkt, worüber Papa sehr gerührt war und zwei Seiten lang antwortete. Rohr's sind neulich hier durch gefahren, ohne etwas von sich merken zu lassen, nachdem sie im Kruge zu Hohen-Göhren zwei Stunden gefüttert und mit Frau und Kindern bei zehn rauchenden Bauern in der Bierstube gesessen haben. Bellin behauptet, sie wären mit uns brouillirt — das wäre hart und würde mir meinen liebsten Umgang verkümmern. Der Vater läßt vielmals grüßen und wird mir bald nach Pommern folgen, er meint zu Weihnachten. Uebermorgen ist in Genthin café dansant, den ich en passant besuchen werde, um noch schließlich gegen den alten Landrath zu feuern und auf mindestens vier Monate von dem Kreise Abschied zu nehmen. Die *** habe ich kennen gelernt, sie hat Augenblicke, wo sie bildhübsch ist, wird aber früh den Teint verlieren und roth werden; ich bin 24 Stunden in sie verliebt gewesen. Grüß Oscar herzlich und lebe wohl, mein Engel, häng den Brautstand nicht beim Schwanz auf und empfiehl mich Curts. Bist Du am 8. nicht in A., so soll Dich! à tantôt. Ganz Dein eigener for ever Bismarck."

Ostern 1830 wurde Otto von Bismarck, grade an seinem sechszehnten Geburtstag, wie sein Bruder vor ihm, von Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin eingesegnet. In demselben Jahre kam er in Pension zu Professor Prévost, dem Vater des Hofraths Prévost, der jetzt unter Bismarck im auswärtigen Ministerium dient, und da dieser sehr entfernt vom Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, in der Königsstraße, wohnte, so vertauschte er dieses mit dem Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Vom Professor Prévost kam Bismarck übrigens schon nach Jahresfrist zu Dr. Bonnell, dem späteren Director des Friedrichs-Werderschen-Gymnasiums, welcher damals am grauen Kloster stand, aber bis kurz zuvor schon Bismarcks Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium gewesen war. Bei diesem blieb Bismarck, bis er Ostern 1832 nach abgelegtem Abiturientenexamen das Kloster verließ, um Jura zu studiren.

Dies ist der Umriß von Bismarcks Leben in seiner Knaben- und Schulzeit; versuchen wir nun, aus den Mittheilungen seiner Lehrer und seiner Altersgenossen uns ein Bild von dem Knaben und dem angehenden Jüngling zu machen.

Wir sehen den Junker Otto sehr jung, gleich seinem älteren Bruder, aus dem väterlichen Hause entfernt; die Gründe dafür vermögen wir nicht zu beurtheilen, jedenfalls geschah es in bester Absicht, aber schwerlich war's das Richtige. Bismarck selbst äußerte darüber später, daß ihm die frühe Entfernung aus dem Vaterhause nicht zuträglich gewesen sei. Vielleicht fürchtete die Mutter, daß ihr Sohn zu sehr verzogen werde, denn durch sein frisches Wesen und seine stets gleiche Freundlichkeit hatte der kleine Knabe schon alle Herzen gewonnen; der Vater namentlich und Lotte Schmeling, die Jungfer seiner Mutter und seine Pflegerin, verzogen ihn tüchtig.

Eine zur Familie gehörige Dame erzählt aus der frühesten Kindheit: „Otto saß am Nebentisch und wartete mit vorgebundener Serviette auf das Essen, den Rücken gegen die Tafel gekehrt, an welcher die Eltern mit den Gästen Platz genommen. Der glückliche Vater betrachtete den Sohn mit den zärtlichsten Blicken und rief dann seiner Gemahlin ganz entzückt zu: „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er da sitzt und mit den „Beenekens“ baumelt!“ Und so baumelte der kleine Otto denn ganz vergnügt mit den „Beenekens“ weiter zur Freude seines Vaters. Solcher verziehenden Vaterliebe gegenüber war die größere mütterliche Strenge gewiß am rechten Platz. Eine große Wahrheitsliebe zeichnete das Kind aus. Einst fragte ihn die Mutter beim Gute Nacht sagen: „Hast du dein Süppchen schon gegessen?“ Er lief davon und kam nach einer Weile zurück mit einem fröhlichen „Ja!“ Er hatte es nämlich vergessen und sich erst bei Lotte Schmeling erkundigt. Nach Kinder



Bismarcks Knabenporträt.

Art hatte Otto auch die Passion, alles, was ihm eßbar dünkte, zu probiren, die Mutter nahm ihn dann scharf ins Verhör. „Otto, was hast Du gegessen? Du riechst nach Medicin!“ rief die Mutter einst. Das Kind besann sich eine Weile, dann sagte es ruhig: „In des Vaters Stube stand am Fenster eine Flasche, die nahm ich an den Mund, ich habe aber nicht davon getrunken, weil sie zu sehr „stankte“. Er blieb ruhig, nett und freundlich, er wurde trotzdem, daß ihn das ganze Haus verzog, nicht unartig. Der Vater war das Herz, die Mutter der Verstand des Hauses.“

In der Plamannschen Pensionsanstalt in Berlin, in welche er zunächst gebracht wurde, hat er sich in keiner Weise wohl befunden; diese damals sehr renommirte Erziehungsanstalt leistete nämlich das Mögliche in biderbem Deutschthum nach Art des alten Jahn und führte die jener Zeit herrschende Abhärtungstheorie mit Hunger, Frieren &c. nicht immer ohne Uebertreibung praktisch aus. Bismarck, der sonst fast allen seinen Lehrern eine seltene Pietät bewahrt hat, konnte doch nicht umhin, sich später über die unbillige Härte zu beklagen, mit welcher in jener Anstalt das System gerade gegen ihn aufrecht erhalten worden. Er hatte sich eben unglücklich dort gefühlt und litt so sehr am Heimweh, daß er lange Zeit z. B. bei Spaziergängen nicht pflügen sehen konnte, ohne zu weinen. Jedenfalls waren die Lehrer ihm zuwider durch die übergroße Wichtigkeit, die sie den Turnübungen beilegten, durch den methodischen Franzosenhaß, den sie predigten und durch die Ungeschicklichkeit, mit der sie ihr derbes deutsches Volksthum dem kleinen adeligen Junker gegenüber zur Geltung brachten. Bismarck war in seinem elterlichen Hause keineswegs in Standesvorurtheilen, wie man zu sagen pflegt, erzogen, im Gegentheil, die Mutter war entschieden liberal und liebte den Adel eigentlich gar nicht; damals waren die Ehen zwischen Edelleuten und Frauen bürgerlichen Standes seltener als jetzt; Frau von Bismarck mochte mancherlei unliebsame Begegnung unter dem stolzen Adel der Altmark und Pommerns erfahren haben, und selbst von einem Standesbewußtsein konnte wohl kaum in Bismarcks Kindheit die Rede sein. Es war aber nicht etwa die Abneigung der Mitschüler, sondern die demokratische Gesinnung einiger Lehrer, welche den Junker in dem trotzigen Knaben weckte. Wir werden sehen, daß in spätern Jahren auf dem grauen Kloster es wieder die Ungeschicktheit von zwei Lehrern war, welche Bismarck um seiner adeligen Geburt willen unsanft behandelten und ihn dadurch reizten und herausforderten.

Es läßt sich begreifen, daß Otto von Bismarck, so lange er in der ihm so widerwärtigen Plamannschen Anstalt und auf dem Gymnasium war, sich nach den Ferien

mit fieberhafter Ungeduld sehnte, sind diese Zeiten doch die hellen Sterne am Himmel jedes Schülers!

Und wie wurde damals eine solche Ferienreise von Berlin nach Kniephof im Naugarder Kreise zurückgelegt! Abends fuhr die Schnellpost, das hohe Werk Naglers, der Stolz Preußens damals, von Berlin fort und kam am andern Mittage in Stettin an; es war noch nicht einmal lauter Chaussee zwischen Berlin und der Hauptstadt Pommerns. Von Stettin fuhr der junge Bismarck mit den eigenen Pferden,



die ihm die Eltern dahin entgegengesendet, nach Gollnow, wo sein Großvater geboren ward, und wo es, nach dem Sprichwort, alle vierzehn Tage brannte; in Gollnow logirte er bei einer alten verwittweten Frau Bürgermeisterin, Namens Dallmer, welche in irgend einer besonderen Beziehung zur Familie gestanden haben muß; diese hochbejahrte Dame aber erzählte dem gespannt lauschenden Knaben von seinem Urgroßvater, dem bei Czaslau gefallenen Obristen von Bismarck, der einst mit seinem Dragoner-Regiment (vacant von der Schulenburg, später Anspach-Bayreuth) zu Gollnow in Garnison gelegen. Nach fast hundert Jahren war das Leben, das der berühmte Kriegsmann und Jäger daselbst geführt, noch im Gedächtniß der Leute. Man wußte noch von den schönen Hunden und Pferden des Obristen; wenn derselbe ein Banquet gab, schmetterten nicht nur die Trompeten zu jeder Gesundheit, sondern im Saal selbst feuerten die dazu auf-

gestellten Dragoner ihre Flinten ab, um die Kraft des Tusches zu verstärken; dann aber zog der Obrist mit dem ganzen Officiercorps, die Musik voran, und hinterdrein alle Dragoner, denen der Zug unterwegs begegnete, nach der Ihna-Brücke, wo der hölzerne Esel stand. Das gefürchtete Strafinstrument — das Reiten auf dem hölzernen Esel glich einer Art von Lattenstrafe — wurde nun unter lauten Verwünschungen und hellem Jubel in die Fluthen der Ihna gestürzt. „Allen Sündern



Obrist August Friedrich von Bismarck.

soll vergeben und der Esel nicht mehr sein!" Uebrigens mag der Jubel der Dragoner nicht besonders groß gewesen sein, denn sie wußten ganz genau, daß der Profoß am andern Morgen den hölzernen Esel doch in seiner ganzen Furchtbarkeit wieder hergestellt haben werde; sie jubelten also wohl nur ihrem lustigen Obristen zu Gefallen mit.

Das ist eine Scene aus dem Garnisonleben unter König Friedrich Wilhelm I. Es ist von dem alten Herrn noch ein Schießbuch vorhanden, aus dem hervorgeht, daß derselbe in einem Jahre über hundert Stück Rothwild erlegte, was heutzutage auch nicht häufig mehr vorkommen möchte. Einer der ersten Jäger unserer

Tage, Se. Kgl. Hoh. Prinz Friedrich Carl von Preußen, hat seit dem 18. September 1848 bis zum 18. September 1868 dreihundert Hirsche erlegt, die „gut jagdbar“. Auch eine Correspondenz des Obristen von Bismarck ist erhalten, welche Proben einer höchst naiven Derbheit zeigt; namentlich kommt dabei sein Herr Schwager, der feine Diplomat von Dewitz, der später Gesandter in Wien war, sehr übel weg. Gewiß war es ganz im Sinne des schneidigen Reiterobristen, daß der große Friedrich seinen Sohn Carl Alexander nicht mit dem von Dewitz zur Gesandtschaft nach Wien abgehen ließ, sondern ihn, mit eben nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken für die Diplomaten, zum Cornet machte.

Morgens um drei Uhr wurde dann von Gollnow wieder fortgefahren, und so erreichte Bismarck erst am dritten Tage der Ausfahrt von Berlin Kniephof, wo drei Wochen lang ein herrliches Leben, nur durch Ferienarbeiten einigermaßen getrübt, dem Knaben blühte. Zu den besten Freuden der schönen Ferienzeit gehörten auch Besuche in Zimmerhausen bei Blanckenburg, die noch einen besonderen Reiz durch eine Art von Käsekuchen erhielten, welcher dort in ganz hervorragender Weise bereitet wurde.

Von Plamann kam Bismarck auf das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und hier erregte er gleich beim Eintritt die Aufmerksamkeit eines Lehrers, dem er später noch näher treten sollte und von dem in diesem Buch noch öfter die Rede sein wird. Derselbe (Director Dr. Bonnell) erzählt: „Meine Aufmerksamkeit zog Bismarck schon am Tage seiner Einführung auf sich, bei welcher Gelegenheit die neu Aufgenommenen im Schulsaale auf mehreren Bänken hintereinander saßen, so daß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die Neuen mit vorahnender Prüfung durchzumustern. Otto von Bismarck saß, wie ich mich noch deutlich erinnere und später auch öfter erzählt habe, mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengesicht und hell leuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen! Er wurde zuerst mein Schüler im Lateinischen, als er nach Ober-Tertia kam. Michaelis 1829 wurde ich ans Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt, an das auch Bismarck im folgenden Jahre überging. Ostern 1831 kam er als Pensionär in mein Haus, wo er sich freundlich und anspruchslos in meiner einfachen Häuslichkeit, die sich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn beschränkte, und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig. Er ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und



Direktor Bonnell und Otto von Bismarck.

harmlos plaudernd mit meiner Frau und verrieth eine starke Neigung zu gemüthlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen, und wir brachten ihm volle Liebe und Sorgfalt entgegen, so daß sein Vater später, nach seinem Scheiden von uns, äußerte, daß der Sohn sich in keinem Hause so wohl wie bei uns befunden habe."

Dem Director Bonnell und dessen Ehegattin hat Bismarck bis auf diesen Tag die dankbarste Anhänglichkeit bewahrt; noch als Ministerpräsident pflegte er beim Vorübergehen gern einen Blick auf das Fenster des kleinen Erkerstübchens, im Hause Königsgraben Nr. 18, das er bei Bonnell bewohnte, zu werfen. Jetzt ist das Fenster verbaut. Seinem alten Lehrer gegenüber blieb auch der mächtige Minister und große Staatsmann der freundliche und liebenswürdige Otto von Bismarck. Ihn zog er bei der Wahl eines Lehrers für seine Söhne zu Rathe und vertraute sie später dem Werderschen Gymnasium an, das unter Bonnells tüchtiger Leitung in Blüthe steht.

Auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium liebte Bismarck von den Lehrern besonders Professor Siebenhaar, einen tüchtigen Mann, der aber später leider durch Selbstmord endete. Auf dem Grauen Kloster sah er sich durch Koepke mit großer

Freundlichkeit aufgenommen; nur seiner großen Jugend wegen wurde er nicht sofort nach Prima gesetzt. Außer Bonnell war hier besonders Dr. Wendt sein Freund, während Bellermann und der Mathematikus Fischer den Junker in ihm in nicht eben geschickter Weise reizten. Auch mit dem Professor der französischen Sprache gerieth er hart aneinander und lernte in ganz unglaublich kurzer Zeit englisch, lediglich um nicht bei der Probearbeit von diesem Mann beurtheilt zu werden. Es war den Schülern nämlich freigestellt, eine französische oder eine englische Probearbeit zu liefern.

Als Schüler überhaupt war die Haltung Bismarcks so, daß er fast nie zu Strafen, selten zu Tadel und Ermahnungen Anlaß gab; er zeigte sich dabei von so leichter Auffassung und seine Fähigkeiten waren so bedeutend, daß es ihm auch ohne besondere Anstrengung leicht wurde, das Erforderliche zu leisten. Damals schon verrieth er eine merkwürdige Vorliebe für historische Studien, namentlich in der vaterländischen, brandenburgischen, preußischen und deutschen Geschichte. Er legte in jungen Jahren den Grund zu jenem eminenten historischen Wissen, mit welchem er später seinen parlamentarischen Gegnern in der Discussion so gefährlich werden sollte. Die Darstellung in seinen lateinischen Aufsätzen war klar und elegant, wenn auch in grammatischer Hinsicht nicht immer ganz correct. Das Urtheil unter seinem Probeaufsatz Ostern 1832 lautet: Oratio est lucida ac latina sed non satis castigata. (Die Sprache ist klar und lateinisch, aber noch nicht sorgsam genug gefeilt.)



Bei seinem Abgange zur Universität war Bismarck noch nicht siebenzehn Jahre alt und hatte noch keineswegs die breite, imposante Gestalt, die er später gewann, viemehr war seine Statur fein und schlank. Sein Antlitz hatte den hellen Ausdruck jugendlicher Freimüthigkeit und seine Augen waren von strahlender Freund-

lichkeit. Sein ältester Sohn Herbert erinnert gerade jetzt in seiner Figur lebhaft an die Gestalt des Vaters in dessen letzter Schulzeit. Die hohe Gestalt hat Bismarck übrigens von seinem Vater, der in seinem imponirenden Auftreten mit seinen feinen Manieren ein schöner Mann und eine wahrhaft vornehme Erscheinung gewesen. Im allgemeinen aber soll der ältere Sohn Bernhard dem Vater ähnlicher sein, als der jüngere.

Als im Sommer 1831 die Cholera sich Berlin näherte, erhielt bei der damals allgemein herrschenden Cholerafurcht Bismarck von seinem Vater die Weisung, sofort nach Hause zu kommen, sobald der erste Cholerafall in Berlin bekannt würde. Nach echter Schülerart konnte er nun die Nachricht, die er ungeduldig ersehnte, nicht früh genug bekommen. Er miethete ein Pferd und ritt wiederholt auf der Chaussee nach Friedrichsfelde hinaus, von welcher Gegend her er die Cholera erwartete. Er stürzte aber eines Tages bei der neuen Wache mit dem Pferde und



wurde mit gequetschtem Bein in seine Wohnung gebracht. Zu seinem tiefsten Bedauern mußte er nun noch eine ziemliche Zeit auf dem Ruhebett liegen und das Eindringen der Cholera in Berlin erleben, bevor er geheilt abreisen konnte. Durch

diesen Unfall verlor er aber seine Heiterkeit und Freundlichkeit gar nicht. Bonnell hatte begreiflicherweise einen großen Schrecken, als er, von einem Ausgange zurückkehrend, erfuhr, daß Bismarck mit dem Pferde gestürzt sei und auf seiner Stube liege; er wurde aber sofort durch die gute Laune getröstet, mit welcher der Gestürzte ihm den Vorfall schilderte.

Bismarck wartete seine Heilung mit geduldiger Ergebung ab, und als er dann endlich seine Reise nach Kniephof antreten konnte, geschah das unter all den seltsamen Vorsichtsmaßregeln, welche die herrschende Cholerafurcht angeordnet. Die Postreisenden durften z. B. in einem Ort wie Bernau oder Werneuchen beileibe nicht aussteigen, sondern die Wagen fuhren dicht neben einander, bis sie Thür an Thür hielten, dann wurde der Wechsel bewirkt, während die Ortswache mit aufgehobenen Speeren in fast Fallstaffscher Weise dabei paradirte. In einem anderen Orte durfte Bismarck zwar aussteigen, aber kein Haus betreten; auf offener Straße stand ein Tisch, auf welchem für die Reisenden Thee und Butterbrod aufgestellt war, und diese frühstückten, während sie aus der Ferne von den Eingebornen mit banger Scheu beobachtet wurden. Als Bismarck eine Magd rief, um zu bezahlen, floh diese schreiend zurück, und er mußte das Geld für sein Frühstück auf den Tisch legen. Am traurigsten ging es einer Reisegefährtin, die als Erzieherin zu Graf Borckes in Stargard ging, das arme Mädchen konnte nämlich das Fahren nicht vertragen und gerieth in den bekannten Zustand, der in seiner äußeren Erscheinung allerdings eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Choleraausbruch nicht ganz verläugnen kann; darob gab sich, namentlich unter den braven Gesundheitswächtern der Stadt Stargard, eine große sittliche Entrüstung, ja eine Empörung kund, die nicht ganz sittlich blieb, und die unglückliche Gouvernante wurde ohne Erbarmen in die Stargarder Quarantäne eingesteckt. Uebrigens kam auch Bismarck selbst in Quarantäne und war zuerst im Arrestlokal zu Naugard, dann in seiner Heimat. Seine Mutter hatte nämlich alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche damals beliebt wurden, auch einen ehemaligen Militärarzt, Namens Geppert, der die Cholera während eines längeren Aufenthalts in Rußland kennen gelernt, als eigenen Choleraarzt angenommen. Mit diesem Arzt pflegte Bismarck langer Gespräche, denn so roh und verwildert der Mann auch sonst war, so wußte er doch von seinen Reisen viel und gut zu erzählen. Frau von Bismarck aber würde in großen Zorn gerathen sein, wenn sie eine Ahnung von der Nachlässigkeit gehabt hätte, mit welcher ihrem Sohne gegenüber die strengen Quarantänevorschriften gehandhabt wurden. Uebrigens zeigte sich trotz aller Mühe, welche sich die kluge Dame gegeben, gerade auf ihrem Gebiet

die Cholera, während die umliegenden Güter verschont blieben; auf der Jarcheliner Mühle hatten zwei Knaben gegen alle Befehle gebadet, Obst gegessen und Wasser getrunken, sie wurden Opfer der Krankheit. Man kann sich denken, wie lästig die Quarantäne trotz der milden Praxis für Bismarck war, zumal da er niemals daran geglaubt hat, daß die Cholera ansteckend sei. In späterer Zeit, als die beiden Brüder die Güter bewirthschafteten, kam in Külz ein Cholerafall vor, niemand wollte das Haus betreten, da gingen die beiden Bismarck hinein und erklärten, sie würden das Haus nicht eher verlassen, bis sie nicht ordentlich abgelöst würden. Das wirkte; die Leute schämten sich und übernahmen die Krankenpflege.

Bismarck war als Knabe und Jüngling für gewöhnlich nicht gerade sehr lebhaft, er hatte vielmehr etwas Ruhiges und Beobachtendes in seinem Wesen, was sich besonders auch in den „blanken" Augen, wie sie sehr passend einst von einer Dame bezeichnet wurden, aussprach, dazu gesellten sich bald Entschlossenheit und Ausdauer in ungewöhnlichem Maße. Er war gefällig und zuvorkommend im Umgang und galt schon frühe für einen sogenannten guten Gesellschafter, ohne daß er sich, wie das den guten Gesellschaftern sonst leicht passirt, dabei irgend etwas vergeben hätte. Er litt nie ohne strenge Rüge, daß ihm ohne Rücksicht auf Tact und Höflichkeit begegnet wurde. Seine geistigen Fähigkeiten stellten sich schon frühe als sehr bedeutend heraus; Gedächtniß und Fassungsgabe halfen ihm namentlich bei Erlernung der neueren Sprachen. Liebe zur „stummen Creatur" zeigte er schon als Kind, er wendete immer etwas auf schöne Pferde und Hunde; seine herrliche dänische Dogge, die ihm so treu war, galt lange als eine bevorzugte „Persönlichkeit" in der ganzen Umgegend von Kniephof. Reiten und Jagen waren stets seine liebste Erholung. Er ist auch immer ein unerschrockener



und stattlicher Reiter gewesen, ohne gerade ein Schulreiter zu sein; dazu war er ein trefflicher Schwimmer, gewandter Fechter und Tänzer, aber eigentlichen Turnübungen abgeneigt. Die Turnerei der Plamannschen Anstalt hatte ihm eine tiefe Abneigung dagegen eingeflößt. Als Knabe und Jüngling war er zwar schon ziemlich groß, aber schlank und mager, mächtiger und breiter entwickelte sich seine Gestalt erst später; sein Antlitz war bleich, aber er war dabei gesund und ein starker Esser von Jugend auf. Eine gewisse Trotzigkeit gab sich in fast immer liebenswürdiger Weise kund, frank und frei war sein ganzes Benehmen, doch schloß das eine gewisse Zurückhaltung gar nicht aus. So wissen wir auch nur wenige Freunde aus seiner Knaben- und Schulzeit zu nennen, eine Zeit, die doch sonst gerade an Freundschaften so fruchtbar für die meisten Menschen ist. Aber freilich die Freundschaften, die Bismarck schloß, blieben ihm für das ganze Leben. Zu Bismarcks ältesten Freunden aus der Gymnasiumszeit gehören außer Moritz von Blankenburg, Oscar von Arnim, der später sein Schwager wurde, Wilhelm von Schenk, später Besitzer von Schloß Mansfeld und Mitglied des Hauses der Abgeordneten, und Hans von Dewitz auf Gr. Milzow in Mecklenburg. Auf der Universität kamen hinzu Graf Kayserlingk aus Curland, der Amerikaner Wentworth Motley, der spätere Kriegsrath Oldekop in Hannover und Lauenstein, später Pfarrer zu Altenwerder an der Elbe.

Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß er seinen Dienern gegenüber stets den rechten Ton schon in jungen Jahren fand, fast alle hingen mit großer Liebe an ihm, obwohl er viel von ihnen verlangte, wenn's sein mußte. Als er später mit seinem Bruder die Pommerschen Güter verwaltete, machte er einst einem jungen Verwalter sehr ernste Vorwürfe, die derselbe mit der Erklärung abzuwenden suchte, daß er keine Lust zur Landwirthschaft habe, daß er dazu gezwungen sei u. s. w.

„Ich habe mich lange gewehrt!“ schloß der junge Mann.

„Noch lange nicht genug!“ entgegnete Bismarck trocken.

Diese Entgegnung brachte den Verwalter zur Besinnung; er ist danach ein trefflicher Landwirth geworden und denkt noch heute dankbar an Bismarcks „Noch lange nicht genug!“

Das „noch lange nicht genug!“ ist übrigens in der Altmark fest mit dem Namen Bismarck seit alter Zeit verbunden, denn im Bauernsprichwort heißt es dort, wie uns von verehrter Hand mitgetheilt wurde:

„Noch lange nicht genug! sagt Bismarck!“

„Ueber und über! sagt Schulenburg!“

„Grade aus! sagt Itzenplitz!“ (oder Lüderitz?)

„Meinetwegen! sagt Alvensleben!"

Es wäre wohl interessant, nach dem Ursprung dieser Bauernsprüche zu forschen. Die Alvensleben galten schon seit alten Zeiten für „milde", sie sind die gens Valeria (Valerius Poblicola) der Altmark, die Schulenburge für „gestrenge", sie sind die gens Marcia (Marcius Rex) jener Gegend, und allenfalls könnte man einen Zusammenhang zwischen diesen Eigenschaften in den citirten Volkssprüchen finden; worauf aber mag sich das: „Noch lange nicht genug! sagt Bismarck!" beziehen? Vielleicht lag im Wesen der ganzen Familie, bei dem einen stärker, bei dem andern schwächer betont, jenes treibende Element, welches bei Anderer und eigener Thätigkeit fortwährend ruft: „Noch lange nicht genug!"

Bis zur Verlobung.

Otto von Bismarck hegte den Wunsch in Heidelberg zu studiren, seine Mutter aber erklärte sich dagegen, weil sie aus irgend einem Grunde glaubte, daß sich grade auf dieser Hochschule ihr Sohn das ihr im höchsten Grade widerwärtige Biertrinken angewöhnen könne, und wählte auf Anrathen eines Verwandten, des Geheimen Finanzrathes Kerl, der in gelehrten Dingen eine Art von Autorität für sie war, Göttingen, wo dieser Herr Vetter einst selbst seine Studien gemacht hatte. Bismarck ließ sich den Tausch gefallen, er schwelgte bereits in den Vorahnungen akademischer Freiheit, die ihm um so köstlicher dünkte, je strenger er bis dahin unter steter Aufsicht gehalten worden war, und je weniger er bis dahin von dem Studentenleben gesehen und kennen gelernt hatte. In Berlin war das studentische Treiben an sich ziemlich zahm, trat nirgends in den Vordergrund, und überdem war Bismarck den Studentenkreisen völlig fern gehalten worden. Er trat mit einer Naivetät in den Genuß der neuen Freiheit ein, von welcher die jungen Leute unserer Tage schwerlich eine Ahnung haben und gab sich derselben mit der vollen Rücksichtslosigkeit einer starken Natur in überschäumendem Jugendmuthe hin, ohne irgendwelche Leitung, ohne irgend einen verständigen Rath zur Seite zu haben.

Noch bevor er zur Universität Göttingen kam, focht er als „Mulus“ in Berlin sein erstes Duell aus; und zwar mit einem tapfern Jüngling mosaischen Glaubens, Namens Wolf; freilich stritt derselbe, gleich den alten Parthern, nur fliehend, aber er stritt doch. Uebrigens muß es bei dieser ersten „Paukerei“ Bismarcks ziemlich

„uncommentmäßig", ja völlig formlos zugegangen sein, denn Bismarck wurde im Bein verwundet, während er seinem jüdischen Gegner die Brille abhieb.

In dem didactischen Epos **Bismarckias** von Dr. G. Schwetschke, welches zu Halle in mehrern Auflagen erschien und auch manch guten Scherz enthält, heißt es in Bezug auf diese Lebenszeit des Helden ziemlich treffend:

Abgeschüttelt von den Sohlen
Ist der Schulstaub; hohe Wogen
Tragen jetzt das Schiff des Jünglings.
Alle Anker sind gelichtet,
Alle Segel aufgezogen
Und der Burschenfreiheit Flagge
Lustig flatternd zeigt die Inschrift:
„Nitimur in vetitum!"

Schöne Tage wilder Freiheit!
Fröhlich sammelt ihr die Jünger
Der kastalischen neun Schwestern
Auch in andrer Götter Hallen.
An den duftenden Altären
Eines Bacchus und Gambrinus,
Edler Säfte milder Spende,
Opfert froh der Neophyt.

Auch des kampfesfrohen Mavors
Heiligthum erschließt sich prangend.
Hört ihr dort den Schall der Waffen?
Hört ihr dort des Kampfes Tosen?
Hei! wie blitzen scharfe Klingen,
Hei! wie pfeifen Terz und Quarten,
Wie so mancher haut so manchem
Uebers Maul und wird gehau'n.

Und so schlang ein rother Faden
(Nämlich der von Blut und Eisen)
Damals schon durch unsres „Burschen
Erdenwallen" sich; es melden
Göttingen, Berlin und Greifswald
Kühnen Muthes hohe „Thaten
Von vergangner Jahre Tagen"
Wie einst Ossian es sang.

Als Bismarck nach Göttingen kam, hatte er, wie gesagt, nicht die geringste Ahnung vom Studentenleben; die Sitte, der Comment, alles war ihm völlig fremd, auch lernte er das alles durchaus nicht sofort kennen, denn er fand dort auch nicht einen näheren Bekannten. Durch einen Herrn von Drenckhahn, den er früher flüchtig gesehen, gerieth er zuerst in einen Kreis von Mecklenburgern, welche keinem studentischen Corps angehörten, aber sonst ziemlich lustig lebten. Er machte mit ihnen eine Harzreise, und erst nach der Rückkehr von derselben sollten ihm die Herrlichkeiten des eigentlichen Studentenlebens aufgethan werden. Bismarck gab nämlich seinen Reisegefährten ein Frühstück, als Krönung der Reise, dabei ging's denn ziemlich toll her und endlich wurde auch im Uebermuth eine Flasche zum Fenster hinausgeworfen. Am andern Morgen aber wurde der Dominus de Bismarck aufs Concilienhaus citirt, und gehorsam seiner akademischen Obrigkeit machte er sich dahin auf den Weg. Er erschien im Cylinderhut, buntem Berliner Schlafrock und Ka-



nonenstiefeln, begleitet von seinem gewaltigen Hunde; der Universitätsrichter machte große Augen über dieses Phantasiecostüm und wagte erst dann den grimmigen Hund zu passiren, als Bismarck denselben zu sich gerufen. Dieses ungesetzlichen Hundes wegen wurde dessen glücklicher Besitzer zunächst in eine Ordnungsstrafe von fünf Thalern genommen, dann aber begann ein peinliches Verhör wegen der

zum Fenster hinausgeworfenen Flasche. Der gründliche Beamte begnügte sich durchaus nicht mit der einfachen Erklärung Bismarcks, die Flasche sei zum Fenster hinausgeworfen worden, sie sei hinausgeflogen; er wollte durchaus wissen, wie das zugegangen sei und war nicht eher befriedigt, als bis ihm der Angeklagte klar zeigte, wie er die Flasche in der Hand gehalten und ihr durch eine Muskelbewegung den gehörigen Schwung gegeben habe. Wahrscheinlich doch etwas verstimmt durch dieses Verhör, begab sich der junge Student auf den Heimweg, denn er ärgerte sich, daß vier Studenten vom Corps der Hannoveraner, welche ihm begegneten, über ihn lachten, obwohl sein Costüm kaum ohne Lachen angesehen werden konnte. „Lachen Sie über mich?“ fragte Bismarck den vordersten der vier und erhielt zur Antwort: „Natur, das können Sie doch sehn?“ In seiner Unerfahrenheit wußte Bismarck nun nicht recht wie weiter, er fühlte wohl, daß er auf dem schönsten Wege war, ein Duell zu contrahiren, es fehlte ihm aber die nöthige Kenntniß der Form und er fürchtete schon, sich eine Blöße zu geben, da fiel ihm plötzlich — ein rettender Gedanke! — der „dumme Junge“ ein, er „brummte“ auf und fühlte sich höchst stolz, als er schließlich von den vier Hannoveranern gefordert worden war. Er that auch sofort die nöthigen Schritte und „belegte“ die Waffen bei dem Corps der Braunschweiger. Doch sollte von den vier Duellen auch nicht eins ausgefochten werden, denn ein schlauer Chargirter der Hannoveraner, der in einem Hause mit Bismarck wohnte, und erkannt hatte, daß dieser von dem Holze war, aus welchem man rechte Corpsstudenten macht, bewog seine vier Corpsbrüder zu revociren oder annehmbare Entschuldigungen zu geben, kurz, der Fuchs Bismarck „sprang“ bei den Hannoveranern ein, d. h. er wurde Mitglied ihrer Verbindung. Darob großer Zorn bei den Braunschweigern, denn es war allerdings nicht ganz commentmäßig, bei einem Corps die Waffen zu belegen und dann bei einem andern einzuspringen, davon aber hatte Bismarck keine Ahnung. Der Consenior der Braunschweiger forderte den Fuchs, sie gingen alsbald los, und der Herr Consenior wurde mit einem „Blutigen“ quer durch das breite Gesicht abgeführt, nachdem er Bismarcks Zorn durch einige Flächlinge, die dem nicht sanft thaten, gereizt. Diesem ersten Duell folgten während der drei Semester in Göttingen einige zwanzig andere; Bismarck focht sie alle glücklich aus und ward nur in einem einzigen durch das abspringende Stück der Klinge des Gegners verwundet. Die Narbe sieht man noch auf der Wange des Ministerpräsidenten. Nach strengem Paukcomment galt dieser „Blutige“ nicht, da er eben nur durch das abspringende Stück der Klinge verursacht worden, und er wurde auch für ungültig erklärt, zum großen Verdruß des Gegners. Dieser behauptet auch noch

jetzt, der „Blutige“ sei gültig und commentmäßig gewesen, wenigstens bestritt er, es war der jetzige Abgeordnete Biederweg, noch jüngst im weißen Saal gegen den Ministerpräsidenten sehr lebhaft die ungerechte Ungültigkeitserklärung von damals.

Bei dem stürmischen Leben, welches Bismarck in Göttingen geführt, hatte er begreiflicher Weise keine Muße gefunden, Collegia zu besuchen, dennoch erhielt er sehr schöne Atteste über seinen Fleiß, nur der alte Hugo bemerkte, daß er Herrn von Bismarck niemals in einer Vorlesung gesehen habe. Dieser hatte nämlich geglaubt, das Collegium des berühmten Juristen werde so besucht sein, daß er es getrost belegen könne, ohne es zu besuchen; unglücklicher Weise aber hatte der alte Herr nur drei Zuhörer gehabt und das Fehlen Bismarcks, schmerzlich gekränkt, bemerkt.

Einmal war Bismarck während der Ferien zum Besuch in der Heimat gewesen, hatte aber in seinem Sammetrock und mit dem studentischen Ton sehr wenig



Beifall bei seiner Frau Mutter errungen, die seine ganze Erscheinung nicht in Harmonie mit dem Bilde des Diplomaten fand, den sie in ihrem Sohn sah.

Auch in Berlin, wohin Bismarck im Herbst 1833 zurückkehrte, fand er die Ungebundenheit studentischen Lebens noch viel zu süß, als daß er vermocht hätte, sich aus derselben herauszureißen. Erst als das Examen wie ein dräuendes Gespenst näher kam, entschloß er sich und ging, das erste Mal in seinem Leben, in ein Collegium; er ging auch ein zweites und letztes Mal dahin und klar war ihm, daß er selbst bei Savigny in der kurzen Zeit, die ihm noch blieb, nicht so viel vom Jus profitiren könne, als er zu seinem Examen brauche. Er ist darum, nach diesen zwei Stunden, niemals wieder in einem Collegium erschienen. Aber das Examen hat

er glücklich abgelegt zur rechten Zeit mit Hilfe seines eisernen Fleißes, seiner großen Begabung und eines geschickten Repetitors.

Während seiner Berliner Studentenzeit wohnte Bismarck zuerst mit einem Grafen Kayserlingk aus Curland zusammen, welcher später Curator der Universität Dorpat wurde; durch ihn lernte er Musik schätzen und ließ sich oft von ihm vorspielen, namentlich hörte er gern Beethoven. Nach Kayserlingk wurde ein Amerikaner, Wentworth Motley, Bismarcks Hausgenosse, der sich als Schriftsteller einen geachteten Namen durch seine Geschichte der Befreiung der Niederlande und andere historische Werke gemacht hat, nachgehends auch längere Zeit Gesandter der Nordamerikanischen Republik in Wien gewesen ist.

Als Bismarck nach abgelegtem Examen um Ostern 1835 als Auscultator vereidigt worden war, bezog er wieder eine gemeinschaftliche Wohnung in der Behrenstraße mit seinem Bruder Bernhard, der um die Zeit, nachdem er schon vier Jahre als Officier im Gardedragoner-Regiment gedient, das Schwert mit der Feder vertauschte, im folgenden Jahre sein Examen machte und als Referendarius bei der Regierung in Potsdam eintrat. Während Bismarck als Protocollführer beim Stadtgericht arbeitete, machte er seiner guten Laune in allerlei Scherzen Luft, von denen wir manchen mittheilen könnten, wenn wir über die Aechtheit beruhigt sein dürften. Es werden aber dergleichen so viele erzählt, daß ersichtlich viel auf Bismarcks Rechnung geschrieben wird, was andern gehört. Verbürgen aber können wir die folgende kleine Geschichte. Der Auscultator vernimmt eines Tages einen ächten Berliner zu Protocoll, der durch seine Unverschämtheit endlich die Fassung des Protocollführers so erschüttert, daß dieser aufspringt und ihm zuruft: „Herr, menagiren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!“ Der anwesende Stadtgerichtsrath klopft dem erhitzten Auscultator freundschaftlich auf die Schulter und sagt beruhigend: „Herr Auscultator, das Hinauswerfen ist *meine* Sache!“ Die Vernehmung wird fortgesetzt, es dauert aber gar nicht lange, so springt Bismarck wieder auf und donnert: „Herr, menagiren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen!“ Man möge sich das Gesicht des Herrn Stadtgerichtsrathes denken!

Namentlich hatte Bismarck in dieser Zeit in Ehescheidungssachen zu arbeiten, welche damals in Preußen mit einem Leichtsinn behandelt wurden, der noch in traurigem Andenken lebt, wenn er auch längst einer ernsteren und würdigeren Behandlung gewichen ist. Auf den jungen Juristen machte es einen tiefen Eindruck, daß sich eine Frau, mit der er die Scheidung zu verhandeln hatte, ganz entschieden

weigerte, in dieselbe zu willigen. Sie hatte sich anders besonnen. Bismarck, dem eine solche Weigerung noch nicht vorgekommen war, gerieth in Verlegenheit und wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als daß er zu dem ältern Juristen ging, dem er beigeordnet war, und diesen zu Hilfe rief. Mit hochmüthigem Achselzucken über die Unerfahrenheit des jungen Collegen trat derselbe in die Verhandlung ein und suchte nun mit Aufwendung seiner ganzen Weisheit und Aufbietung aller Autorität das arme Weib zur Einwilligung in die Scheidung zu bewegen, aber die Frau blieb fest bei ihrer Weigerung und das Protocoll mußte geschlossen werden ohne Resultat. Auf Bismarck aber machte dieses Verfahren einen unauslöschlichen Eindruck.

Unter die heitern Vorkommnisse jener Tage gehörte auch die Art und Weise, in welcher der Auscultator einem Schuster in der Kronenstraße Pünktlichkeit lehrte; dieser hatte ihn, trotz der bündigsten Versprechungen, schon mehrmals auf unangenehme Weise im Stich gelassen; als das nun wiederum einmal geschah, erschien morgens um sechs Uhr bei dem Schuster ein Bote mit der einfachen Frage: „Sind die Stiefeln für Herrn von Bismarck fertig?“ Auf die Verneinung des Meisters entfernte sich der Bote, aber nach 10 Minuten: Klingling! klingling! ein zweiter Bote: „Sind die Stiefeln für Herrn von Bismarck fertig?“ und so ging es, von 10 Minuten zu 10 Minuten, immer dieselbe Frage den ganzen Vormittag, den ganzen Nachmittag, bis am Abend die Stiefeln fertig waren. Dieser Schuhmacher wenigstens hat Bismarck niemals wieder auf seine Stiefeln warten lassen.

Zu den geselligen Kreisen, in denen sich die Brüder Bernhard und Otto von Bismarck damals vorzugsweise bewegten, gehörte in erster Linie mit das verwandte, töchterreiche Haus der Generalin von Kessel; diese war eine Schwester von Bismarcks Mutter und lebte in Berlin. Hier fand er stets freie und heitere Geselligkeit neben verwandtschaftlicher Theilnahme. Ein zweites Haus, in welchem er gern verkehrte, war das seines Vetters, des Grafen von Bismarck-Bohlen, der ebenfalls mit seiner Familie den Winter in Berlin zuzubringen pflegte.

Während des Winters 1835 bis 1836 wurde Bismarck auch in die Hofkreise eingeführt und nahm an den herkömmlichen Festlichkeiten lebhaften Antheil.

Auf einem Hofballe begegnete er denn auch zum ersten Male dem Prinzen Wilhelm, Sohn Seiner Majestät des Königs, wie Höchstderselbe in gewissenhafter Unterscheidung von dem Prinzen Wilhelm, Bruder Seiner Majestät des Königs, damals stets genannt wurde. Bismarck wurde dem königlichen Prinzen zugleich mit einem Herrn von Schenk vorgestellt; dieser aber war eben so groß wie Bismarck

und auch Auscultator. Den beiden gewaltigen Jünglingsgestalten gegenüber sagte Prinz Wilhelm scherzend: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemaß aus."



Das war die erste Begegnung zwischen dem nachherigen Könige Wilhelm und seinem Bismarck; der erste dachte damals schwerlich daran, daß er einst König, Bismarck aber gewiß nicht, daß er dieses Königs gewaltiger erster Rath und treuester Diener werden sollte.

Eines Abends erschien Bismarck im von Kesselschen Hause still, schwermüthig, das Haar herabgekämmt, Frisur à la mélancolie, in langer Weste von dickem wollenen Zeuge, in großcarrirten blau und grünen Beinkleidern; kurz, seine Erscheinung war von hinreißender Komik. Mit ruhigem, liebenswürdigem Wesen nahm er alle Scherze und Witze hin und litt geduldig, daß ein Bildchen von ihm in diesem Costüm entworfen wurde. Diese Carricaturzeichnung ist noch in dem ge-

nannten Familienkreise vorhanden und höchst charakteristisch. Ein Jahr später etwa malte ihn seine Cousine Helene von Kessel, eine bedeutende Malerin; das sehr ähnliche Bildchen zeichnet sich ganz besonders durch den üppigen Haarwuchs aus und bildet so den schreienden Gegensatz zu den „drei Haaren", mit welchen das bekannte Berliner Witzblatt „Kladderadatsch" den Ministerpräsidenten darzustellen pflegt. Mit dieser Cousine, Helene von Kessel, gegenwärtig Stiftsdame zu Lindow, stand Bismarck sein ganzes Leben lang in freundschaftlichstem und heiterstem Verkehr. Als er einst auf mehrere Wochen nach Pommern reiste, bat ihn die Cousine, ihr einen Brief dorthin mitzunehmen und zu besorgen. Er übernahm es; als er aber zurückkehrte und befragt wurde, durchsuchte er die Taschen seines Rockes — es war zufällig derselbe, den er beim Abschied getragen — und holte den Brief hervor, erklärte aber ohne Verlegenheit, daß er den Brief nicht abgegeben habe, um die Cousine gründlich von der Krankheit, ihm Briefe mitzugeben, zu curiren; so wußte er die Vergeßlichkeit durch scherzhafte Aufstellung einer Erziehungsmaxime zu maskiren. Unter den Ueberraschungen, welche Bismarck zu bereiten liebte, waren einige sehr merkwürdige: so war er einmal in Kniephof mit seinen Cousinen in ein Gespräch vertieft, als sich plötzlich die Thür öffnete und vier junge Füchse ins Zimmer stürmten, die in ihrer Angst auf Sophas und Stühle sprangen, bis die Fetzen herunterhingen, und die Gesellschaft, nachdem der erste Schrecken überwunden, in ein helles Gelächter ausbrach.

Im Jahre 1836 trat der Referendarius von Bismarck aus der Justiz in die Verwaltung über, denn als künftiger Diplomat mußte er auch in der Verwaltung gedient haben, und kam zunächst zur Königlichen Regierung nach Aachen. Regierungspräsident war dort der Graf Arnim-Boytzenburg, der damals schon eines so großen Rufes genoß, daß Bismarck darauf rechnete, sich diesem aufgehenden Stern anzuschließen und dessen Bahnen zu folgen. Er wurde im Arnimschen Hause mit großer Liebenswürdigkeit empfangen und arbeitete anfangs auch fleißig; bald aber gerieth er in den Strudel des großen Weltverkehrs, der in der Saison namentlich an den altberühmten Bädern der Kaiserstadt herrschte. Mit Engländern, Belgiern, Franzosen verkehrte er vielfach, machte mit solchen verschiedene Reisen nach Belgien, Frankreich und durch das Rheinland; namentlich wurde er von den Engländern ausgezeichnet und bevorzugt, weil dieselben glücklich waren, einen liebenswürdigen Gentleman zu finden, der ihre Sprache vollkommen beherrschte. Er gerieth dabei endlich in Verhältnisse, die viel Wirrnisse in sein Leben brachten, sich schließlich aber doch noch mit Hilfe eines Freundes ziemlich leidlich lösen ließen,

wenn Bismarck auch noch Jahre lang danach die Nachwehen nicht ganz überwunden hatte.

In Folge dieser Wirrnisse verließ er aber „het ryk van Aaken“ und ließ sich im Herbst 1837 an die Königliche Regierung zu Potsdam versetzen. Fast zu gleicher Zeit, 1838, trat er dort bei den Garde-Jägern ein, um seine Militärpflicht abzuleisten. Doch dauerte das lustige Leben mit den Officieren dort nicht lange, denn noch im selben Jahre beantragte er seine Versetzung von den Garde-Jägern zum zweiten Jäger-Bataillon nach Greifswald, weil er hoffte, dort nebenher Vorlesungen an der landwirthschaftlichen Academie zu Eldena hören zu können.

Dazu aber war er durch den traurigen Umstand gezwungen, daß die Verwaltung der väterlichen Güter in Pommern, aus Gründen, die wir bereits oben angedeutet haben, zum völligen Ruin zu führen drohte. Die Söhne machten deshalb dem Vater den Vorschlag, er möge ihnen die Pommerschen Güter jetzt schon auf ihr künftiges Erbtheil überlassen. Es war das der einzige Weg, die Güter zu retten. Die Eltern gingen auf den Vorschlag ein und wollten sich nach Schoenhausen, das unter des getreuen Bellin umsichtiger Verwaltung stand, zurückziehen, um dort den Abend ihres Lebens in der Stille zu verbringen. Der Vater hat denn auch dort noch bis 1845 gelebt, die schon seit längerer Zeit kränkelnde Mutter aber suchte in Berlin bessere ärztliche Hilfe und starb daselbst am 1. November 1839.

Zunächst übernahm der ältere Bruder, Bernhard von Bismarck, die Verwaltung der Güter allein, während Otto in Greifswald bis zur Beendigung seines Dienstjahres, um Ostern 1839, verblieb, sich aber bald überzeugte, daß es unmöglich sei, den Waffendienst und die landwirthschaftlichen Vorlesungen mit einander zu verbinden. Er verfiel bald wieder, weil es eben nichts anderes dort gab, einem wilden Studentenleben.

Im Sommer 1839 trat Bismarck in die Verwaltung der Pommerschen Güter ein und führte sie gemeinschaftlich mit seinem Bruder bis zum Sommer 1841; zu dieser Zeit wurde der ältere Bruder nach Wahl der Kreisstände zum Landrath des Kreises Naugard ernannt, vermählte sich und zog in die Kreisstadt. Damit war die gemeinschaftliche Haushaltung der Brüder zu Kniephof aufgelöst und sie theilten sich so in den Besitz, daß der ältere Bruder Külz, der jüngere aber Kniephof und Jarchelin erhielt.

Schon früher hatte der jüngere Bruder die Güter theilen wollen, weil er mehr brauchte als der ältere und dieser daher bei der Wirthschaft aus gemeinschaftlicher Kasse zu kurz kam; bis zu seiner Verheirathung hatte Bernhard das nie zugegeben,

wie denn das brüderliche Verhältniß zwischen beiden immer ein sehr herzliches geblieben ist.

Bismarck wurde an seines Bruders Stelle Kreisdeputirter, führte als solcher in Vertretung des Landraths in den folgenden Jahren mehrmals die Verwaltung des Naugarder Kreises und wurde auch zum ritterschaftlichen Abgeordneten im Pommerschen Provinziallandtage gewählt, legte aber das Mandat, gelangweilt durch die unwichtigen Arbeiten, die ihm übertragen wurden, schon nach der ersten Session nieder; an seine Stelle trat der Bruder wieder ein, der ihm den Platz nur aus brüderlicher Gefälligkeit überlassen hatte.

Als Bismarck mit dreiundzwanzig Jahren unter den drückendsten Verhältnissen, ohne Credit, ohne Betriebscapital, die Verwaltung der heruntergekommenen Güter übernahm, zeigte er Vorsicht und Thätigkeit genug und so lange die herbe Noth auf ihm lastete, so lange fand er auch volles Genügen in der landwirthschaftlichen Thätigkeit; je mehr aber durch seine Erfolge die Güter wieder emporkamen, als alles von selbst ging, und je mehr er sich auf tüchtige Leute verlassen konnte, desto weniger Befriedigung gewährte ihm die Wirthschaft, der Kreis war eben zu eng für ihn. Er hatte sich in seiner jugendlichen Phantasie eine Art von Ideal eines Landjunkers zurechtgeschnitzt, demgemäß hielt er keinen Wagen, machte alle Reisen zu Pferd und erstaunte die Umgegend durch Ritte von 6 bis 10 Meilen zu einer Abendgesellschaft in Polzin. Trotz seines wilden Lebens und Treibens aber kam immer mächtiger ein quälendes Gefühl der Einsamkeit, der Vereinsamung, über ihn, und derselbe Bismarck, der so eben noch als lauter Zecher unter den Officieren irgend einer der nähern oder fernern Garnisonen gesessen, gab sich gleich darauf in der Stille den schwermüthigsten Gedanken und peinlichsten Gefühlen hin. Er litt an jenem Lebensüberdruß, der auch bei den sonst kräftigsten Officieren in gewissen Jahren häufig zur Erscheinung kommt und deshalb sehr bezeichnend „Premier-Lieutenants-Melancholie“ benamset wird. Je weniger er wirklich Freude an dem wilden Leben hatte, desto toller trieb er's, und er machte sich dadurch ein furchtbares Renommée bei den ältern Herren und Damen, welche dem „tollen Bismarck“ seinen moralischen und pecuniären Ruin mit Bestimmtheit voraussagten.

Das Herrenhaus zu Kniephof ist ein allerdings hübsch gelegener, aber doch ziemlich unansehnlicher Fachwerkbau, aufgerichtet von dem ersten Erwerber des Guts aus der Familie Bismarck, dem tapfern Reiter-Obristen Friedrich August, der damals in dem nahen Gollnow als Major in Garnison lag und in Person den



Melancholie.

Bau betrieb. Die ganze Eintheilung des Hauses, die bis auf diesen Tag ziemlich unverändert geblieben, zeigt die nüchterne Schmucklosigkeit der Zeit Friedrich Wilhelms I. Der damalige Major von Bismarck hatte diese Güter wohl auch hauptsächlich gekauft, um seiner gewaltigen Jagdpassion desto bequemer nachkommen zu können, denn es war damals dort ein starker Wildstand, namentlich auch an Hirschen, der freilich schon arg dahin war, als sein Enkel Otto dort hauste.

Hirschjagden mit Rosse und Rüden, wie hundert Jahr früher, hat Kniephof damals allerdings nicht gesehen, aber doch sah es seltsame Scenen genug im buntesten Wechsel, als der jugendliche Gutsherr noch, von dunkelm Thatendrang gepeinigt, rastlos, ruhelos, ziellos die Zeit durchstürmend, bald einsam durch die Felder schweifte, bald lustige Gesellen und Zechkumpane um sich versammelte, also daß aus dem Kniephof ein Kneiphof wurde, auch so geheißen von den Leuten weithin im Lande. Seltsame Mähren liefen da um über die nächtlichen Zechgelage, bei denen es niemand dem „tollen Bismarck“ gleich thun könne im Trinken aus dem großen, mit Porter und Champagner, halb und halb, gefüllten Pokal. Sonderbare Dinge wurden da erzählt, namentlich in den schaudernden Damenkreisen, die dichtende und Mythen bildende Kraft des Volksgeistes zeigte sich stark im lieben Pommerland; zu jedem übermüthig tollen Streich, zu jeder sonderbaren Laune bildeten sich ein Dutzend und mehr Mythen, bald komischer, bald schauerlicher Art, bis das schlichte Fachwerkhaus zu Kniephof, oder Kneiphof, denn endlich so berufen war, als wenn Gespenster darin umgingen. Aber die Gespenster dort mußten starke Nerven haben, die Gäste wenigstens, die dort gar fest unter der Mütze von Porter und Champagner schliefen, wurden nicht selten durch Pistolenschüsse geweckt, so daß die Kugeln über ihnen in die Decke schlugen und der Kalk bröckelnd ihnen ins verstörte Antlitz fiel.

Und doch erzählen Gäste des Hauses aus damaliger Zeit wieder, daß sie sich ganze Abende lang dort „sträflich“ gelangweilt, weil Bismarck oft bis tief in die Nacht hinein politische Discurse geführt mit seinen nächsten Freunden, dem von Dewitz auf Mesow und dem von Bülow auf Hoffelde, die von ihm so ganz verschieden und doch immer mit ihm zusammen waren. Die jungen Herren von damals waren noch nicht so an politische Gespräche gewöhnt, wie die Jugend unserer Tage, und von politischer Parteibildung wußte man beinahe noch nichts. Es ist aber zu bemerken, daß Otto von Bismarck, trotz des wilden Treibens, in hohem Ansehen stand, daß man ihm willig zuhörte, selbst wenn man sich dabei „sträflich“ langweilte. „Er imponirte uns allen und, ich glaube, er war damals ziemlich liberal!“ erzählte,

uns ein Genosse jener Tage, der sich damals auch „sträflich“ gelangweilt zu haben bekannte. Das Ansehen Bismarcks erstreckte sich übrigens keineswegs bloß auf die Jugend; auch ernste und gesetzte Männer hatten das mehr oder minder starke Gefühl, daß aus diesem wildbrausenden Most sich ein großer und starker Wein mit der Zeit abklären werde. Ein bedeutender Theil der Kreisstände wollte ihn auf die Landrathswahl bringen, Bismarck aber lehnte es entschieden ab.

Und dann kam ein Tag, an welchem das wilde Toben von Kneiphof plötzlich verstummte, wo das alte Fachwerkhaus, wie im Handumdrehn, blitz und blank, still und sauber wurde, so daß alle Welt erst staunte und sich dann ins Ohr flüsterte: „Eine Herrin wird einziehen auf Kniephof!“

Aber es zog keine Herrin ein auf Kniephof; es war eine Täuschung, vielleicht auch eine Enttäuschung, denn bald hieß es: „Bismarck geht nach Indien!“

Nun, er ging nicht nach Indien, aber vielleicht war er eine Zeitlang geneigt dazu gewesen.

Uebrigens muß aber doch gesagt werden, daß sich Bismarck ritterlich gegen die Dämonen wehrte, die ihn umringten. Er las sehr viel und erhielt fortwährend Zusendungen von seinem Buchhändler, vorzugsweise historische Werke, aber auch theologische und philosophische, wie er denn namentlich Spinoza gründlich studirt hat. Am liebsten suchte er den schwermüthigen Stimmungen, an denen die schon oben angedeuteten Verhältnisse, die er am Rhein geknüpft, lange wesentlichen Antheil hatten, durch Reisen zu entgehen, er besuchte in diesen Jahren Frankreich und England; ja, er trat sogar noch ein Mal als Referendarius bei der Regierung in Potsdam ein und arbeitete fleißig, weil Freunde, wie der Baron Senfft von Pilsach, später Oberpräsident von Pommern, und namentlich auch sein Bruder, ihn für vorzüglich geschickt zum Staatsdienst hielten, obgleich er sich damals schon trotzig genug gegen die Büreaukratie stellte. In dieser Zeit wird es wohl gewesen sein, wo er in einer Gesellschaft seinem Präsidenten, der ihn als Referendarius sehr obenhin zu behandeln versuchte, in freundlichster Weise zu bedenken gab, daß in der Gesellschaft der Herr von Bismarck grade so viel sei, als der Herr von X., was denn freilich dem Herrn Präsidenten nicht sehr gefallen haben soll. Ein anderer Herr Chef stellte sich einstmals, als habe er Bismarcks Anwesenheit vergessen, trat ans Fenster und trommelte gemüthlich auf der Scheibe; sofort begab sich Bismarck ebenfalls ans Fenster und trommelte lustig den Dessauer Marsch. Derselbe hohe Vorgesetzte war es auch wohl, der Bismarck eines Tages eine Stunde antichambriren ließ und dann auf seine kurze Frage: „Was wünschen Sie?“ die Antwort erhielt: „Ich war hierher

gekommen, um mir einen Urlaub zu erbitten, jetzt aber bitte ich um meinen Abschied!"

In diese Zeit etwa fällt auch Bismarcks Gutachten über gewisse Expropriationen, welches so großes Aufsehen machte, daß man ihn gern zum Landrath in Posen oder Preußen gemacht hätte, wenn er dorthin hätte gehen wollen. Bismarck sprach sich in diesem Gutachten klar und bündig über die Ungerechtigkeit vieler Expropriationen aus, und seine Freunde citiren aus dem Gutachten noch immer den klassischen Satz: „Sie können es mir gar nicht in Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich, oder das Grab meiner seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln!"

Sein Plan ging endlich dahin, sich nach Schoenhausen zu setzen und Landrath in der alten Heimat seines Geschlechtes zu werden. Der Vater war bereit, ihm Schoenhausen sofort zu übergeben, doch scheiterte auch dieser Plan. Im Herbst 1844 (30. October) hatte er die Freude, nach der Rückkehr von einer längern Reise, seine einzige Schwester Malwine, der er von jeher in herzlichster Liebe zugethan gewesen — „er war mit ihr, wie mit einer Braut" sagen die Leute in Schoenhausen noch heute — mit seinem Jugendfreunde, dem Angermünder Landrath Oscar von Arnim zu vermählen.

Nach dem Tode des Vaters, welcher im November 1845 erfolgte, theilten sich die Söhne so in das Erbe, daß der ältere Bruder Külz behielt und Jarchelin dazu bekam, während der jüngere Kniephof behielt und das Stammgut Schoenhausen in der Altmark annahm. Von da ab hatte Bismarck seinen Wohnsitz in Schoenhausen, wurde daselbst Deichhauptmann und später Abgeordneter der Ritterschaft des Kreises Jerichow zum Sächsischen Provinziallandtage in Merseburg. Als solcher nahm er dann auch im Jahre 1847 an dem ersten Vereinigten Landtage Theil, wo er zuerst in weitern Kreisen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, wovon im folgenden Abschnitt weiter gehandelt werden wird.

Wir geben hier nun zunächst einige Briefe, welche Bismarck in dieser unruhigen Zeit an seine Schwester geschrieben, weil dieselben einen Einblick in das eigenthümliche Wesen des jungen Mannes gestatten und ihn von verschiedenen Seiten besser kennzeichnen, als das unsere eigene Schilderung vermöchte. Eine unruhige Zeit aber nannten wir diese Periode von Bismarcks Leben, nachdem ihm die Bewirthschaftung von Kniephof und Jarchelin keine Befriedigung mehr gewährte, gewiß mit Recht, denn, ganz abgesehen von den Reisen, sehen wir ihn in unaufhörlicher Bewegung bald in Pommern, bald in Schoenhausen, bald in Berlin. In

Berlin selbst wechselte er sehr häufig mit den Wohnungen. Er pflegte am Morgen eines solchen Umzugstages seinem Diener kurz zu sagen: „Bringe alle meine Sachen nach Nr. so und so, in Straße so und so, ich werde mich zum Schlafengehen dort einfinden!“ Die Sachen blieben ausgelegt auf Tischen, Stühlen, Sopha u. s. w., denn Bismarck liebte es, wie er sagte, Heerschau zu halten über seine irdischen Besitzthümer.

Wir werden übrigens weiterhin sehen, daß die Unruhe, von welcher er damals befallen war, noch einen besonderen Grund hatte, der aufmerksame Leser wird in den Briefen schon einige dahin zielende Andeutungen finden.

Mademoiselle,

So eben erhalte ich von Glaser Deine Stiefel, und während sie eingenäht werden, schreibe ich Dir, daß ich mich hier leidlich amüsire und Dir in der Quadrille ein Gleiches wünsche. Es hat mich angenehm überrascht zu hören, daß Du mit ** tanztest. Wenn die Stiefel so nicht recht sind, so thut es mir leid, Du hast garnichts darüber geschrieben, wie sie sein sollten, ich habe sie Dir ganz wie die alten machen lassen. Morgen gehe ich mit Arnim nach Schoenhausen, wo wir übermorgen eine kleine Jagd machen. Der Vater hat zwar erlaubt, einen Hirsch zu tödten, aber es ist fast schade in jetziger Jahreszeit. Seit gestern friert es hier wieder. Bei Euch Samojeden soll ja haushoch Schnee liegen; ich komme in meinem ganzen Leben nicht wieder hin. Neues giebt es hier nicht; alles Trauer, der König von Schweden ist nun auch todt, ich fühle immer mehr, wie ich allein stehe in der Welt. Zu Eurer Quadrille wird von hier wohl nur ** kommen, dessen Eifersucht es mir gelungen ist, endlich rege zu machen. Sorge doch dafür, daß in Kniephof Eis gefahren wird, und möglichst voll, sonst mußt Du den Champagner im Sommer lauwarm trinken. Grüße alle herzlich, namentlich den Vater.

Berlin, Mittwoch 44. B.

Liebe Malwine,

Bloß weil Du es bist, will ich von einem meiner wenigen Grundsätze abgehen, indem ich einen Gratulationsbrief purement pour féliciter schreibe. Selbst kommen kann ich zu Deinem Geburtstage nicht, weil mein Vicekönig noch nicht hier ist, um mich abzulösen; ohnehin würde ich risquiren, daß Du nach Deines

ungläubigen Bräutigams Vorbild überzeugt sein würdest, ich käme in Geschäften zu Euch und nicht um Deinetwillen. Genau betrachtet weiß ich übrigens nicht recht, was ich Dir wünschen soll, denn eigentlich kannst Du so bleiben; nur wollte ich, daß Du zwei Schwägerinnen mehr hättest, eine, die nun fort ist und die andere, die nicht kommen will. — Lebe wohl, mein Herz, grüße Vater, Arnim, Antonie ꝛc., in etwa 14 Tagen hoffe ich Euch zu sehen, bis dahin zähle und küsse.

Kniephof, 27/6. 44. Dein treuer Bruder

Bismarck.

Liebe Kleine,

Sehr mit Packen zur Landwehrübung beschäftigt, will ich Dir nur zwei Zeilen schreiben, da ich in der nächsten Zeit nicht recht dazu kommen werde. Ich habe seit bald nach dem Wollmarkt unsern vagabondirenden Landrath vertreten, viel Feuer, viel Termine bei starker Hitze und viele Reisen in sandigen Kienhaiden gehabt, so daß ich des Landrathspielens vollkommen überdrüssig bin und meine Pferde auch. Nun bin ich kaum acht Tage in Ruh und muß schon wieder dem Vaterlande als Soldat dienen. Du siehst how men of merit are sought after, the undeserver may etc. Ich habe mir leider noch ein Pferd anschaffen müssen, da meine nicht zum Exerciren passen; indeß will ich es mit Grosvenor als Reserve versuchen. Letzterer zieht übrigens im Wagen wie ein alter Carossier, ich werde ihn daher auch nächstens bezahlen, kannst Du Oskar sagen (sobald die Rapsgelder eingehen), was ich mir fest vorgenommen hatte, nicht zu thun, wenn er nicht zöge.

(Dintenflecke.)

Verzeih vorstehendes Arabische, ich habe keine Minute Zeit, um diesen Zettel noch mal zu schreiben, denn ich soll in 1 Stunde fahren und muß noch sehr packen. Wir stehen in den nächsten 14 Tagen in Crüssow bei Stargard, nachher bei Fiddichow und Bahn, Schwedt gegenüber. Willst Du mir schreiben, so adressire nach Stargard, Poste restante, wobei ich auf jede Ausrede wegen langen Stillschweigens verzichte und vorkommenden Falls auch ein Gleiches von Deiner Seite erwarte. Lebe wohl, mein Mantelsack erwartet mich gähnend, um gepackt zu werden, und rund um mich her sieht es militärisch blau und weiß aus.

Wenn wir bei Fiddichow stehen, könnte mich Oskar in Bahn besuchen, ich werde ihm Nachricht geben.

K. 21. Dein treuer Bruder

Bismarck.

Norderney, 9/9. 44.

Theure Kleine,

Seit 14 Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher in dem Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papieres außer Stande, Dir ein vollständiges Bild zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel der Ebbe und Fluth, täglich die mannigfaltigsten Abänderungen erleidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen 6 Uhr morgens und 6 Uhr abends täglich um eine Stunde später eintritt — und in angenehmer Abwechselung die Vorzüge eines windkalten, regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhabenen Eindrücken von Sand und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirthes Mousse Omne Fimmen fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandtheilen nach zwischen Schellfischen, Bohnen und Hammel an den ungraden und Seezungen, Erbsen und Kalb an den graden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Gries mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmuth und Heimweh erfüllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war; sie muß ein herrliches Gemüth haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Minister **, eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches fest halte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Officier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine. Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsere Tischgesellschaft ist von 2 bis 300 auf 12 bis 15 zusammengeschmolzen. Ich selbst habe mein Deputat an Bädern nun auch weg und werde mit dem nächsten Dampfschiff, welches übermorgen, den 11. erwartet wird, nach Helgoland abgehn und von dort über Hamburg nach Schoenhausen kommen. Ich kann indeß den Tag meiner Ankunft nicht bestimmen, weil es nicht gewiß ist, daß das Dampfschiff übermorgen kommt; in den Bekannt-

machungen ist diese Fahrt zwar angesagt, sie pflegen aber die letzten Reisen, wie man mir sagt, oft fortzulassen, wenn sie keine hinreichende Anzahl von Passagieren erwarten, um ihre Kosten zu decken. Die Bremer Dampfschiffe gehn schon lange nicht mehr und zu Lande mag ich nicht reisen, weil die Wege so schlecht sind, daß man erst am dritten Tage nach Hannover kommt, auch sind die Postwagen abscheulich. Wenn also das Dampfboot übermorgen ausbleibt, so beabsichtige ich den Donnerstag mit einem Segelboot nach Helgoland zu fahren; von dort ist zweimal wöchentlich Verbindung nach Hamburg, ich weiß aber nicht, an welchen Tagen. Der Vater schrieb mir, daß Ihr am 15. nach Berlin gehn würdet; wenn ich mich also in Hamburg überzeuge, daß ich nicht bis zum 15. per Dampf bei Euch eintreffen kann, so werde ich das Potsdamer Boot zu benutzen suchen und direct nach Berlin gehen, um dort mit Euch für Kunst und Industrie zu schwärmen. Wenn Du diesen Brief noch zeitig genug erhältst, was ich bei der Langsamkeit der hiesigen Posten kaum glaube, so könntest Du mir mit zwei Zeilen nach Hamburg, alte Stadt London, Nachricht geben, ob Vater seine Reisepläne etwa geändert hat. Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bliebe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine, und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe so gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Kniee im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier aber nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Seehunden zu schießen; von letzteren habe ich nur einen erlegt; ein so gutmüthiges Hundegesicht, mit großen, schönen Augen, daß es mir ordentlich leid that. Vor 14 Tagen hatten wir Stürme von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet und mehre Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waaren in Fässern, Leichen, Kleidern und Papieren an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonke Hams, in 4 Stunden nach der Insel Wangeroge gefahren, auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt und hatten schon in der ersten keinen trockenen Faden mehr an uns, obgleich ich in einer angeblichen Cajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantirt, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen. Herzliche Grüße

an Vater und meinen Dank für seinen Brief, desgl. an Antonie und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz.

Dein treuer Bruder
Bismarck.

Madame,

Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit landwirthschaftlichen Klagen anzufüllen, über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, todte Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger; dazu pfeift Johann draußen ebenso consequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheirathet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schoße der Zukunft raspelt. Ich muß mich übrigens, hol mich der D . .! verheirathen, das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlassen fühle und milde, feuchte Witterung mich melancholisch, sehnsüchtig verliebt stimmt. Mir hilft kein Sträuben, ich muß zuletzt doch noch ** heirathen, die Leute wollen es alle so, und nichts scheint natürlicher, da wir beide zusammen übrig geblieben sind. Sie läßt mich zwar kalt, aber das thun sie alle; es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag! Daß ich am 1. mehrfachen Damenbesuch mit würdevollem Anstande ertragen habe, wird Dir Vater mitgetheilt haben.

Als ich von Angermünde kam, war ich durch die Fluthen der Hampel von Kniephof abgesperrt, und da mir niemand Pferde anvertrauen wollte, so mußte ich die Nacht über in Naugard bleiben, mit vielen Handlungs- und anderen Reisenden, die ebenfalls auf das Sinken der Gewässer warteten. Nachher waren die Brücken auf der Hampel fortgerissen, so daß Knobelsdorf und ich, die Regenten zweier großer Kreise, hier auf einem kleinen Fleck von Wasser eingeschlossen waren und ein anarchisches Interregnum von Schievelbein bis Damm herrschte. Noch um 1 wurde einer meiner Wagen mit 3 Faß Spiritus von den Fluthen fortgerissen, und ich bin stolz darauf, sagen zu können, daß in meinem Nebenfluß der Hampel ein Theerfahrer mit seinem Pferde ertrank. Außerdem sind in Gollnow mehrere Häuser eingestürzt, ein Sträfling im Zuchthause hat sich wegen Prügel aufgehängt und

mein Nachbar, der Gutsbesitzer *** in *** sich wegen Futtermangel erschossen; 3 Wittwen und ein unmündiges Kind trauern in thränenlosem Schmerz an der blutigen Bahre des Selbstmörders. Eine ereignißvolle Zeit! Es steht zu erwarten, daß noch einige unserer Bekannten von der Bühne abtreten werden, da dieses Jahr mit seiner schlechten Ernte, den niedrigen Preisen und dem langen Winter für den verschuldeten Besitzer schwer durchzuhalten ist. Morgen erwarte ich Bernhard zurück und bin froh, daß ich die Landrathsgeschäfte los werde, die im Sommer recht angenehm, aber bei diesem Wetter und Regen sehr unbehaglich sind. Dann aber komme ich, wenn Oskar nicht anders schreibt, nach Kröchelndorf und von dort zu Dir.

Neues kann ich Dir von hier nicht melden, als daß ich mit Bellin noch zufrieden bin, das Thermometer jetzt, 10 Uhr abends, + 6 Grad zeigt, Odin noch auf der rechten Vorderpfote lahm geht und mit rührender Liebe seiner Rebecca tagelang Gesellschaft leistet, die ich wegen Mangel an Häuslichkeit an die Kette gelegt habe. Gute Nacht, m'amie, je t'embrasse.

Dein ꝛc. ꝛc. Bismarck.

Kniephof, 9/4. 45.

Theuerste Kreusa,

Ich habe nicht den geringsten Schlüssel mitgenommen und kann Dir aus Erfahrung sagen, daß es niemals zu dem mindesten Resultat führt, nach Schlüsseln zu suchen, weshalb ich mich in solchen, bei meiner Ordnungsliebe sehr seltenen Fällen stets ohne Aufenthalt an den Schlosser wende, um einen neuen machen zu lassen. Bei wichtigen wie z. B. Geldspinden, hat man dabei zugleich die Abwechslung, den Bart und sämmtliche Schlüssel, die man schließen soll, ändern zu lassen. Ich sehe kommen, daß ich meinen Brief bald schließen werde; nicht aus Bosheit, weil Du mir nur eine Seite geschrieben hast, es wäre peinlich, wenn ich glauben könnte, daß Du mich für so indigne rachsüchtig hieltest; sondern aus Schläfrigkeit. Ich bin den ganzen Tag in der Sonne geritten und gegangen, habe gestern in Plathe tanzen sehn und viel Montebello getrunken; ersters giebt mir Magensäure, das andre Ziehen in der Wade. Nimm dazu eine beim Schlucken schmerzliche Anschwellung des Zäpfchens, einen leichten Anflug von Kopfschmerz, krumme Beine und Sonnenstich, so begreifst Du, daß mich weder der Gedanke an Dich, mein Engel, noch das melancholische Geheul eines wegen übermäßiger Jagdlust eingesperrten Schäferhundes

länger wach zu halten im Stande ist. Nur das will ich Dir noch sagen, daß das Kränzchen nicht sehr besucht, eine recht niedliche Fräulein ** Schwester von der ** dort war, und wieder sämmtliche junge und alte Frauen in Wochen liegen, außer Frau von **, die kleine, die ein hellblaues Atlaskleid trug; und daß ich übermorgen zu einem ästhetischen Thee in ** bin. Schlaf wohl, meine Angebetete, es ist 11 Uhr.

K. 27/4. 45. Bismarck.

Ma soeur,

je t'écris pour t'annoncer, daß ich spätestens am 3. März bei Dir in Angermünde eintreffen werde, wenn Du mir nicht bis dahin schreibst, daß Du mich nicht haben willst. Ich denke Dir dann, nachdem ich mich 2 bis 3 Tage an Deinem Anblick ergötzt haben werde, Deinen Gemahl zu entführen, um mit ihm einer Sitzung des Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, am 7. März in Potsdam beizuwohnen. Meine früher intendirte Abreise hat sich durch allerhand Deich-Proceß- und Jagd-Geschichten verzögert, so daß ich erst ungefähr am 28. hier abgehen werde. Ich soll hier mit der gewichtigen Charge eines Deichhauptmanns bekleidet werden, auch habe ich ziemlich sichre Aussicht, in den sächsischen (d. h. nicht den Dresdner) Landtag gewählt zu werden. Die Annahme der ersten Stelle würde entscheidend für die Wahl meines Wohnsitzes, hier, sein. Gehalt ist weiter nicht dabei, aber die Verwaltung der Stelle ist von Wichtigkeit für Schoenhausen und die anderen Güter, indem es von ihr vorzugsweise abhängt, ob wir gelegentlich wieder unter Wasser kommen oder nicht. Auf der andern Seite dringt mein Freund ** in mich, der mich durchaus nach Ostpreußen schicken will, als Sr. Majestät Commissarius bei dortigen Meliorations-Arbeiten.

Bernhard redet mir wider Erwarten sehr zu, nach Preußen zu gehn. Ich möchte wissen, was er sich dabei denkt. Er behauptet, ich sei nach Neigung und Anlage für den Staatsdienst gemacht und würde früher oder später doch hineingehn. Grüße Oscar, Detlev, Miß und die andern Kinder herzlich von Deinem ganz ergebenen Bruder

Schoenhausen, 25/2. 46. Bismarck.

Liebe Arnimen,

Ich habe in diesen Tagen soviel Briefe schreiben müssen, daß mir nur noch ein halber mit Caffee befleckter Bogen geblieben ist, den ich Dir deshalb aber nicht vorenthalten will. Meine Existenz hier ist nicht die vergnüglichste gewesen. Inventarien anfertigen ist langweilig, namentlich wenn man von den Schurken, den Taxatoren 3 Mal aus nichtigen Gründen im Stich gelassen wird und Tage lang vergeblich warten muß. Außerdem ist mir ein Beträchtliches an Korn verhagelt (den 17.) und endlich habe ich noch immer einen höchst widerwärtigen Husten, obgleich ich seit Angermünde keinen Wein getrunken und mich vor jeder Erkältung sorgfältig in Acht genommen habe, über Mangel an Appetit nicht klagen kann und wie ein Dachs schlafe. Dabei verhöhnt mich jeder wegen meines gesunden Aussehens, wenn ich behaupte, an der Brust zu leiden. Morgen Mittag werde ich Redekin besuchen, übermorgen nach Magdeburg gehn und dort nach ein bis zweitägigem Aufenthalt mich unaufhaltsam in Deine Arme stürzen. Von hier kann ich Dir weiter nichts Neues melden, als daß die Vegetation bei meiner Ankunft im Vergleich mit Angermünde 14 Tage vor war, und die Saaten im ganzen mittelmäßig stehn. Die Folgen der Ueberschwemmung machen sich leider auf eine sehr verdrießliche Weise im Garten bemerklich. Außer den vielen Hölzern, die ich im Winter schon als ausgegangen aus dem Bosquet genommen habe, zeigt sich nun, daß sämmtliche noch übrige Akazien und über die Hälfte der Eschen trocken sind, so daß wenig bleibt; 17 von den Linden am untern Ende der großen Allee sind entweder schon todt oder doch augenscheinlich sterbend. Ich lasse diejenigen, an denen sich noch ein oder das andere Blatt zeigt, köpfen, und will sehn, ob sie mit dieser Operation zu retten sind. Obst-, besonders Pflaumenbäume, gehn auch viele verloren. Im Felde und besonders in den Wiesen sind viele Stellen, wo die Vegetation ausbleibt, weil die obere fruchtbare Erdschicht fortgeschwemmt ist. Bellins und die sonstigen Schoenhauser lassen sich empfehlen, erstere leiden sehr von der Hitze heut, Sultan nicht minder. 21 Grad im Schatten. Viele Grüße an Oskar.

Schönhausen, 22/7. 46.

Dein
schwindsüchtiger Bruder
Bismarck.

Im Laufe dieser Jahre erwarb sich Bismarck auch seine erste Ordensdecoration, welche lange Jahre die einzige war, welche seine Brust schmückte, die er

aber noch heute neben den Sternen der höchsten Orden der Christenheit trägt. Er war im Sommer 1842 als Landwehr-Cavallerie-Officier mit der Stargarder Landwehr-Ulanen-Escadron zur Uebung bei Lippehne in der Neumark und stand eines Nachmittags mit andern Officieren auf der dortigen Brücke über den See, als sein Reitknecht Hildebrand, der Sohn des Försters auf seinem Gute, das Pferd zum Tränken und Schwemmen in den See ritt und zwar dicht an der Brücke. Plötzlich verlor das Pferd den Grund, und als der ängstliche Reiter sich am Zügel festhielt, überschlug es sich, Hildebrand verschwand im Wasser. Ein lauter Schreckensruf ertönte, Bismarck aber warf sofort den Säbel von sich, riß die Uniform ab und stürzte sich kopfüber in den See, um seinen Diener zu retten. Er faßte ihn auch glücklich, aber nun umklammerte ihn der Mensch in seiner Todesangst so gefährlich, daß er erst mit ihm auf den Grund gehen mußte, um sich von ihm loszumachen. Entsetzt stand die zusammengelaufene Menge am Ufer, man hielt Herrn und Diener für verloren, Blasen stiegen aus dem Grunde auf, dem starken Schwimmer aber war es gelungen, sich aus der todbringenden Umklammerung loszumachen, er tauchte auf und zog seinen Diener hinter sich her. Er brachte denselben auch glücklich ans Land, freilich leblos, doch erholte sich Hildebrand nach den ersten Belebungsversuchen und war am andern Tage gesund. Die kleine Stadt, die zum Theil Zeuge dieser tapfern Rettungsthat gewesen, war in gewaltige Bewegung gerathen, sie gab ihren Gefühlen dadurch Ausdruck, daß der Superintendent dem edeln Retter im Ornate entgegenging und ihn zu der widerfahrenen Gnade Gottes beglückwünschte. Daher schreibt sich die schlichte Medaille „für Rettung aus Gefahr", die bekannte preußische Rettungsmedaille, die man neben so vielen stolzen Sternen auf der Brust des Ministerpräsidenten bemerkt. Bismarck ist stolz auf dieses Ehrenzeichen und als ihn einst ein vornehmer Diplomat, vielleicht nicht ohne einen Anflug von Spott, nach der Bedeutung dieser bescheidenen Decoration, die damals noch seine einzige war, fragte, entgegnete er rasch: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten!" Der Diplomat schlug die Augen nieder vor dem ernsten Blick, mit welchem Bismarck das scherzende Wort begleitete.

Im Frühjahr 1843 erbat und erhielt der Lieutenant von Bismarck vom Landwehrbataillon Stargard die Erlaubniß, beim vierten Ulanen-Regiment (jetzt erstes Pommersches Ulanen-Regiment Nr. 4.), das damals zu Treptow und Greiffenberg garnisonirte, eintreten und einige Monate Dienst thun zu dürfen. Es ist Bismarck, als er bei dem Regiment eintrat, gewiß wesentlich darum zu thun gewesen, wirklich

Dienst als Officier in der activen Armee zu thun und die Verhältnisse genau kennen zu lernen, obwohl er das nicht laut sagte und die Ulanenofficiere glauben ließ, daß er nur durch ihre liebenswürdige Gesellschaft bewogen, zu ihnen gekommen sei. Freilich lebte er mit ihnen in der kameradschaftlichsten Weise und sah sie oft, fast jeden Sonnabend, als seine Gäste in Kniephof, aber sie waren auch schon vorher oft genug seine Gäste gewesen und waren es nachher noch öfter. Der Regimentscommandeur der vierten Ulanen war damals der Obristlieutenant von Plehwe, der viel später als General im Duell gefallen ist, eine in weiten Kreisen bekannte und in vielen Beziehungen höchst ausgezeichnete Persönlichkeit. Plehwe ist einer der wenigen bedeutenden Männer, welche keine Ahnung von dem hatten, was hinter dem wilden Landwehrlieutenant steckte, der in so ungewöhnlicher Weise bei seinem Regimente eintrat, denn er wußte sich mit Bismarck auf keine Weise zu stellen. Auf dem halben Wege zwischen Treptow, wo der Stab des Regiments, und Greiffenberg, wo Bismarck lag, ist ein Rendezvous „zum goldenen Mops“ genannt; dahin pflegte der gestrenge Herr Regimentscommandeur die Officiere von Greiffenberg zu bescheiden, wenn er ihnen — Complimente, oder vielmehr das Gegentheil davon, sagen wollte. O, wie oft ist der Lieutenant von Bismarck auf seinem Caleb zum goldenen Mops geritten!

Caleb nämlich war Bismarcks Leibpferd, ein Dunkelfuchs, nicht gerade von großer Schönheit, aber ein gutes Jagdpferd, das immer toller ging, je wärmer es wurde. Caleb hat seinen Herrn auf Ritten getragen, die man gar nicht erzählen kann, ohne der Aufschneiderei beschuldigt zu werden, die aber doch wirklich geleistet worden sind, nach der glaubwürdigsten Zeugen Erklärung. Es war Caleb, der Bismarck bei jenem wilden Nachtritt trug, bei welchem der Steigbügel an das Epaulette klapperte. Wie das möglich, wer vermag es zu sagen? geschehen aber ist es sicher.

Mag auch von Plehwe den Lieutenant von Bismarck etliche Male zu oft zum goldenen Mops beschieden haben, mag er öfter als nöthig in Leibrock und Federhut aufgetreten sein, Bismarck sagt noch jetzt zu seinen ehemaligen Kameraden von den vierten Ulanen: „Bei Euch habe ich eine sehr angenehme Zeit verlebt!“ Er erinnert sich noch mit höchstem Vergnügen der kleinen Bosheit, mit welcher er sich, nebst andern Officieren, rauchend auf die Bank vor dem Hause des Bürgermeisters von Treptow setzte, weil dieser ein arger Feind des Tabackskrautes war und den Officieren damals noch das Rauchen auf der Straße verboten war. Vergeblich ließ ihm dann der Bürgermeister, der übrigens ein sehr braver Mann war, eröffnen, daß dies kein Gasthof, sondern das Haus des Bürgermeisters sei, Bismarck blieb

unerschütterlich, bis der gestrenge Herr Regimentscommandeur in eigener Person zu Hilfe gerufen in Leibrock und Federhut erschien und die Tabacksblokade des bürgermeisterlichen Hauses aufhob.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage 1844 war ein Diner bei der jungen Frau von Blankenburg auf Cardemin in Pommern. Diese fromme und geistvolle Dame, eine geborene von Thadden-Triglaff, hat einen tiefer gehenden Einfluß auf Bismarck geübt, und die schon von den Eltern überkommene Freundschaft Blankenburgs und Bismarcks gefestigt. Nach Tische saßen unter der Ampel im rothen Zimmer vier Männer zusammen, die sich viele Jahre später, wenn auch in verschiedenen Stellungen, so doch auf einer Seite kämpfend wieder sehen sollten. Neben dem Hausherrn, dem Referendarius a. D. Moritz von Blankenburg saß Otto von Bismarck, ebenfalls Referendarius a. D., neben diesem der Major von Roon, dessen Wiege ja auch in Pommern gestanden, und endlich Dr. Th. Beutner, seit 1855 Chefredacteur der Neuen Preußischen Zeitung.



Verlobung und Hochzeit.

Im Hause seines Freundes und Gutsnachbarn Moritz von Blankenburg hatte Bismarck öfter eine Freundin der edlen Hausfrau gesehen, welche ihn lebhaft ansprach, doch lernte er Fräulein Johanna von Putkammer erst näher kennen auf einer Reise, welche beide mit den Blankenburgs gemeinschaftlich machten. Seiner Liebe für die junge Dame mochte sich Bismarck rascher bewußt werden, mehr Schwierigkeiten aber fand er, begreiflicher Weise, als es ihm galt, zu erkunden, ob seine Liebe von ihr erwidert werde; das erklärt wohl gut genug die gesteigerte Unruhe in seinem Wesen damals, denn auch als er der Gegenliebe seiner Dame gewiß sein durfte, waren noch Schwierigkeiten genug zu überwinden.

Wir haben oben auf das Renommée hingedeutet, in welches sich der „tolle Bismarck“ bei den ältern Herren und Damen in Pommern gesetzt. Man kann sich daher die Bestürzung, den Schrecken denken, der über das stille, ächt christliche Haus des Herrn von Putkammer in Reinfeld kam, als dort ein Brief einlief, in welchem Bismarck frank und frei um die Hand der Tochter anhielt. Der Schrecken steigerte sich aber noch, als die fromme Tochter des Hauses, schüchtern

aber festen Sinnes, ihre Liebe bekannte. „Ich war wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen!“ so hat der alte Herr von Putkammer später oft in drastischer Weise seine damaligen Empfindungen geschildert. Selbst das Sprichwort vom Wolf, der immer die frömmsten Schafe frißt, tröstete ihn nicht. Indessen war er weit entfernt, den tyrannischen Vater zu spielen, er gab, wenn auch schweren Herzens, seine Einwilligung, was er denn nachgehends niemals zu bereuen Ursache gehabt hat; die Mutter aber, lebhafter in ihrem ganzen Wesen, protestirte, bis Bismarck selbst nach Reinfeld kam und die Braut vor ihren Augen an sein Herz drückte. Da gab sie unter heißen Thränen auch ihren Segen zu dem Bunde, und sie ist von dem Augenblick an die treueste und eifrigste Freundin des Mannes geworden, dem sie unter so schweren Kämpfen die geliebte Tochter gegeben. Unter der Ueberschrift: All right! konnte Bismarck endlich seiner Schwester, seiner „Arnimen“ die Verlobung anzeigen.

Zwischen diese Verlobung und die Hochzeit fällt Bismarcks Aufreten auf dem ersten Vereinigten Landtage.

Am 28. Juli 1847 vermählte sich Otto von Bismarck-Schoenhausen mit Johanna Friederike Charlotte Dorothea Eleonore von Putkammer, geboren den 11. April 1824, des Herrn Heinrich Ernst Jacob von Putkammer auf Viartlum und der Frau Luitgarde, geborenen von Glasenapp auf Reinfeld einziger Tochter.

Auf der Reise, welche Bismarck nach der Hochzeit mit seiner jungen Gemahlin durch die Schweiz und Italien machte, traf er in Venedig ganz zufällig mit seinem Könige Friedrich Wilhelm IV zusammen. Er wurde sofort zur Tafel befohlen und der Königliche Herr unterhielt sich mit ihm längere Zeit sehr angelegentlich, namentlich über deutsche Verhältnisse, ein Gespräch, welches vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf die spätere, so überraschende Ernennung Bismarcks zum Bundestagsgesandten geblieben ist, unzweifelhaft aber den Grund zu der ganz besondern Zuneigung legte, die König Friedrich Wilhelm IV stets für Bismarck hegte.

Uebrigens war dieser damals zu Venedig so wenig darauf vorbereitet, seinem Könige und Herrn aufzuwarten, daß er nicht einmal einen Gesellschaftsanzug mitgenommen hatte und vor der Majestät in geborgten Kleidern erscheinen mußte, die ihm denn begreiflicher Weise bei seiner Größe nur sehr mangelhaft gepaßt haben sollen.

Bismarck begründete nun seinen häuslichen Herd in dem alten steinernen Familiensitz zu Schoenhausen. Da, wo einst seine Wiege gestanden, stand im folgenden Jahre auch die Wiege seines ältesten Kindes, seiner Tochter Marie, und wenn sein wirkliches Wohnen in Schoenhausen auch nur wenige Jahre dauerte, so hat er doch sein häusliches Glück von dort aus nach Berlin und Frankfurt und St. Petersburg mitgenommen. Nominell blieb übrigens Schoenhausen sein Wohnsitz, bis er Ministerpräsident wurde, und wenn er jetzt den Aufenthalt auf seinen Besitzungen in Pommern dem in der Altmark für die Tage der Erholung vorzieht, so geschieht das nicht aus Mangel an Liebe zur alten Heimat, sondern einmal aus Rücksicht auf den greisen, fast achtzigjährigen, aber immer noch rüstigen und in geistiger Frische blühenden Herrn von Puttkammer, den Vater seiner Gemahlin, der in der Nähe von Varzin wohnt, und dann auch, weil er auf seinem Besitz in Pommern drei Dinge findet, welche er in Schoenhausen schmerzlich vermissen würde. Er hat in Schoenhausen nicht, wie er's in Varzin hat, den Wald dicht um sein Haus, in Schoenhausen hat er fast eine Stunde Wegs bis zum Holz, und er liebt den Wald wie einen alten Freund; dann ist die einst so herrliche Jagd von Schoenhausen fast ganz dahin, und endlich ist der schwere Weizenboden dort entweder glatt und hart oder klumpig, also wenig zum Reiten geeignet; Bismarck aber ist noch immer, wie in den Tagen seiner Jugend, ein gewaltiger Reiter und ein eifriger Jäger.



Die Ehe Bismarcks ist mit drei Kindern gesegnet worden: Marie Elisabeth Johanna, geboren am 21. August 1848 zu Schoenhausen; Nicolaus Heinrich Ferdinand Herbert, geboren am 28. December 1849 zu Berlin; Wilhelm Otto Albrecht, geboren am 1. August 1852 zu Frankfurt am Main.

Mitten unter den schweren Kämpfen einer in maßlosen Gegensätzen herüber und hinüber flutenden Zeit hat Bismarck sein Familienleben begründet, schlicht und tüchtig, wie es einem altmärkischen oder pommerschen Edelmann wohl ansteht, und so hat er es sich zu erhalten gewußt auch auf der Höhe, auf die ihn Gott der Herr zum Heil des Vaterlandes gestellt. Daß es ihm immer erhalten bleiben möge, das ist der Wunsch jedes Patrioten, denn in ihm sprudelt ewig frisch die Quelle, aus welcher er stets neue Kraft schöpft zum Dienst des Königs und des Vaterlandes.





Bismarck in den vierziger Jahren.


Der
Lehr u. Wanderjahre
1ter Theil.
Der Meister wird geboren,
Doch seine Meisterschaft
Er kann sie nur gewinnen
Ganz und dauerhaft,
Wenn er sich seinem Werke
Mit Leib und Seele weiht —
Noch brauchte jeder Meister
Lehr und Wanderzeit.

V.

Der Lehr- und Wanderjahre erster Theil.



Der Meister wird geboren,
Doch seine Meisterschaft
Er kann sie nur erringen
Ganz und dauerhaft,
Wenn er sich seinem Werke
Mit Leib und Seele weiht —
Noch brauchte jeder Meister
Lehr- und Wanderzeit.

ei allen scharfen Wendungen in dem bewundernswürdigen Gange der neuen Geschichte Preußens sehen wir, zuerst mitrathend, dann mitthatend, endlich mitbestimmend und leitend, einen Mann hervortreten, einen Mann, der immer derselbe bleibt und doch fast immer als ein anderer erscheint. Otto von Bismarck dünkt uns am besten einem Baum vergleichbar, der ja immer derselbe bleibt, wenn er auch durch Wachsthum an Höhe und Stärke gewinnt, wenn auch der ragende Wipfel mit der weithinschattenden Blätterfülle in jedem neuen Lenze die Gestalt mehr oder minder merklich ändert; ja derselbe, wenn auch das Wehen eines stäten Windes den Stamm, trotz zähester

Widerstandskraft, leise nach einer Seite beugen, wenn auch der Sturm hie und da einen nicht ganz vollkräftigen Zweig knicken, oder wüthender Regenguß eine der gewaltig weit und tief greifenden Wurzeln bloß waschen und der dörrenden Macht von Wind und Sonne preisgeben sollte!

Die also veränderte Gestalt, in welcher Bismarck zu verschiedenen Zeiten erschien, hat manches Auge irre gemacht; so mancher glaubte, der Mann sei ein anderer geworden, weil er ihm immer stärker, mächtiger, größer entgegentrat. Seinen Gegnern ist er freilich bald genug zu groß, zu stark und zu mächtig geworden, und einige haben es nicht allzusanft empfunden, daß der Baum starken Schatten weithin und auch über sie warf.

Es sind freilich Wandelungen mit dem Mann vorgegangen, aber doch keine anderen, als sie etwa der wachsende Baum erlebt; das Gleichniß trifft nicht genau zu, aber es deutet auf das Richtige. Viel besser hat Bismarck seine Wandelungen mit dem bescheidenen Wort bezeichnet: „Ich habe etwas gelernt!“ Vielleicht war es nicht immer nur das Beste, was er gelernt hat, aber er hat mehr gelernt als viele, die sich jetzt grollend von ihm wenden, weil sie nicht Schritt mit ihm halten konnten, einige auch, weil sie nicht wollten.

Guizot gibt denselben Gedanken, den Bismarck so bescheiden aussprach, französisch pointirt in dem bekannten Satz: „l'homme absurde seul ne change pas!“ aber freilich im Munde des französischen Staatsmannes wird das Wort verdächtig, weil es pro domo, wie zur Beschönigung verschiedener politischer Apostasien, gesprochen erscheint.

Von Apostasie nun ist in Bismarcks ganzem politischen Leben keine Spur, und bei keinem Staatsmann vielleicht ist es so leicht wie bei ihm, die bleibende politische Grundlage aufzufinden und seiner auf derselben beruhenden Fortbildung zu folgen, wenn man sich nur an die Thatsachen halten will und sich nicht durch die freilich zuweilen bis ins Alberne getriebenen Verdrehungen seiner Worte, die Diatriben böswilliger Gegnerschaft, oder die hohlen Declamationen thörichten Parteigeplappers stören läßt.

Es ist das darum so leicht, weil Bismarck gerade das Gegentheil von einem seiner Vorgänger im auswärtigen Ministerium Preußens ist. Die hinterhaltige Schlauheit des Marquis von Lucchesini, er ist dieser Vorgänger Bismarcks, war nämlich so bekannt, so sprichwörtlich geworden, daß er endlich mit keiner Verhandlung mehr zum Ziele kam, weil der andere Theil stets von der Ueberzeugung aus-

ging, daß ihn Lucchesini endlich doch überlisten werde. Ein gewisser Grad von Vertrauen, und wäre er noch so gering, auf beiden Seiten ist aber nothwendig, wenn politische Verhandlungen wirklich zu einem Ergebniß führen sollen. Bismarck dagegen ist ein durchaus ehrlicher Politiker, ehrlich in so hohem Grade, daß der politische Gegner zuweilen stutzt und in der Offenheit gerade eine Falle fürchtet. Mit Unrecht, Bismarck ist ein durchaus ehrlicher Mann, dem jede absichtliche Täuschung des Gegners wider Ueberzeugung und Natur geht.

Wir sind uns wohl bewußt, daß diese Behauptung gerade in weiten Kreisen auf höhnenden Widerspruch stoßen wird, aber sie ist darum doch begründet und wir werden unsern Satz beweisen. Aber auch die irren, welche vielleicht glauben, daß wir der Meinung seien, dem Ministerpräsidenten mit dieser Behauptung etwas besonders Schmeichelhaftes gesagt zu haben, wir erkennen eben nur an, daß diese Ehrlichkeit von Gott in die Natur Bismarcks gelegt ist, daß sie sich in seinem Bildungsgange entwickeln und zum Princip werden mußte; Anerkennung ist aber nicht Schmeichelei.

Ein tapferer, gescheuter und ehrlicher Mann, so ist Bismarck Anno 1847 in die politischen Schranken eingeritten und hat sich auf dem Plan als ein loyaler Champion des Königs nun über zwanzig Jahre lang schon trefflich gehalten, im Einzelkampf sowohl wie in der Melée. Fehler hat er in seinen zahllosen Kämpfen in Menge gemacht, aber er hat auch was gelernt darinnen, stets ehrlich mit seiner Person bezahlt und seine Farben, wie Schildzeichen, niemals gedeckt, oder verläugnet.

Selbst die wüthendsten Gegner dieser Farben und Schildzeichen werden das nicht in Abrede stellen können.

Nicht ohne Absicht haben wir diesen Vergleich von dem ritterlichen Turnier gewählt, denn Bismarcks ganze Politik wurzelt in einer ritterlichen Anschauung, in dem tiefen, unerschütterlichen Bewußtsein nämlich seiner persönlichen Stellung zum preußischen Königthum. Die letzte Grundlage, auf welcher Bismarcks politisches Wirken beruht, ist seine persönliche Stellung als altmärkischer Vasall und Edelmann zu seinem Lehnsherrn, dem Markgrafen von Brandenburg, dem Könige von Preußen. Man verstehe wohl, diese Stellung ist eben nur die letzte, nicht die einzige, Grundlage; sie ist nur der kleinste, aber der innerste, der Kernkreis, um den sich die anderen weiter, aber doch immer durch ihn bestimmt, entfaltet haben. Persönlich wie der Lehnsträger zum Lehnsherrn, stand der Abgeordnete zum Könige, das Verhältniß des Gesandten zum Regenten war ein analog persönliches, so wie es noch heute das

Verhältniß des Ministerpräsidenten und Bundeskanzlers zum Könige und Oberhaupte des Norddeutschen Bundes ist.

Aus dem starken Bewußtsein dieser sittlichen Verbindung seiner Person mit dem Könige, seinem Lehnsherrn, heraus ist Bismarcks ganzes politisches Wirken, seine ganze Action leicht zu verfolgen.

König Wilhelm aber weiß, wie Bismarck sein Verhältniß zu ihm auffaßt, und darin liegt, nach einer Seite hin wenigstens, die Stärke, bisweilen aber auch wohl die Schwäche der Stellung, die Bismarck als erster Rath des Königs inne hat. Diese leise Andeutung wird hier genügen.

Und nun betrachte man von diesem Standpunkte aus das ganze politische Leben Bismarcks, seine Reden, seine Briefe, seine Depeschen und Anordnungen, seine Erfolge überall, von Anfang an bis zum heutigen Tage, überall wird man den loyalen brandenburgischen Edelmann finden, der in ritterlicher Vasallentreue, immer tapfer und opferfreudig, aber von Jahr zu Jahr bewußter, einsichtiger und genialer vor dem Thron seines Lehnsherrn steht, vor diesem Thron, der für ihn das Bollwerk Preußens und Deutschlands ist, das er vertheidigt mit gleichem Eifer gegen die Widersacher im Innern, wie gegen die Feinde von außen.

Auf dem Ersten Vereinigten Landtage im Jahre 1847 dämmerte ihm zuerst die Ahnung, daß der Liberalismus eine Gefahr für den Thron seines Lehnsherrn sein könne, klare Ueberzeugung war es noch nicht, aber die übermüthige Phrase reizte ihn, er glaubte die Gefahr zu sehen, und augenblicklich machte er Front. Er hatte noch wenig Erfahrung im Gebrauch der parlamentarischen Waffen, seine Gegner waren ihm als Redner weit überlegen und er stand fast allein vielen gegenüber, denn seine Meinungsgenossen waren, mit Ausnahme der beiden Freiherren von Manteuffel vielleicht, des Wortes noch weniger mächtig als er, aber die Tapferkeit, mit welcher er aufstand gegen die liberale Phrase, war doch aller Ehren werth. Die kecke Art seines Auftretens verrieth auch den Gegnern sofort, daß der unbekannte Deichhauptmann vom Ufer der Elbe nicht der Mann sei, den sie unterschätzen dürften; sie unterschätzten ihn denn auch nicht, der wilde Hohn, mit dem sie ihn, geschickt und ungeschickt, überschütteten, verrieth schon damals, daß in diesem Junker dem Königthum ein mächtiger Vertheidiger erstanden.

Auf dem Zweiten Vereinigten Landtage war der Feind des Königthums nicht mehr der Liberalismus, sondern die Democratie, und diesen Feind bestand Bismarck schon aus der Fülle seiner Ueberzeugung heraus. Der Edelmann aber, der in dem Könige von Preußen seinen Lehnsherrn verehrt, ist keineswegs der Aga, oder der

Pascha eines orientalischen Sultans, der blindlings gehorcht und anbetet, das männlich tadelnde Wort Bismarcks traf damals nicht nur nach unten, sondern auch nach oben.

Auf den Landtagen von 1849—51 stand Bismarck schon als einer der Führer der Conservativen in erster Reihe gegen die Democratie, kampflustig schlug er sich



Bismarck als Deichhauptmann.

in Berlin und Erfurt herum, überall wo er das Königthum von Preußen bedroht sah, sprang er entschlossen in die Bresche. Und er hatte stets eine feine Witterung für das, was seinem geliebten Königthum von Preußen feindlich.

Und als er Gesandter war zu Frankfurt am Bundestage, da hatte er nicht sobald erkannt, daß Preußen zu Grunde gehen müsse an seiner falschen Stellung im Bunde, und sich überzeugt, daß Oesterreichs Eifersucht Preußen nicht nur festhalte in dieser peinlichen Situation, sondern sich auch eifrig bemühe, dieselbe zum schließlichen Verderben Deutschlands immer mehr zu verschlimmern, als er sich auch sofort gegen Oesterreich wendete. Das ist ihm nicht gar leicht geworden; der Bund Preußens mit Oesterreich war ihm eine heilige Tradition von den Vätern aus großer Zeit überkommen; gern hätte er die Hand geboten, er wäre gern der Tradition treu geblieben, an Versuchen und Anerbietungen hat er es nicht fehlen lassen, erst als er erkannte, daß eine Aenderung der österreichischen Politik in Bezug auf

Preußen und Deutschland nicht zu erlangen, erst da schwenkte er mit militärischer Präcision ein, der Vasall trat vor den Thron seines Lehnsherrn, — Front, — auch selbst gegen Oesterreich. Das aber that er keineswegs heimlich, sondern ganz offen und ehrlich; es konnte wahrlich hüben und drüben jeder wissen, wie er mit ihm daran war. Er hat es selbst von Frankfurt, von Petersburg und von Paris aus überall hingeschrieben und schreiben lassen.

Und als er 1862 an die Spitze der königlichen Staatsregierung und ein in den Conflict trat, den ihm die neue Aera als dornenvollste Erbschaft hinterlassen, da war es wiederum die Machtfülle des Königthums, seines Lehnsherrn, welche er in Jahre langen, Leib und Seele angreifenden Kämpfen gegen die Uebergriffe des Parlamentarismus mit gloriosester Hingebung und ächt märkischer Zähigkeit vertheidigte.

Die Vertheidigung des preußischen Königthums in seiner Macht im Innern, die Herstellung seiner zur Rettung Deutschlands nothwendigen Freiheit und seiner Achtung gebietenden Haltung dem Auslande gegenüber, darin liegt die Einheit der Politik Bismarck.

Liberalismus, Democratismus, Oesterreichs feindselige Eifersucht, böser Auslandsneid, Parlamentarismus, Particularismus, das sind die Feinde des preußischen Königthums, die Bismarck mit ebensoviel Muth als Festigkeit, mit ebensoviel Einsicht als Erfolg, offen und ehrlich bestritten hat. Und täuschen uns nicht alle Zeichen, so rüstet er jetzt gewaltig gegen einen andern bösen Feind des ächten Königthums, gegen den Büreaucratismus, der hinter dem grünen Tisch noch bis an die Zähne verschanzt liegt.

In diesen verschiedenen Kämpfen mag sich Bismarck oft genug im einzelnen geirrt, er mag nicht immer gleich die rechten Waffen gefunden und die gefundenen auch nicht immer am rechten Ort gebraucht haben, gewiß ist manches mit Recht zu tadeln, noch mehr zu bemängeln, aber nehmt ihr alles im großen und ganzen, dann müssen sich die Häupter willig neigen vor dem Manne, der zwanzig lange Jahre hindurch in solchen Kämpfen stritt und solche Schlachten schlug mit offenem Visir, ohne böse List und sonder Tücke. Und seine gewaltigen Erfolge hat der Mann doch auch nicht umsonst!

Bismarck hat jene dem preußischen Königthum feindlichen Mächte nicht vernichtet, das ist in keines Menschen Macht gelegt, hätte wohl auch seinen Ansichten gar nicht entsprochen, aber er hat sie besiegt und sie alle seinem Königthum mehr oder minder dienstbar gemacht.

Es ist eine Hauptschwierigkeit seiner politischen Action, einerseits diese dem Preußischen Königthum noch sehr widerwillig dienenden Elemente zu discipliniren, andererseits aber die vollkommen erklärliche Empfindlichkeit der alten Treue zu schonen und das sehr begreifliche Mißtrauen seiner eigenen alten Kampfgenossen gegen die bunte Schaar der neuen Mitstreiter zu besiegen. Da steht ihm hart entgegen der ideale Conservatismus Gerlachs, dessen Organ die Neue Preußische Zeitung so viele Jahre lang war, der das große Verdienst hat, eine conservative Partei in Preußen überhaupt erst geschaffen zu haben, jener Idealismus, dem Bismarck so lange selbst gehuldigt, der aber freilich in seiner Geschlossenheit nicht zu halten ist, den Ansprüchen gegenüber, die des täglichen Lebens harte Nothwendigkeit an einen leitenden Staatsmann macht. Die alte conservative Partei Preußens hat große Opfer gebracht und bringt sie täglich, aber sie bringt sie dem glorreichen Königthum von Preußen, und es ist eine hohe Ehre, Regierungspartei zu sein, wenn ein Bismarck des Königs erster Rath ist. Und kann in Preußen die conservative Partei eigentlich etwas anderes sein als Regierungspartei?

Der bewährte preußische Patriotismus der Conservativen wird sich durch Einzelheiten nicht irre machen lassen an dem großen Staatsmann, der aus ihren Reihen hervorgegangen ist; sie wissen, daß Bismarck nicht nur oft genug seinen neuen Wein in alte Schläuche, sondern auch den alten Wein in neue Schläuche gießen muß, und das Gute ist nicht immer der Feind des Bessern, sondern zuweilen auch die Brücke zum Besten, zum Höchsten. Der Blitz geht auch nicht den Weg, auf welchem er die besten Leiter findet; sondern den, auf welchem die Summe der Leitung die stärkste. Bismarcks Politik im Innern aber ist es, auch die Parteien, welche nicht wollen, für das Königthum arbeiten und streiten zu lassen. Es darf im königlichen Preußen keine Partei mehr geben, die sich die Schwächung der königlichen Macht zum Ziel setzt. Es wird immer eine Anzahl einzelner geben, deren Bestrebungen offener oder versteckter dahin zielen, aber keine Partei als solche darf sich mehr dazu bekennen.

Wenn wir nun die Einheit der Politik Bismarck in der Vertheidigung des Königthums sehen, so könnte es fast scheinen, als ob diese Politik eben nur eine negative sei, aber doch nur so scheinen, denn eine solche Vertheidigung führt nothwendig zu positiven Schöpfungen, wenn dieselben sich auch zunächst nur als so mächtige Anfänge darstellen müssen, wie der Norddeutsche Bund, und nicht überall so klar ins Auge springen können, wie — auf der Landkarte des Königreichs Preußen seit 1866!

Wir begleiten nun Bismarck zunächst in die Dreiständecurie des Ersten Vereinigten Landtags, dann von Schlachtfeld zu Schlachtfeld in Berlin, in Erfurt, in Frankfurt, bis auf das laute von Königgrätz und das stille von Nicolsburg und weiter, denn noch ist der große Kampf nicht ausgekämpft und der letzte Sieg nicht gewonnen; aber der Staatsmann, den Gott einst erwecken wird, um Bismarcks Erbschaft anzutreten und sein Werk fortzusetzen, der wird dem Feind in einer neuen und furchtbaren Wehr, die König Wilhelms und Bismarcks Schöpfung ist, entgegentreten können, mit der alten Preußenlosung: „Mit Gott für König und Vaterland!“

In der Curie der drei Stände.

1847.

Als König Friedrich Wilhelm IV im Jahre 1847 seine Februarpatente erließ, und den Vereinigten Landtag mit der Herren- und Dreistände-Curie berief, da glaubte er in königlicher Großherzigkeit seinem Volke eine freie Gabe seiner Liebe und seines Vertrauens geboten zu haben und vielen Wünschen entgegengekommen zu sein, aber dicht hinter dem Jubel, mit welchem das Februarpatent allerdings begrüßt wurde, lauerte die bitterste Enttäuschung für den edeln König.

Mißtrauisch blickten zuerst die alten ehrenfesten Royalisten Preußens, die in dem ehrlichen preußischen Absolutismus Friedrich Wilhelms III großgezogen und alt geworden waren, auf diese neue Königsgabe; sie konnten es gar nicht begreifen, daß ihr eigener König von Preußen es für nöthig halte, ein Parlament, ungefähr wie in England, zu berufen und sahen, bedenklich die mit Ehren grau gewordenen Häupter schüttelnd, allerlei traurige Folgen voraus. Diesen Männern, deren Zahl damals noch sehr ansehnlich und deren Einfluß von Bedeutung war, standen zunächst diejenigen, die freilich ahneten, daß die Mißstände des Büreaucratismus nicht mehr heilbar allein durch den patriarchalischen Absolutismus, die aber doch der Ueberzeugung waren, daß der König durch sein Patent das Aeußerste bewilligt habe, was nach dieser Seite möglich. Sie sahen also in dem Patent nun die letzte Burg des Königthums, die gegen den Liberalismus um jeden Preis gehalten werden mußte. Diesen Royalisten gegenüber entfaltete sein buntes Banner das Heer der Liberalen in verschiedenen Colonnen, die aber alle das Februarpatent nur als den Ausgangspunkt einer weiteren Bewegung betrachteten, die, auf das Patent gestützt, die Umwandelung des absolut regierten Staats in eine moderne constitutionelle Monarchie

zu bewirken gedachten. Ja, schon damals gab es außer diesen Leute genug, die in dem Februarpatent ein Hinderniß für ihre revolutionären Bestrebungen erkannten und es darum ablehnen wollten.

Wir enthalten uns hier einer Kritik dieser verschiedenen Parteien, sicher aber ist, daß keine derselben das Februarpatent ganz im Sinne des königlichen Gebers aufnahm, das geschah vielmehr nur von den Männern, die es begriffen hatten, daß der König an die bestehende provinzialständische Verfassung anknüpfend, durch diese reichsständischen Einrichtungen zu einer eigenthümlichen preußischen ständischen Monarchie kommen wollte. Sie sahen in dem Februarpatent kein abgeschlossenes Werk, sondern den Anfang der ständischen Monarchie, die sich freilich nur unter besonders günstigen Umständen entwickeln konnte, und wenn man ihr Zeit ließ.

Zu diesen Männern nun, die, wenn auch nicht ausgesprochen, mit den Liberalen das Patent zwar als den Ausgangspunkt einer neuen Entwickelung betrachteten, diese Entwickelung aber nicht mit jenen zum modernen Constitutionalismus, sondern mit dem Könige zu einer eigengearteten, specifisch preußischen, ständischen Monarchie leiten wollten, gehörte Bismarck.

Der sächsische Provinziallandtag zu Merseburg hatte den Deichhauptmann und Premierlieutenant von Brauchitsch auf Scharteuke im Kreise Jerichow zum Abgeordneten auf den Vereinigten Landtag, als dessen Stellvertreter aber den Deichhauptmann von Bismarck auf Schoenhausen gewählt. Da Herr von Brauchitsch schwer erkrankt war, so wurde der Stellvertreter einberufen.

Bismarck erschien im weißen Saal des königlichen Schlosses zu Cölln an der Spree, in welchem die Dreiständecurie ihre Sitzungen hielt, als ein Vertreter der Ritterschaft von Jerichow, als ein Vasall und ritterlicher Dienstmann des Königs, aber er war zu jener Zeit ziemlich eben so liberal, wie die meisten anderen; der Liberalismus war damals in der Luft, man athmete ihn ein, man konnte sich ihm nicht entziehen; er hatte ja auch vielen Mißständen gegenüber seine gute Berechtigung, das machte ihn eben so mächtig.

Eine conservative Partei in unserem Sinne gab es noch nicht, und die ziemlich allgemeine Unklarheit ließ es überhaupt zu keiner rechten Parteibildung kommen. Freilich traf Bismarck im weißen Saal Männer genug, deren Gesinnungen ihm bekannt waren, darunter seinen Bruder, den Landrath, seine Vettern, den Grafen von Bismarck-Bohlen und von Bismarck-Briest, seinen zukünftigen Schwiegervater, Herrn von Putkammer, Herrn von Thadden, Herrn von Wedell und viele andere, unglücklicher Weise aber waren die meisten dieser Herren, wie Herr von Thadden

von sich selbst ganz naiv sagte, nicht einmal schlechte, sondern gar keine Redner. Auch die beiden Freiherren von Manteuffel konnten sich als Redner nicht mit den glänzenden Rhetoren der Liberalen, dem Freiherrn von Vincke, Camphausen, Mevissen, Beckerath u. s. w. messen.

Es wird heutzutage nicht viele geben, welche jene einst so gerühmten Reden vom Ersten Vereinigten Landtage ohne ein wehmüthiges oder spöttisches Lächeln lesen können, es war eben die Blütezeit der liberalen Phrase, die in einer Weise berauschend wirkte, von der wir keinen rechten Begriff mehr haben.

Auch auf Bismarck wirkte sie berauschend, aber er ernüchterte sich sehr schnell, als er zu erkennen glaubte, daß diese großen Redner, die in Kraft des Februarpatentes sprachen, einem Ziele zustrebten, das nicht im Sinne dieses Patents war. Ihm schien es nicht ehrlich zu sein, auf dem Rechtsboden des Februarpatents stehend gegen dessen Sinn und Geist für den modernen Constitutionalismus zu fechten.

Es wehete ihn ein feindseliger Hauch an aus der liberalen Phrase, und je prächtiger sich dieselbe rednerisch gestaltete, desto widerwärtiger wurde sie ihm, namentlich da, wo ihm die Unwahrheit auf der Hand lag. Er brauchte eine Weile, sich darüber klar zu werden, daß es eben nur die liberale Phrase war, unter deren Herrschaft da sonst sehr ehrenwerthe Männer im besten Glauben ganz falsche Dinge vorbrachten, und tiefes Mißtrauen kam über ihn. Er fing an zu begreifen, wie gefährlich eine so ungreifbare Macht dem Königthum werden könne.

In der Sitzung der Curie der drei Stände, am 17. Mai, hielt der Abgeordnete von Saucken eine jener wortreich begeisterten Reden, welche damals so bewundert wurden und behauptete darin ungefähr, das preußische Volk habe sich im Jahre 1813 eigentlich nur erhoben, um eine Constitution zu erlangen. Aehnliches war auch früher von Beckerath und anderen mehrfach behauptet worden.

Nachdem der liberale Redner unter dem Bravo der Versammlung abgetreten war, erschien der Abgeordnete von Bismarck zum ersten Male auf der Tribüne; eine hohe Gestalt von mächtigem Bau, das dichte Haar kurz geschnitten, das gesund geröthete Antlitz von einem starken blonden Vollbart eingerahmt, die blanken Augen etwas vorstehend, à fleur de tête, wie die Franzosen sagen, so stand er da, blickte einen Augenblick in die Versammlung und sprach dann schlicht, mitunter stockend, mit einem scharfen, zuweilen schneidenden, nicht eben angenehmen Klang in der Stimme: „Es wird mir schwer, nach einer Rede, die von so edler Begeisterung dictirt war, das Wort zu ergreifen, um eine einfache Berichtigung anzubringen.“ Nun folgte eine längere Berichtung über eine vorhergegangene Abstimmung, dann fuhr Bismarck

fort: „Auf die übrigen Theile der Rede einzugehen, halte ich erst dann an der Zeit, wenn von politischen Fragen die Rede sein wird, für jetzt fühle ich mich nur noch gedrungen, dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowohl, als auch außerhalb



Bismarck im Jahre 1847—48.

dieses Saales so oft laut geworden ist, wenn von Ansprüchen auf Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung des Volks von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines anderen Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten . . . . .“

Hier wurde der Redner von einem so lauten Mißfallen, Murren und Rufen unterbrochen, daß er sich nicht mehr verständlich machen konnte. Ruhig zog er ein

Zeitungsblatt, es war die Spenersche Zeitung, aus der Tasche und las, in bequemer Stellung lehnend, bis der Marschall die Ruhe wieder hergestellt hatte, dann schloß er, immer wieder von Murren unterbrochen, mit den Worten: „Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß Mißhandlung und Erniedrigung, welche die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen, und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen!"

Unter großem Lärmen verließ Bismarck die Tribüne, zehn oder zwölf Stimmen baten zugleich ums Wort.

Es ist uns heute nicht mehr erklärlich, wie die beiläufige Darlegung einer einfachen Ansicht, die selbst, wenn sie irrig gewesen wäre, niemanden beleidigte, einen solchen Sturm erregen konnte. Bismarck hatte auch niemanden persönlich beleidigt, aber er war der liberalen Phrase entgegengetreten, und sofort warfen sich die Mamelucken dieser schlimmsten Despotin auf ihn, auf das unglückliche Mitglied der Ritterschaft der Provinz Sachsen. Namentlich waren die alten Herren schlimm, die 1813 freiwillig ins Feld gezogen waren und nun die Motive, die sie damals gehabt zu haben jetzt glaubten, vielleicht auch wirklich gehabt hatten, ganz frisch dem ganzen Volke unterschoben. Naiv war es dabei, daß sie dem Mitgliede der sächsischen Ritterschaft alle Befugniß mitzureden kurzweg absprachen, weil dasselbe in jener großen Zeit noch gar nicht gelebt habe. Als die Herren unter stürmischen Bravos ihrer sittlichen Empörung in ausgiebigster Weise Worte gegeben, bestieg Bismarck abermals die Rednerbühne, aber der Unwille der Liberalen gegen ihn war schon so groß, daß der Marschall sein ganzes Ansehen brauchen mußte, um ihn beim Wort zu schützen.

Jetzt sprach Bismarck fließend und ganz in der Weise schon, die wir später so oft gehört haben, kalt und schneidend: „Ich kann es allerdings nicht in Abrede stellen, daß ich zu jener Zeit noch nicht gelebt habe, und es that mir stets aufrichtig leid, daß es mir nicht vergönnt gewesen, an jener Erhebung theilzunehmen; mein Bedauern darüber wird freilich vermindert durch die Aufklärung, die ich so eben über die damalige Bewegung empfangen habe. Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals gekämpft wurde, im Auslande gelegen habe, so eben aber bin ich belehrt worden, daß sie im Inlande gelegen hat, ich bin gar nicht dankbar für diese Aufklärung!"

Dem Murren der Liberalen gegenüber aber riefen jetzt viele Stimmen: „Bravo!"

Von dem Moment an warf sich der volle Haß der Presse auf Bismarck, sie war ganz ohne Ausnahme in den Händen der Liberalen, sie beherrschte die öffentliche Meinung unumschränkt, und sie ging mit Bismarck noch feindseliger und gewissenloser um, wie mit von Thadden und von Manteuffel. Da kein Widerspruch möglich war, so mußte die Welt glauben, Bismarck sei in der That noch einer der wilden Junker, der, bis an die Zähne in Stahl gehüllt, Dorftyrannei und Wegelagerei für die beste Staatsverfassung halte und in tiefer politischer Unwissenheit etwa auf dem Standpunkte Dietrichs von Quitzow oder höchstens eines Junkers aus der Zeit Friedrichs I stehe. Es gelang der liberalen Presse wirklich, aus Bismarck eine Figur zu machen, die halb Schreckgespenst, halb lächerlicher Popanz war; den lächerlichen Popanz mußte sie denn freilich bald genug fallen lassen, um so fester hat sie an dem Schreckgespenst gehalten und damit bis in die neueste Zeit hinein die alten politischen Kinder zu fürchten gemacht.

Wie die liberale Presse zur Zeit ihrer Allgewalt mit den Männern umging, die ihr mißliebig waren, davon hat man jetzt keinen Begriff mehr. Im Jahre 1849 wurden in einer Gesellschaft zwei Männer einander vorgestellt; wie gewöhnlich verstanden sie die Namen gegenseitig nicht. Der ältere Herr sprach in geistvoller und ganz eigenthümlicher Weise höchst eingehend und belehrend über die Verhältnisse Ungarns, von wo er eben zurückkehrte und zeigte sich in alle Wege als einen unterrichteten und denkenden Cavalier mit den Formen der besten Gesellschaft. Lange wollte es der andere nicht glauben, daß dieser Mann Herr von Thadden-Triglaff gewesen, so fest wurzelte in seinen Vorstellungen das lächerliche Zerrbild, das die liberale Presse von diesem würdigen und eigenthümlichen Manne in die Welt geschickt hatte.

Wir haben bei diesem Punkt verweilt, weil sich hieraus das hartnäckige Mißtrauen erklärt, mit welchem noch viele Jahre später ein Theil des Volkes Bismarck entgegentrat. Es liegt aber auf der Hand, daß der junge Politiker dieser „Welt voll Hohn" gegenüber ebenfalls mit schneidendem Hohn oft sich wehrte und sich mit dem Schilde der Verachtung gegen einen Spott deckte, den er in keiner Weise verdiente. Er wurde fortwährend, bald unsäglich plump, bald giftig fein angegriffen, er hätte nicht Bismarck sein müssen, wenn er das geduldig ertragen hätte.

So kam es, daß er sich denn bald in vollem Kriegszustand gegen den Liberalismus befand, und gleich seine nächsten Reden zeigten, daß er die Sache ernst nahm. Er sprach seine Ueberzeugungen und Meinungen mit dem seiner Natur eigenen unerschrockenen Mannesmuth offen aus, es war ihm stets um die Sache zu thun,

aber die Form, in der er es that, war die des schneidigen Angriffs, den er meist durch eine Nüance von Verachtung des Gegners oder bittern Spottes schärfte. Das ist die parlamentarische Kampfweise, welche der Uebermuth der Gegner Bismarck von vornherein aufgenöthigt hat.

In der Sitzung der Dreiständecurie vom ersten Juni, in der sogenannten Periodicitätsdebatte, ließ sich Bismarck vernehmen wie folgt:

„Ich will mich nicht bemühen, die verschiedenen Rechtsböden, auf denen sich jeder von uns zu befinden glaubt, in Bezug auf ihre Solidität zu untersuchen; ich glaube aber, aus der Debatte und aus allem, was ich von der Verhandlung über die uns vorliegende Frage gehört habe, hat sich herausgestellt, daß eine verschiedene Auffassung und Deutung der älteren ständischen Gesetzgebung möglich und factisch vorhanden war, nicht blos unter Laien, sondern auch unter gewiegten Juristen, und daß sehr fraglich ist, was ein Gerichtshof, wenn einem solchen diese Frage vorläge, entscheiden würde; unter solchen Umständen geben allgemeine Rechtsregeln das Auskunftsmittel der Declaration. Diese Declaration ist uns implicite geworden, geworden durch das Patent vom 3. Februar d. J.; dadurch hat der König dahin declarirt, daß die allgemeinen Versprechen der früheren Gesetze keine anderen gewesen seien als diejenigen, welche das jetzige Gesetz erfüllt. Es zeigt sich, daß diese Declaration von einem Theil der Versammlung für unrichtig gehalten wird, das ist aber ein Schicksal, welches sie mit jeder Declaration theilt. Jede Declaration wird von demjenigen Theile, dessen Meinung sie nicht bestätigt, für unrichtig gehalten werden, oder es müßte die frühere Ueberzeugung nicht eine aufrichtige gewesen sein. Es fragt sich nur, wer das Recht hat, eine authentische, rechtsverbindliche Declaration zu geben. Meines Erachtens nur der König, und diese Ueberzeugung liegt auch, wie ich glaube, im Rechtsbewußtsein unseres Volkes. Denn wenn gestern ein Herr Abgeordneter aus Königsberg die Ansicht ausgesprochen hat, es habe sich ein dumpfes Mißvergnügen in der Volksstimmung gezeigt bei der Bekanntmachung des Patents vom 3. Februar, so muß ich dagegen erwidern, daß ich die Majorität des preußischen Volkes nicht repräsentirt finde in den Versammlungen auf dem Böttchershöfchen —

(Murren)

ich kann in unartikulirten Lauten keine Widerlegung dessen finden, was ich angeführt — eben so wenig in den Federkielen der Zeitungscorrespondenten, auch nicht einmal in einer Fraction der Bevölkerung größerer Provinzialstädte. Es ist schwer, die Volksmeinung zu erkennen; ich glaube sie an einigen Orten der mittleren Provinzen

erkannt zu haben, und diese ist noch die alte preußische Volksmeinung, der ein Königswort mehr gilt, als alles Deuten und Drehen an dem Buchstaben der Gesetze.

(Einige Stimmen: Bravo.)

„Es ist gestern eine Parallele gezogen worden zwischen der Art, wie das englische Volk im Jahre 1688, nach der Vertreibung Jacobs II, seine Rechte zu wahren gewußt, und der Art, wie das preußische Volk jetzt seine Rechte zur Anerkennung bringen könne. Parallelen mit dem Auslande haben immer etwas Mißliches; es ist uns hier schon Rußland als Muster der religiösen Duldung aufgestellt, es sind uns die französischen und dänischen Finanzen als Vorbilder einer geordneten Verwaltung empfohlen worden. Um zurückzukommen auf das Jahr 1688 in England, so muß ich die hohe Versammlung, und namentlich einen geehrten Abgeordneten der schlesischen Landgemeinden, um Nachsicht bitten, wenn ich hier wieder über ein Factum spreche, das ich nicht selbst erlebt habe. Damals befand sich das englische Volk in einer andern Lage, als heutzutage das preußische; es war durch ein Jahrhundert von Revolution und Bürgerkrieg in die Lage gekommen, eine Krone vergeben zu können und Bedingungen daran zu knüpfen, die Wilhelm von Oranien annahm. Dagegen waren die preußischen Monarchen nicht von des Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitze einer factisch unbeschränkten Krone, von deren Rechten sie freiwillig einen Theil dem Volke verliehen haben, ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist. Ich will den Rechtspunkt verlassen und die Frage berühren, ob es nützlich und wünschenswerth sei, eine Veränderung in der Gesetzgebung, wie sie heute besteht, zu begehren oder zu beantragen. Ich schließe mich selbst der Ueberzeugung, die ich bei der Majorität der Versammlung voraussetze, an, daß die Periodicität zu einer wahren Lebensfähigkeit dieser Versammlung nothwendig ist; eine andere Frage ist aber, ob wir dies jetzt auch im Wege der Petition begehren wollen. Nachdem die Patente vom 3. Februar einmal emanirt worden sind, glaube ich nicht, daß es dem Könige willkommen sein kann, und daß es in unserer Stellung als Stände liegen kann, schon jetzt mit einer Petition auf Abänderung derselben hervorzutreten. Lassen wir wenigstens das Gras dieses Sommers darüber wachsen. Der König hat wiederholt gesagt, er wünsche nicht gedrängt und getrieben zu werden, ich frage aber die Versammlung, was thun wir anders, als daß wir ihn drängen und treiben, wenn wir jetzt schon dem Throne mit Bitten um Abänderung der Gesetzgebung nahen? Dem Gewicht dieser Betrachtung bitte ich die hohe Versammlung, noch einen anderen Grund hinzuzufügen. Es ist gewiß bekannt, wie viele trübe Vorhersagungen seitens der Gegner unserer Verfassung daran geknüpft worden sind, daß das Gouvernement sich durch

unsere Stände in eine Position gedrängt sehen werde, die es freiwillig einzunehmen nicht für gut befunden haben würde. Wenn ich aber auch nicht annehme, daß das Gouvernement sich drängen lassen werde, so glaube ich doch, daß es im Interesse desselben liegt, auch den allergeringsten Schein der Unfreiwilligkeit einer Concession zu vermeiden, und daß es in unser aller Interesse liege, den Feinden Preußens nicht die Freude zu gönnen, daß wir durch eine Petition, ein Votum, das wir als Vertreter von 16 Millionen Unterhanen einreichen, einen Schein von Unfreiwilligkeit auf eine solche Concession werfen. Es ist gesagt worden, Se. Majestät der König und der Herr Landtagscommissar selbst haben auf den Weg hingewiesen; ich habe dies nicht anders verstanden, als daß, wie der König, so auch der Landtagscommissar uns diesen Weg als den gesetzlichen bezeichnet hat, den wir einschlagen könnten, sobald wir uns verletzt fühlten; daß es aber Seiner Majestät dem Könige und dem Gouvernement willkommen wäre, wenn wir von diesem Rechte Gebrauch machen, habe ich nicht entnehmen können. Wenn wir dies nun doch thun, so sollte man glauben, daß dringende Gründe vorhanden wären, daß eine Gefahr im Verzuge vorläge; davon kann ich mich aber nicht überzeugen. Die nächste Wiederkehr der Versammlung ist gesichert, und die Krone hat dadurch die schöne Stellung, daß sie vier Jahre oder auch während eines kürzern Zeitraumes in der Lage ist, vollkommen freiwillig und ungebeten die Initiative in dem ergreifen zu können, was jetzt gewünscht wird. Nun frage ich, ob dem Auslande gegenüber der Bau unserer Verfassung nicht fester dasteht, ob das Gefühl der Befriedigung auf allen Seiten im Inlande nicht ein höheres sein wird, wenn uns ein solcher Fortbau der Verfassung durch die Initiative der Krone gegeben, als wenn er von uns begehrt wird. Findet es die Krone nicht für gut, die Initiative zu ergreifen, so ist keine Zeit verloren; der dritte Landtag wird nicht so schnell auf den zweiten folgen sollen, daß der König nicht Zeit hätte, auf eine desfallsige Petition zu antworten, die auf dem zweiten überbracht werden würde. Gestern hat ein Abgeordneter aus Preußen, wenn ich nicht irre, aus dem Neustädter Kreise, eine Aeußerung gethan, die ich nur so auslegen konnte, als liege es in unserem Interesse, die Blume des Vertrauens als ein Unkraut, welches uns hindert, den kahlen Rechtsboden in seiner ganzen Nacktheit zu sehen, auszureißen und bei Seite zu werfen. Ich sage mit Stolz, daß ich mich einer solchen Ansicht nicht anschließen kann. Wenn ich zehn Jahre rückwärts blicke, und das was im Jahre 1837 gesprochen und geschrieben wurde, mit dem vergleiche, was jetzt hier von den Stufen des Thrones dem ganzen Volke zugerufen wird, so glaube ich, haben wir vielen Grund zum Vertrauen in die Absichten Sr. Majestät. In diesem Vertrauen erlaube ich mir, der

hohen Versammlung das Amendement des Herrn Abgeordneten aus Westfalen, nicht das des Herrn Abgeordneten aus der Grafschaft Mark, sondern das des Herrn von Lilien zur Annahme zu empfehlen."

Diese Rede ist nun allerdings ein preußisch-royalistisches Glaubensbekenntniß der constitutionellen Doctrin gegenüber und wurde auch als ein solches aufgenommen, hier mit Bravo, dort mit Murren und dann mit einer Flut von persönlichen Entgegnungen.

Die politische Seite der Stellung Bismarcks ist durch diese Rede klar genug gelegt, eine andere Seite wollen wir durch folgende Sätze aus einer Rede kennzeichnen, welche Bismarck in der sogenannten Judenemancipationsdebatte am 15. Juni hielt.

„Wenn ich heute diese Stelle betrete, so geschieht es mit größerer Befangenheit als sonst, da ich fühle, daß ich durch das was ich sagen werde, einigen nicht ganz schmeichelhaften Aeußerungen gestriger Redner gewissermaßen in den Wurf laufe. Ich muß öffentlich bekennen, daß ich einer Richtung angehöre, die der geehrte Abgeordnete von Crefeld gestern als finster und mittelalterlich bezeichnete, derjenigen Richtung, welche es nochmals wagt, der freieren Entwickelung des Christenthums, wie sie der Abgeordnete von Crefeld für die einzig wahre hält, entgegenzutreten. Ich kann ferner nicht läugnen, daß ich jenem großen Haufen angehöre, welcher, wie der geehrte Abgeordnete aus Posen bemerkte, dem intelligenteren Theile der Nation gegenüber steht, nnd diesem intelligenteren Theile in, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, ziemlich geringschätzender Art entgegengesetzt wurde, dem großen Haufen, welcher noch an Vorurtheilen klebt, die er mit der Muttermilch eingesogen hat, dem Haufen, welchem ein Christenthum, das über dem Staate steht, zu hoch ist. Wenn ich mich in der Schußlinie so scharfer Vorwürfe ohne Murren befinde, so glaube auch ich die Nachsicht der hohen Versammlung in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn ich mit derselben Offenheit, welche die Aeußerungen meiner Gegner charakterisirt, bekenne, daß es mir gestern in manchen Augenblicken von Zerstreutheit nicht ganz gegenwärtig blieb, ob ich mich in einer Versammlung befände, für deren Mitglieder das Gesetz hinsichtlich der Wählbarkeit die Bedingung der Gemeinschaft mit einer der christlichen Kirchen aufstellt. Ich gehe zur Sache selbst über. Die meisten Redner haben über das vorliegende Gesetz sich weniger ausgesprochen, als über die Emancipation im allgemeinen. Ich folge diesem Wege. Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden. Ueber den Begriff eines

christlichen Staates haben wir von dem Herrn Minister des Schatzes und von einem anderen Herrn auf der Ministerbank Worte gehört, die ich fast ganz unterschreibe; dagegen haben wir auch gestern gehört, daß der christliche Staat eine müßige Fiction, eine Erfindung neuerer Staatsphilosophen sei. Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staates so alt sei, wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt, wie sämmtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß. Für mich sind die Worte: „Von Gottes Gnaden", welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntniß, daß die Fürsten das Scepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Wille kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist, und ich glaube, in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christenthums zu realisiren, zu verwirklichen. Daß dies unserem Staate nicht in allen Beziehungen gelingt, das hat gestern der geehrte Abgeordnete aus der Grafschaft Mark in einer mehr scharfsinnigen als meinem religiösen Gefühle wohlthuenden Parallele zwischen den Wahrheiten des Evangeliums und den Paragraphen des Landrechts dargethan. Wenn indes auch die Lösung nicht immer gelingt, so glaube ich doch, die Realisirung der christlichen Lehre sei der Zweck des Staates; daß wir aber mit Hilfe der Juden diesem Zwecke näher kommen sollten als bisher, kann ich nicht glauben. Erkennt man die religiöse Grundlage des Staates überhaupt an, so glaube ich, kann diese Grundlage bei uns nur das Christenthum sein. Entziehen wir diese religöse Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle, welchen die ältere Philosophie aufgestellt hat. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regeneriren, sondern aus den vagen und wandelbaren Begriffen von Humanität, wie sie sich grade in den Köpfen derjenigen, welche an der Spitze stehen, gestalten. Wie man in solchen Staaten den Ideen, z. B. der Communisten über die Immoralität des Eigenthums, über den hohen sittlichen Werth des Diebstahls, als eines Versuchs, die angeborenen Rechte der Menschen herzustellen, das Recht, sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie die Kraft dazu in sich fühlen, ist mir nicht klar; denn auch diese Ideen werden

von ihren Trägern für human gehalten und zwar als die rechte Blüte der Humanität angesehen. Deshalb, meine Herren, schmälern wir dem Volke nicht sein Christenthum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber nicht erforderlich sei, nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsere Gesetzgebung aus der Quelle des Christenthums schöpfe, und daß der Staat die Realisirung des Christenthums bezwecke, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht. . . . .

. . . .

„Ferner haben mehrere Redner wieder, wie in fast allen Fragen, auf das nachahmungswerthe Beispiel von England und Frankreich verwiesen. Diese Frage hat dort weniger Wichtigkeit, weil die Juden nicht so zahlreich sind wie hier. Ich möchte aber den Herren, die so gern ihre Ideale jenseits der Vogesen suchen, eins zur Richtschnur empfehlen, was den Engländer und Franzosen auszeichnet. Das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, welches sich nicht so leicht und so häufig dazu hergibt, nachahmungswerthe und bewunderte Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier bei uns geschieht.“

Es versteht sich, daß auch diese Rede vielfach angefochten wurde; aber sie diente nebenbei auch zu einer Rüstkammer für die Gegner; man stellte sich nämlich so an, als habe Bismarck selbst behauptet, daß er im finstern Mittelalter stehe, daß er reactionäre Ideen mit der Muttermilch eingesogen habe u. s. w., während er doch nur über diese Phrasen seiner Gegner spottete; seitdem ging nicht leicht eine Gelegenheit vorüber, wo man ihm nicht mit dem „finstern Mittelalter“ und den mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen entgegensprang. Bismarck hatte Humor genug, über diese Armseligkeit zu scherzen und rief einst sehr hübsch: „Der Abgeordnete Krause ist gegen mich in die Schranken geritten auf einem Pferde, vorn finsteres Mittelalter, hinten Muttermilch!“

Herr Krause, Bürgermeister von Elbing, wenn wir nicht irren, auf einem solchen Fabelroß, welch ein Bild!

Bismarck hat den Vereinigten Landtag mit einem Stachel im Herzen verlassen; er hatte ein gut Theil der jugendlichen Illusionen verloren, die er mitgebracht, das Preußen, was er im weißen Saal gefunden, war himmelweit von dem Preußen verschieden, was er bis dahin zu kennen geglaubt hatte und das that seinem patriotischen Herzen weh. Er begriff, daß das Königthum von Preußen schweren Kämpfen entgegengehe, daß er die Pflicht habe, im Sinne des Königs, das Vaterland vor dem übermächtigen Andringen des modernen Parlamentarismus, vor der gefährlichsten aller Papierwirthschaften bewahren zu helfen; kurz, er war

mit unklaren, ziemlich liberalen Anschauungen gekommen und ging davon als ein politischer Mann, der sich seiner Pflicht und seiner Aufgabe, dem Könige bei Herstellung der ständischen Monarchie zu helfen, vollkommen bewußt war. Ein Gewinn, den er aber doch nur mit Seufzen hinnahm. Seine Jugend war zu Ende.

Bismarck ist sich seiner patriotischen Pflichten stets und überall ernst bewußt geblieben, und zu keiner Stunde hat er verzagend die Hand vom Pfluge gezogen; er hielt tapfer aus, als so manche die Flinte ins Korn warfen.

März- und Schmerztage.

1848.

Wir haben in einem früheren Abschnitt schon mitgetheilt, daß kurz nach Schluß des Ersten Vereinigten Landtages, am 28. Juli 1847, Herr Otto von Bismarck zu Reinfeld in Pommern seine Hochzeit gehalten mit Fräulein Johanna von Putkammer, dann mit seiner jungen Gemahlin eine Reise über Dresden, Prag, Wien, Salzburg nach Italien gemacht, in Venedig mit seinem Könige Friedrich Wilhelm IV zusammengetroffen war, und endlich durch die Schweiz und die Rheinlande heimkehrend, seine Familie an dem alten Herde seiner Ahnen zu Schoenhausen begründet hatte.

Es war eine kurze, aber glückliche Zeit der Ruhe, die er dort verlebte in ländlicher Zurückgezogenheit. Der alte Bismarckſche Familienzug nach einer geräuschlosen Thätigkeit in Feld und Wald ist in ihm stärker ausgeprägt, als in vielen andern Sprossen seines Geschlechtes, und auch seine Gemahlin hat sich noch oft nach diesen stillen Tagen in Schoenhausen zurückgesehnt; sie gedenkt derselben noch heute in dankbarer Erinnerung. Die äußeren Ehren, der Weltruhm ihres Gemahls haben ihrem häuslichen Glücke keinen Zuwachs bringen können; sie liebt die Zeit, da sie Frau von Bismarck war — ohne die Excellenz.

Wir brauchen aber wohl kaum zu sagen, daß Bismarck über dem Glück seiner jungen Ehe seines Vaterlandes nicht vergaß, daß er mit scharfem Blick dem Gange der politischen Begebenheiten folgte und sich je länger desto mehr der schwersten Besorgnisse nicht zu entschlagen vermochte. Mochte er in der Bibliothek über seinen Büchern und Karten sitzen, oder als einsamer Jäger seine Reviere in Feld und Wald

durchstreifen, mochte er das Auge des Herrn seiner Landwirthschaft zuwenden, Nachbarn besuchen im Lande Jerichow, oder im Kattenwinkel, überall begleitete sie ihn, die leise Ahnung, daß ein großes Verhängniß nahe herbeigekommen. Politischen Männern im eminenten Sinne, wie Bismarck damals schon war, wenn er sich als solchen auch noch nicht gezeigt hatte, ist ein gewisses Vorgefühl eigen, das nicht unterschätzt werden darf.



Als die ersten Nachrichten von der Pariser Februarrevolution eintrafen, da wußte Bismarck bestimmt, daß dort das Signal zum Kampfe auch gegen das preußische Königthum gegeben; er wußte, daß die Woge der Revolution auch über den Rhein fluten und brandend auch an den Thron seines Königs schlagen werde.

Er war zu mannhaftem Widerstande entschloßen, und seinen Mannesmuth brach es auch nicht, als die furchtbare Wirklichkeit alle seine Befürchtungen weit übertraf, als die Wogen der Revolution blitzschnell durch die deutschen Lande schossen, als Kopflosigkeit, Rathlosigkeit, zuweilen auch Feigheit, mehr noch als böser Wille und Verrath, die Kraft des Widerstandes fast überall lähmten oder brachen.

Dämme und Deiche sah er sinken und wegspülen, die er für sturmfrei gehalten, sein Herz bebte wohl in patriotischem Zorn und männlichem Schmerz, aber als ein rechter Deichhauptmann verlor er den Muth und den klaren Blick nicht; es war bisher seines Amtes gewesen, die Elbdeiche zu schützen gegen die Fluten, jetzt galt es auch Deichhauptmann sein gegen die Fluten der Revolution. Und der tapfere Mann hat solchen schweren Amtes treulich gewartet.

Die Märztage von Berlin fielen hart auf das Herz des festen altmärkischen Junkers und danach kam eine lange Reihe von Schmerztagen, denn er empfand als eine persönliche Kränkung alles, was gegen seinen königlichen Lehnsherrn damals in unsagbarer Frechheit gesprochen, geschrieben und gethan wurde. Er ging, wie von einem wüsten Traum befangen, durch die von unheimlichen Gestalten wimmelnden Straßen der Hauptstadt seines Königs, er sah Fahnen ausgesteckt und Farben flattern, die er nicht kannte; polnische Fahnen, schwarzrothgoldene Fahnen, nur die alte Ehrenfahne Preußens, seine Farben, sah er nirgends. Selbst an dem Palais des heim=

gegangenen alten Herrn und Königs weheten jene drei Farben, die immer nur das Feldzeichen der Feinde Preußens waren, niemals aber die des alten deutschen Reiches gewesen sind. Statt der stolzen Garderegimenter schilderten, halb komisch, halb trübselig, Bürgerwehrmänner. Kein Mensch sprach mehr, alle Welt hielt Reden und declamirte; eitle Thorheit und schnöder Verrath reichten sich die schmutzigen Hände zum Bunde wider das Königthum und die, welche das Königthum vertheidigen sollten und oft auch wollten, sie fühlten sich gefangen in den Spinneweben liberaler Doctrinen, fesselten sich selbst durch die dünnen Fäden politischer Theorien, welche die plumpe Faust der Revolution hohnlachend zerriß.



Das lockte wohl auch die brennende Thräne in das Auge Bismarcks und seine Seele krümmte sich in namenlosem Schmerz, aber er kämpfte Gram und Grimm gewaltsam nieder; mit bleichem, aber unbewegtem Antlitz trat er am 2. April 1848 in die erste Sitzung des Zweiten Vereinigten Landtages.

Das war wieder der weiße Saal, es war aber nicht mehr die weiße Zeit, da Vincke Diamanten mit Diamantenstaub zu schleifen versuchte; es waren wohl wieder dieselben Männer, aber es war eine andere Versammlung. Damals siegesgewiß und machttrunken, hatte diese Versammlung jetzt nur Selbstmordgedanken, sie konnte nicht eilig genug ihre legislatorischen Gewalten an die neue Schöpfung, das Erstlingskind der Revolution, übertragen, das ungeduldig lauernd schon vor der Thür stand.

Noch präsidirte der Marschall der Herrencurie, der Durchlauchtige Fürst zu Solms Hohen-Solms-Lich, aber als königlicher Commissarius fungirte nicht mehr der Freiherr von Bodelschwingh-Velmede, sondern der neue Staatsminister Ludolf Camphausen, eines der liberalen Parteihäupter vom Rheinland.

Noch einige Wochen zuvor hatte ein Liberaler (Fr. Foerster) beim Freiwilligen-

fest den Minister von Bodelschwingh mit dem Compliment begrüßt: die Zeit fliege nicht mit Adlerschwingen, sondern mit Bodelschwingen, jetzt war dieser selbe Bodelschwingh, des Königs getreuester Mann, geächtet von der Revolution als finstrer Reactionär. Man hätte lachen müssen, wenn es nicht so furchtbar ernsthaft gewesen wäre.

Camphausen las das bekannte königliche Propositionsdecret, nachdem er in seiner Einleitungsrede bereits verrathen hatte, daß sich der Liberalismus schon nicht mehr ganz sicher fühlte; freilich diese liberalen Minister, diese Hansemann, Auerswald, Schwerin und Bornemann waren die Männer nicht, welche das königliche Schiff bei so schwerem Sturm aus Westen sicher zu steuern vermochten.

Fürst Felix Lichnowsky beantragte die Antwortsadresse. Der Marschall erklärte den Antrag für einstimmig angenommen, da er sah, daß sich die große Mehrzahl auf seine Aufforderung erhub.

„Nicht einstimmig, ich protestire dagegen!“ rief Herr von Thadden-Trieglaff.

„Mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit angenommen!“ erklärte der Marschall.

Nun kam der Antrag, die Adresse sofort zu entwerfen und dem Plenum noch in derselben Sitzung zur Annahme vorzulegen. Eine unschickliche, häßliche Eile und Hast!

Da erhub sich der Abgeordnete von Bismarck-Schoenhausen und sprach:

„Ich glaube, daß wir es der Würde schuldig sind, welche in dieser Versammlung stets gehandhabt ist, alle ihre Schritte mit Besonnenheit zu leiten, daß wir es den einfachen Regeln der Schicklichkeit schuldig sind, zumal da wir zum letztenmale hier versammelt sind, in keiner Weise von unseren bisherigen Gebräuchen abzuweichen. Wir haben früher jedes noch so einfache Gesetz einer Commission überwiesen, die es mit Ruhe berathen und am anderen Tage der Versammlung vorgelegt hat. Ich glaube, daß in einem so ernsten Augenblick, wie dieser, der Ausdruck der Gefühle dieser Versammlung, welche bis jetzt noch die Ehre hat, das preußische Volk zu vertreten, ein hinreichend wichtiger Akt ist, um es nicht zuzulassen, bei der Berathung der Adresse mit einer Eile verfahren zu dürfen, die nach meinem individuellen Gefühl von den Regeln der Schicklichkeit entfernt ist.“

Bismarck sprach stockender als je, seine Züge erschienen den Freunden schärfer als früher, sein Antlitz war bleich, seine weißen Zähne traten sichtlicher und spitzer hervor, seine Haltung blieb starr, er war das Bild eines Mannes, der mit einer schweren Stunde ringt.

Ja, es war eine schwere Stunde über ihm.

Er vermochte nicht, den Gang der Ereignisse aufzuhalten, aber er war entschlossen, seine Pflicht zu thun, mochte der Straßentumult draußen heulen, mochte der Wirbel der sich drängenden Begebenheiten auch sonst muthige Männer mit sich fortreißen, Bismarck ließ sich nicht mit fortreißen. Er vermochte nicht einmal der Ueberstürzung Einhalt zu thun, mit welcher die Adresse entworfen, berathen und angenommen wurde. Die Herren Milde und Compagnie drängten, und der Zweite Vereinigte Landtag konnte sich nicht genug beeilen, seine Befugnisse an die zur Vereinbarung der Verfassung zu berufende Versammlung abzugeben.

Man kann nicht ohne Schmerz den Gang dieser Sitzung verfolgen, er ging über den Schutt und die Trümmer all der königlichen Hoffnungen, die wenige Monate zuvor noch so stolz und stattlich, so wohl begründet und Glück verheißend geschienen.

Und in dieser Adreßdebatte selbst hätte Bismarck gar nicht sprechen können, wenn ihm nicht seine politischen Gegner, von Saucken-Tarputschen und Milde, mühselig die Erlaubniß dazu erstritten hätten, eine so rasende Eile hatte diese Versammlung zu Ende zu kommen.

Die Revolution pochte an die Thüren des weißen Saales.

Bismarck aber sprach:

„Ich bin einer der wenigen, welche gegen die Adresse stimmen würden, und ich habe um das Wort nur deshalb gebeten, um diese Abstimmung zu motiviren und Ihnen zu erklären, daß ich die Adresse, insoweit sie ein Programm der Zukunft ist, ohne weiteres acceptire, aber aus dem alleinigen Grunde, weil ich mir nicht anders helfen kann . . . . (Gelächter.) Nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben, thue ich es; denn ich habe meine Ansicht seit den sechs Monaten nicht gewechselt; ich will glauben, daß dies Ministerium das einzige ist, welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und gesetzmäßigen Zustande zuführen kann, und aus diesem Grunde werde ich demselben meine geringe Unterstützung überall widmen, wo es mir möglich ist. Was mich aber veranlaßt gegen die Adresse zu stimmen, sind die Aeußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist; die Vergangenheit ist begraben, und ich bedauere es schmerzlicher, als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im Stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen acceptire, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrthümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich

gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann, jetzt aber ist es mir nicht möglich."

Das war die ernste Sprache eines wirklich politischen Mannes, die selbst in diesem Augenblick doch nicht ganz ihres Eindruckes verfehlte; es lachte niemand, als Bismarck geendet. Er acceptirte die Situation, weil er nicht anders konnte, aber er konnte nicht danken für das, was er so scharf tadelte, als es irgend seine Ehrfurcht für seinen König zuließ. Er wußte, daß die Vergangenheit nicht wieder zu erwecken war, nachdem die Krone selbst die Erde auf deren Sarg geworfen, und am wenigsten hat Bismarck jemals daran gedacht, die Vergangenheit wieder zu erwecken; die Vergangenheit konnte er beklagen, und er beklagte sie schmerzlich genug, für die Zukunft aber rüstete er sich, die Zukunft mußte er gewinnen für das Königthum.

Das war am zweiten April 1848.

Zunächst galt es, die Revolution zu bekämpfen, die mit blutigem Fuß und schamlosem Antlitz immer kecker einherschritt; Besprechungen mit Freunden und gleichgesinnten Standesgenossen zunächst, dann Verständigungen nach allen Seiten hin, vorbereitende Schritte aller Art, eine rastlose Thätigkeit, die anfänglich ganz aussichtslos schien, die wochenlang scheinbar zu gar keinen Resultaten führte, endlich aber doch ihre Früchte tragen mußte; das war die Thätigkeit des treuen Royalisten in dem schrecklichen Frühling und Sommer von 1848, den er in steter Bewegung abwechselnd in Schoenhausen, Berlin, Potsdam, Reinfeld, Stettin (bei Anwesenheit des Prinzen von Preußen) zubrachte.

Bismarck gehörte zu denen, die am rastlosesten und erfolgreichsten dazu mitwirkten, daß der Revolution in der zwölften Stunde noch ein Damm entgegengesetzt werden konnte. Eine königliche, oder conservative Partei konnte nicht aus der Erde gestampft werden, aber die Elemente zu einer solchen, die ja in großer Fülle vorhanden waren, wurden in Vereine gesammelt, mit einander in Verbindung gesetzt, nach und nach organisirt, endlich disciplinirt.

Den Muth verlor Bismarck nie, denn er glaubte an Gottes Barmherzigkeit und das Königthum von Preußen, nicht aber an die bekannte Lehninische Weissagung, wie der liberale Historiker Adolf Schmidt (Preußens deutsche Politik. Dritte Auflage. Leipzig 1867, pag. 236) behauptet hat; mag nun der Bibliothekar La Croze 1697 wirklich ein Exemplar dieser Schrift in den Händen eines Herrn von Schoenhausen zu Berlin gesehen haben, oder nicht. Jener Herr von Schoenhausen war auch

schwerlich ein Bismarck, wie Herr Professor Schmidt anzudeuten scheint; jedenfalls war unser Bismarck hinlänglich unterrichtet, um zu wissen, zu welchem Zwecke das sogenannte Vaticinium Lehninense geschmiedet worden war und hatte wohl andere Quellen, aus denen er Muth und Trost schöpfte.

Durch Vereine und durch die Presse, die beide dem Königthum so gefährlich geworden waren, mußte die Revolution bestritten werden; keiner hat sich thätiger dabei gezeigt als Bismarck, er trat zuversichtlich auf den Boden, auf den ihn die Ereignisse getrieben. Da entstanden die Preußenvereine, die Patriotischen Gesellschaften u. a. m., die festere Organisation endlich der Vereine: „Mit Gott für König und Vaterland.“ Da wurde die Neue Preußische Zeitung durch Bismarcks Hilfe mit begründet, viele kleinere Blätter, später das Neue Preußische Sonntagsblatt, das, in vielen tausenden von Exemplaren in den kleineren Städten und auf dem platten Lande verbreitet, längere Zeit eine wuchtige Waffe war.

Dabei verfolgte Bismarck mit scharfem Blick die Verhandlungen der Vereinbarungsversammlung in Berlin und des Parlamentes zu Frankfurt, aber er hat weder in der Paulskirche mitgetagt, noch in der Singakademie, oder dem Concertsaal des königlichen Schauspielhauses zu Berlin gesessen. Wir wissen nicht, ob es ihm möglich gewesen sein würde, seine Wahl für Frankfurt oder Berlin damals durchzusetzen, jedenfalls hat er gar nicht daran gedacht, denn er hatte die feste Ueberzeugung, daß weder hier noch dort etwas Dauerndes geschaffen werden würde.

Wie kräftig und offen sich übrigens Bismarck den böswilligen oder leichtfertigen Angriffen auf die „Junker“, die damals an der Tagesordnung waren, entgegenwarf, wie scharf und gründlich er den hohlen Declamationen gewissenloser Volksbeglücker auch mit der Feder zu begegnen wußte, davon wollen wir hier nur ein Beispiel geben das allerdings besonders charakteristisch für den Mann ist. Ende August veröffentlichte er das Nachstehende in der damals so sehr beliebten Form des „Eingesandt“.

„Der Abgeordnete des Belgarder Kreises, Herr Jänsch, erklärt in der Sitzung vom 16. c., daß die pommerschen Tagelöhner nur $2^1/_2$ bis 4 Sgr. Tagelohn erhielten, und dabei noch 190 Tage umsonst arbeiten müßten. Es würde also auf die Art ein Arbeiter, wenn man die 52 Sonntage abzieht, nur für 123 Tage und zwar im mittleren Durchschnitt $3^1/_4$ Sgr., also im ganzen jährlich 13 Thlr. 9 Sgr. 9 Pf. verdienen. Daß davon ein Mann nicht leben kann, sieht jeder ein, auch Herr Jänsch, wenn er näher darüber nachdenkt. Ich würde daher die Aeußerung dieses Herrn für eine absichtliche, in der officiellen Eigenschaft als Volksvertreter ausgesprochene Lüge halten, wenn nicht das nachfolgende Verlangen eines festen Satzes von 6 Sgr. Tage-

lohn bewiese, daß Herr Jänsch die Verhältnisse der zahlreichsten Classe der von ihm vertretenen Urwähler kennen zu lernen, entweder nicht die Fähigkeit oder nicht die Muße gehabt hat. Denn mit 6 Sgr. Tagelohn ständen die pommerschen Arbeiter auf dem Lande schlechter als jetzt. Die Tagelöhner auf dem Gute Kniephof, Kreis Stargard, lebten während der letzten 8 Jahre, daß ich da gewohnt habe, in folgenden Verhältnissen, denen die der ganzen Gegend mit geringen Abweichungen ähnlich sind; so kann ich beweisen, daß sie auf anderen dortigen Gütern, z. B. Zimmerhausen, Trieglaff noch vortheilhafter für die Arbeiter sind. Das Tagelohn ist allerdings im Sommer für den Mann 4 Sgr., für die Frau 3 Sgr., im Winter für jedes 1 Sgr. weniger, und müssen dabei 156 Mannstage und 26 Frauenstage im Jahre unentgeltlich gethan werden. Dafür erhält aber jede Tagelöhnerfamilie von der Gutsherrschaft unentgeltlich:

1) freie Wohnung, bestehend aus Stube, Kammer, Küche, Keller und Bodenraum, Stallung für ihr Vieh jeder Art, und den nöthigen Scheuerraum, welches alles von der Herrschaft unterhalten wird.

2) 3 Morgen Acker, 1 mit Winterkorn, 1 mit Sommerung, 1 mit Kartoffeln, zu denen der Tagelöhner die Saat gibt, das Gut aber die Bestellung einschließlich der Düngerfuhren besorgt; außerdem 1/2 Morgen beliebig zu benutzendes Gartenland bei dem Hause und 1/4 Morgen mit Flachs; der ganze Ertrag dieser Fläche gehört dem Tagelöhner;

3) freie Weide für 2 Kühe, 6 Schafe und 2 Zuchtgänse mit Brut, sowie freies Heu zur Durchwinterung einer Kuh;

4) freies Feuermaterial in Gestalt von Torf, außerdem die Raff- und Leseholzberechtigung auf etwa 3 Morgen Wald;

5) an unentgeltlichem Deputatkorn von herrschaftlichem Boden: 5 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Gerste;

6) verdient jeder Arbeiter durchschnittlich etwa 15 Scheffel Getreide jeder Gattung als Drescherlohn;

7) freie ärztliche Hilfe und freie Arznei;

8) stirbt der Mann, so behält die Wittwe, bis ihre Kinder erwachsen sind, freie Wohnung, 1 Morgen mit Kartoffeln, 1/2 Morgen Garten, 1/4 Morgen Flachs und eine Kuh, die mit der herrschaftlichen Herde gefüttert und geweidet wird (Deputatkuh) ohne alle Gegenleistung von ihrer Seite.

Jeder dortige Tagelöhner hält sich, wenn er nicht erwachsene Töchter hat, eine Dienstmagd, der er etwa 10 Thaler Lohn jährlich gibt, und die für Rechnung des

Tagelöhners auf herrschaftliche Arbeit geht, was die Tagelöhnersfrau niemals thut, sondern sie sorgt im Hause für die Kinder und das Essen.

Der Verdienst an baarem Gelde, den eine solche Familie mit Magd nach den genannten Lohnsätzen erwirbt, nachdem wie eben erklärt, für das tägliche Brot durch Naturalien, von welchen manches zum Verkauf bleibt, gesorgt ist, beläuft sich, je nach der Anzahl der arbeitsfähigen Kinder, erfahrungsmäßig auf 34 bis 50 und einige Thaler. Eine Familie ohne alle arbeitsfähigen Kinder hat, nach Abzug der obengenannten unentgeltlichen Tage, der 52 Sonntage, und von 60 Tagen zum Dreschen für jeden einzelnen, incl. Marktgänge und dergl., jährlich an bezahlten Tagen für Mann und Magd: 52 zu 4, 178 zu 3 und 150 zu 2 Sgr., Summa 34 Thlr. 22 Sgr. Wer dies mit den obigen Naturalien zusammenhält, wird unschwer finden, daß die Tagelöhner in Pommern nicht geneigt sein werden, ihre bisherige Lage gegen die kahlen 6 Sgr. täglich zu vertauschen, die ihnen Herr Jänsch in seiner Unwissenheit erringen will. Ich will nicht rühmen, sondern nur historisch bemerken, daß die große Mehrzahl der Gutsbesitzer sich bisher bereitwillig der herrschenden Sitte fügten, indem sie bei Unglücksfällen, Viehsterben, Nothjahren die Eingesessenen ihrer Güter ausreichend unterstützten, viele in einem Maße, von welchem unsere weltverbessernden Schwätzer in ihren Declamationen gegen das Junkerthum gar keine Ahnung haben. Auch in dem vergangenen Nothjahre, zu der Zeit, wo der Abgeordnete Fleischermeister Jänsch in Belgard Kartoffelkrawall machte, und sich, wenn ich nicht irre, eine Verurtheilung deshalb zuzog, hat die von ihm jetzt durch irrthümliche oder erdichtete Nachrichten angegriffene Klasse von Gutsbesitzern mit großen Opfern dafür gesorgt, daß die Einsassen ihrer Güter keine Veranlassung hatten, die Unzufriedenen zu vermehren, an deren Spitze der jetzige Stadtverordnetenvorsteher Herr Jänsch sich tumultuarische Lorbeeren zu erkämpfen bemüht war. Ich füge diese „Persönlichkeit" bei, um die Aufmerksamkeit des Herrn Jänsch auf den übrigen Theil des Artikels zu lenken, und ihm so die Gelegenheit zur Belehrung über die Verhältnisse der Leute zu verschaffen, die er zu vertreten vorgibt; Verhältnisse, welche er billig hätte kennen müssen, ehe er sie in der Nationalversammlung zur Sprache brachte.

Schönhausen, den 21. August 1848.

Bismarck.

Der damalige Abgeordnete für Belgard hat niemals versucht, sich dagegen durch eine Erwiderung in Avantage zu setzen.

Gleich nach den Märztagen hatte Bismarck von seinem preußischen Herzen

gedrängt, einen Brief an seinen König geschrieben; nicht einen politischen Brief voll von Rathschlägen und Plänen, sondern einen Erguß der Empfindungen, die ihn damals durchfluteten. Dieser Brief lag den ganzen Sommer hindurch auf König Friedrich Wilhelms Schreibtisch als ein „köstlich Zeichen" unwandelbarer Preußentreue. Bismarck ist in jenem schweren Sommer oft nach Sanssouci berufen worden, und in manchen wichtigen Dingen hat der König damals seine Ansicht gehört.

Einige Wochen des Sommers brachte Bismarck an der Ostsee, in Stolpe zu; dort schildert ein Augenzeuge sein Auftreten. Es war nach einem der sogenannten „Flottenconcerte", man hegte damals noch die naive Ansicht, das man dem Vaterlande eine Flotte erbauen könne, aus Viersechsern, Concertgroschen und sonstigen Schwänzelpfennigen des guten Willens, da trat die mächtige Gestalt Bismarcks zu einem der Herren, die bei dem Concert mitgewirkt hatten, begrüßte denselben als einen Bekannten und sagte: „Sie haben sich Mühe gegeben, es uns noch heißer zu machen!" Es war an einem der heißesten Tage des Jahres. Ein schwermüthiges Lächeln schwebte um den Mund, aber der helle Mannestrotz stand in den festen Zügen des bärtigen Gesichtes. Er allein trug die preußische Cocarde am Hut. Es war damals gerade eine rechte Erquickung, einen solchen Mann zu sehen.

Und als nun endlich der Winter des Mißvergnügens für die Democratie kam, als es sich um die Bildung des Ministeriums der rettenden That handelte, war es Bismarck, der sich besonders für den Eintritt des ältern Freiherrn von Manteuffel, der sein Mitstreiter auf dem Vereinigten Landtage gewesen war, bemühete und so die Augen auf den Mann lenkte, der zunächst die Ordnung wiederherstellen sollte. Er hatte mit sicherem Blick den rechten Mann für die damalige Situation gefunden.

Ein conservativer Parteiführer.

1849—1851.

Nach Erlaß der octroyirten Decemberverfassung von 1848 wurde Bismarck im December 1848 zu Brandenburg gewählt, als Vertreter von Westhavelland zum Mitglied der zweiten Kammer.



Am 26. Februar 1849 wurde der Landtag eröffnet; unter den ersten Mitgliedern, welche sich zu der Feierlichkeit im weißen Saale einfanden, war auch Bismarck. Dieser weiße Saal, wie viele Erinnerungen knüpften sich für ihn schon an diese Räume, und wie viele sollten hinzukommen noch in Zukunft! Der Erinnerungszeichen nnd Marksteine stehen gar manche dort!

Wahrscheinlich ganz ohne Absicht stellte sich Bismarck ungefähr an derselben Stelle auf, wo er einst als Vertreter der Ritterschaft von Jerichow im Vereinigten Landtage gesessen, und hier nahm er, als Vertreter der alten Kur- und Hauptstadt Brandenburg, eine Art von Cour an; es hatte wenigstens etwas von einer Cour, denn nicht nur seine früheren Gesinnungsgenossen, wie Graf Arnim-Boytzenburg, Minister von Manteuffel und viele andere begrüßten ihn hier, sondern

auch die Gegner kamen, die, welche es gewesen waren und die, welche es wieder werden sollten in Zukunft, wie Auerswald, Vincke, Grabow; damals standen sie alle neben Bismarck auf der rechten Seite in der furchtbaren Noth des Vaterlandes. Bismarck empfing sie alle mit der Sicherheit eines großen Herrn, in jenen verbindlichen Formen, die ihm stets zu Gebote stehen, die er aber in jedem Augenblick, einem Scherz zu Liebe, frank und frei durchbrechen darf, ohne seine Haltung dadurch irgendwie zu gefährden. An jenem Tage blieb sein Antlitz ernst, mochte auch der Freiherr von Vincke noch so humoristisch erzählen, wie er beim Aussteigen aus dem Wagen unten an dem Schloßportal von dem Berliner Janhagel ausgezischt worden sei, während den Temmes und d'Esters Lebehochs gebracht wurden. Bismarck machte sich keine Illusionen über die Schwierigkeiten der Lage, wenn auch die Royalisten laut triumphirten über den Ausfall der Wahlen. Die Parteien standen sich nämlich numerisch ungefähr gleich, wenn man zu den Royalisten alle rechnete, die nicht ausgesprochene Democraten waren. Es war eine sehr mangelhafte Rechnung und dennoch war nach den Ereignissen des Vorjahres dieses Resultat schon als ein großer Erfolg zu betrachten, ein Erfolg, welcher zu einem guten Theil den Bemühungen Bismarcks und seiner nähern Freunde zugeschrieben werden mußte.

„Wir haben gesiegt!“ sagte ein conservativer Abgeordneter aus Pommern, zu dem Abgeordneten für Westhavelland tretend.

„Nein, wir haben nicht gesiegt,“ entgegnete Bismarck ruhig, „aber wir haben angegriffen, und das ist die Hauptsache; der Sieg soll erst noch kommen, aber er wird kommen!“

Diese Worte geben die Situation vollkommen klar und richtig; wie denn Bismarck ein Meister darin ist, mit kurzen Worten Situationen in einer oft vollendeten Anschaulichkeit hinzustellen. Es ist häufig geradezu, als ob seine Rede einen Vorhang aufzöge, so daß plötzlich helles Licht in dunkle Räume fällt. Er ist das gerade Gegentheil jener Diplomaten, denen die Rede nur dazu dient, ihre Gedanken zu verbergen. Seine klaren Anschauungen gibt er stets offen in anschaulichster Weise kund. In der Politik nicht nur, sondern auch in der gewöhnlichen Unterhaltung; so wurde einst über die Lage der pommerschen Kreise gesprochen: „das Fürstenthum Cammin hängt wie ein Paar Hosen über dem Belgardschen!“ sagte Bismarck; hierbei kamen ihm freilich seine Landkartenstudien zu Hilfe, aber so anschaulich spricht er fast über alle Gegenstände.

Zwei der Abgeordneten trugen bei jener Eröffnungsfeierlichkeit noch den ganzen Cynismus der Straßendemocratie mit kindischer Eitelkeit zur Schau; der

eine wandelte wie der Bock unter der Herde im grünen Flauschrock herum, der andere suchte sich durch unaufhörliches Wedeln mit seinem grauen Calabreser- oder Heckerhut bemerklich zu machen. Das waren aber nicht die schlimmsten Feinde des preußischen Königthums im weißen Saal an jenem Tage; unter manchem saubern schwarzen Frack brannten schlimmere Leidenschaften.

Einem Officier der Gardes du Corps fuhr bei einer raschen Bewegung der Pallasch aus der Scheide und fiel zu Boden, das blanke Schwert lag gerade vor dem Thron von Preußen; ein Zufall, der auf beiden Seiten von vielen als ein Anzeichen betrachtet wurde, daß nur das Schwert den Thron noch retten könne.

In den der Eröffnung zunächst folgenden Sitzungen der zweiten Kammer sah sich Bismarck nun in die Lage versetzt, die Verfassung, so wenig dieselbe seinen Wünschen, seinen Ansichten und Ueberzeugungen entsprach, gegen den Andrang der Democratie vertheidigen zu müssen. Er hatte den Constitutionalismus acceptirt, weil er nicht anders konnte, er mußte das Königthum auf diesem Terrain vertheidigen. Er that es muthig und offen, aber in einem Tone von Selbstbewußtsein und Ueberlegenheit, der die Gegner oft zur Verzweiflung brachte und mehr als einen stürmischen Ausbruch ihres Unwillens hervorrief.

„Es ist kein Ausdruck der letzten Jahre mehr gemißbraucht worden, als das Wort Volk. Jeder hat das darunter verstanden, was gerade in seinen Kram paßte; gewöhnlich einen beliebigen Haufen von Individuen, die er für seine Ansicht gewinnen konnte.“

Der Democratie von damals diesen Satz ins Gesicht zu werfen, war viel mehr, als es heute erscheinen mag.

Mit männlichem Freimuth und tiefer Einsicht erklärte er sich gegen eine neue Amnestie, er sagte geradezu, der König habe am 18. März 1848 Rebellen begnadigt, ein solcher Akt dürfe aber nicht wiederholt werden, weil dadurch im Volke die Meinung verbreitet werde, als ob das ganze Staatsrecht auf dem Willen der Bevölkerung beruhe, als ob ein jeder, dem ein Gesetz mißfalle, es umstürzen könne, wenn er eine Anzahl Individuen bewaffnet oder unbewaffnet zu sammeln versteht, um eine schwache Regierung einzuschüchtern oder ihr zu imponiren. „Der Prinzipienstreit, der Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, läßt sich nicht vermitteln, die Prinzipien beruhen auf entgegengesetzten Grundlagen, die sich von Hause aus einander ausschließen. Das eine zieht seine Rechtsquelle angeblich aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden; das andere gründet sich auf eine von Gott gesetzte Obrigkeit, auf eine Obrigkeit von Gottes

Gnaden, und sucht seine Entwicklung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßig bestehenden Rechtszustand. Dem einen dieser Prinzipe sind Aufrührer jeder Art heldenmüthige Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, dem andern sind sie Rebellen. Ueber diese Prinzipien wird nicht durch parlamentarische Debatten entschieden: über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen."

Die zweite Kammer sprach die Annahme der Frankfurter Reichsverfassung mit 179 gegen 159 Stimmen aus; Bismarck erklärte sich energisch dagegen, weil sie den breiten Stempel der Volkssouveränetät trage, wie schon daraus hervorgehe, daß sie für den Kaiser nur ein Suspensiv-Veto habe. Die Radicalen würden, so meinte er, vor den neuen Kaiser mit dem Reichswappen hintreten und fragen: „Glaubst Du, daß Dir dieser Adler geschenkt sei?"

„Die Frankfurter Krone," sagte er, „mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches ihrem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde."

Der Gang der Verhandlungen in der zweiten Kammer zeigte je länger desto mehr, daß die Macht der Democraten zunehme und daß dieselben eine königliche Regierung unmöglich machen wollten; sie drängten auf Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin, der sie in ihren Plänen gewaltig hemmte und als sie endlich diesen Beschluß durchgesetzt, da blieb der Staatsregierung nichts weiter übrig, als die zweite Kammer aufzulösen und die erste zu vertagen. Einen Augenblick hatte es damals den Anschein, als ob diese Auflösung das Signal zu einem neuen Aufstande gegeben habe, aber der democratische Anhang stutzte scheu, als die Regierung sofort den nöthigen Ernst zeigte. Es war arge Uebertreibung, wenn ein Pariser Blatt meldete: „Le canon gronde à Berlin," in Wirklichkeit hatte eine Gewehrsalve auf dem Dönhofsplatz und dann „Gewehr, zur Attacke rechts!" und eine Cavalleriecharge in der Leipziger Straße genügt, den Democraten die Lust zu einer neuen Schilderhebung gründlich zu nehmen.

Bismarck hatte damals Wilhelmsstraße 71 gewohnt; im Sommer ging er nach Pommern; im August zur Wiederwahl nach Brandenburg und dann nach Berlin.

Schon am 30. Mai war nämlich das neue Wahlgesetz für die zweite Kammer und eine Verordnung, welche beide Kammern für den 7. August einberief, publicirt. Diese neue Kammer, in welcher sich die Parteistellung schon mehr geklärt hatte, beschäftigte sich vorzugsweise mit der Revision der octroyirten Verfassung und

mit der deutschen Politik Preußens, das heißt mit den Unionsplänen des Herrn von Radowitz.

Bismarck, welcher nun mehr und mehr als einer der Führer der conservativen Partei hervortritt, erklärte sich gegen die Unionsbestrebungen und gegen das Dreikönigsbündniß, weil dieselben auf Kosten des specifischen Preußenthums gewagt und im Fall des Gelingens zu dessen Untergang führen würden. Am 6. September 1849 sagte Bismarck:

„Ich bin der Ansicht, daß die bewegenden Principien des Jahres 1848 viel mehr socialer als nationaler Natur waren; die nationale Bewegung wäre auf wenige, aber hervorragende Männer in engeren Kreisen beschränkt geblieben, wenn nicht dadurch der Boden unter unsern Füßen erschüttert worden wäre, daß das sociale Element in die Bewegung hineingezogen, daß durch falsche Vorspiegelungen die Begehrlichkeit des Besitzlosen nach fremdem Gut, der Neid des minder Begüterten gegen den Reichen aufgestachelt wurde und diese Leidenschaften nur um so leichter Boden gewannen, je mehr durch eine langjährige, von oben genährte Freigeisterei die sittlichen Elemente des Widerstandes in den Herzen der Menschen vernichtet waren. Ich glaube nicht, daß diese Uebelstände durch democratische Concessionen oder durch deutsche Einheitsprojecte werden gehoben werden: die Krankheit sitzt tiefer; das aber bestreite ich, daß in dem preußischen Volke das Bedürfniß nach nationaler Wiedergeburt nach dem Muster der Frankfurter Theorieen irgend vorhanden gewesen ist. Es ist hier mehrfach die Politik Friedrichs des Großen erwähnt, und diese ist sogar identificirt worden mit dem Antrage auf Behauptung der Union. Ich glaube vielmehr, Friedrich II hätte sich an die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten preußischer Nationalität, an das kriegerische Element in ihr gewandt, und nicht ohne Erfolg. Er würde gewußt haben, daß noch heute wie zu den Zeiten unserer Väter, der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seine Reize für ein preußisches Ohr nicht verloren hat, mag es sich nun um eine Vertheidigung unserer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Größe handeln. Er hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruch mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Oesterreich, anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Oesterreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten; oder es hätte ihm freigestanden, mit demselben Recht, mit welchem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen.

Dies wäre eine nationale preußische Politik gewesen! Sie hätte Preußen in Gemeinschaft mit Oesterreich oder für sich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt. Der Entwurf zur Unionsverfassung vernichtet aber das specifische Preußenthum."

Als ganz besonders bemerkenswerth aber möchten wir das bezeichnen, was Bismarck erwiderte, als Herr von Radowitz hervorhob, daß die Frankfurter Versammlung doch so manches von Preußen abgewehrt habe.

„Es ist mir nicht das Mindeste der Art bekannt," sagte Bismarck; „ich weiß nur, daß das preußische 38. Regiment am 18. September 1848 das von uns abgewehrt hat, was das Frankfurter Parlament mitsammt dem Vorparlamente über uns heraufbeschworen hatte. Was uns gehalten hat, war gerade das specifische Preußenthum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußenthums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung, und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie; es waren die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Officiercorps, ausgehend bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen. Die Armee hegt keine dreifarbigen Begeisterungen; in ihr wird man ebenso wenig als in dem übrigen preußischen Volke das Bedürfniß nach einer nationalen Wiedergeburt finden. Sie ist zufrieden mit dem Namen Preußen. Diese Scharen, sie folgen dem schwarz-weißen Banner, nicht dem dreifarbigen; unter dem schwarz-weißen sterben sie mit Freuden für ihr Vaterland. Das dreifarbige haben sie seit dem 18. März als Feldzeichen ihrer Gegner kennen gelernt. Unter ihnen sind die Töne des Preußenliedes, des Dessauer und Hohenfriedberger Marsches wohl gekannt und geliebt; aber ich habe noch keinen preußischen Soldaten singen hören: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Das Volk, aus dem diese Armee hervorgegangen ist, dessen wahrster Repräsentant die Armee ist, nach dem schönen und richtigen Ausspruch des Präsidenten der ersten Kammer (Rudolf von Auerswald), hat kein Bedürfniß, sein preußisches Königthum verschwimmen zu sehen in der fauligen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntniß der preußischen Armee, das Bekenntniß der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und ich hoffe zu Gott, daß wir noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt."

Diese Liebe zur preußischen Armee, diese Begeisterung für sie ist ein rother Faden, der durch das ganze politische Leben Bismarcks läuft; er hatte in ihr die eigentliche Vertretung des preußischen Volks, den Grundpfeiler des Staats erkannt, und das war ganz friedericianisch; sagte doch auch der große König, daß der Himmel nicht sicherer auf den Schultern des Atlas ruhe, wie der preußische Staat auf den Regimentern der Armee. Die deutsche Politik des Herrn von Radowitz hat wohl keinen bewußtern und energischern Gegner gehabt, als Herrn von Bismarck, es müßte denn der treffliche General von Rauch, des Königs Generaladjutant, gewesen sein, der diesem merkwürdigen und hochbegabten Staatsmanne bei jeder Gelegenheit in seiner derben Weise, auch in des Königs Gegenwart, die Spitze bot. Einst hatte Radowitz, so erzählt man sich, den König in seiner emphatischen Weise beschworen, wie Cäsar über den Rubikon zu gehen. Da nahm der General von Rauch das Wort und sagte mit einem Anflug von Berliner Dialekt: „Ich kenne zwar den Kerl, den Cäsar nicht und den Kerl, den Rubikon, auch nicht, aber das kann doch kein richtiger Preuße nicht sein, der Euer Majestät einen solchen Rath gibt!“ Herr von Radowitz war bekanntlich kein geborner Preuße.

Was nun die Revision der Verfassung betrifft, so müheten sich Herr von Bismarck und seine Parteigenossen nach Kräften, sie so zu gestalten, daß es dem Könige überhaupt möglich würde, mit derselben zu regieren. Es wurde vieles erreicht, aber, „noch lange nicht genug!“ sagt Bismarck. Es war jedenfalls nicht Bismarcks Schuld, daß nicht mehr erreicht wurde.

Besonders lebhaft war er gegen das Steuerbewilligungsrecht des Landtags. „Es geht,“ sagte er, „der Schwerpunkt der Gewalt, die ganze Staatsgewalt selbst, von der Krone auf die Kammern, oder deren Mehrheit über, und der Krone bleibt dann nicht viel mehr übrig, als sich der Vollziehung der Majoritätsbeschlüsse zu befleißigen .... die Regierung könne freilich die Kammer auflösen und neue Wahlen anordnen, die neue Kammer aber denselben Weg wie die aufgelöste einschlagen und so der Conflikt unlösbar und verewigt werden; es sei nicht einzusehen, wie man da herauskommen solle. Er müsse darin eine Umwälzung des preußischen Staatsrechts erblicken, die leicht von nachhaltigerer Wirkung sein könne, als die sogenannte Märzrevolution!“

Es ist, als ob der Redner von 1849 eine Ahnung von den Conflikten gehabt hätte, welche der Premierminister von 1862 einst durchzumachen haben sollte. Damals sah er nicht, wie man da herauskommen könne, 1866 hat er den Weg gefunden, die via triumphalis.

Den Constitutionalismus hatte Bismarck acceptiren müssen, aber er hatte es doch nicht ohne Vorbehalt gethan; es müßte wenigstens ein preußischer, oder doch preußisch gemodelter sein, der dem Königthum nicht geradezu feindselig war.

Preußen müsse sich, sagte er, von den anderen Ländern unterscheiden. Die Zerrüttung der deutschen Staaten halte ziemlich gleichen Schritt mit der Nachgiebigkeit ihrer Regierungen gegen das Volk. Die Berufung auf England sei unser Unglück. „Geben Sie uns alles Englische, was wir nicht haben, geben Sie uns englische Gottesfurcht und englische Achtung vor dem Gesetz, die gesammte englische Verfassung, aber auch die gesammten Verhältnisse der englischen Grundbesitzer, englischen Reichthum und englischen Gemeinsinn, dann kann man auch wie dort regieren. Die preußische Krone darf sich nicht in die machtlose Stellung der englischen drängen lassen, die mehr als ein zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes erscheint, während ich in der unsrigen den tragenden Mittelpfeiler desselben erkenne.“

England habe sich, fügte er hinzu, die Grundzüge seiner Verfassung vom Jahre 1688 erst gegeben, nachdem es länger als hundert Jahre unter der Vormundschaft einer allmächtigen, aus wenigen Familien bestehenden Aristokratie gestanden. Die Parlamentsreform habe jetzt zwar die Macht der Aristokratie gebrochen, es stehe aber noch zu erwarten, ob sie sich so bewähren würde, wie die Herrschaft der englischen Aristokratie. „Uns fehlt der ganze Stand, der in England die Politik macht, der Stand der wohlhabenden und deshalb conservativen, von materiellen Interessen unabhängigen Gentlemen, deren ganze Erziehung dahin gerichtet ist, daß sie englische Staatsmänner werden.“

Bismarcks Rede war damals nicht mehr stockend, wie auf dem Vereinigten Landtag, wenn sie auch im Anfang immer etwas Stoßendes behalten hat, bis sie in glattem Fluß dahinströmt. Aber wie noch heute, merkt man der Rede an, daß der Redner mit dem zu raschen Zuströmen der Gedankenfülle zu ringen hat. In seiner äußeren Erscheinung bot er das Bild männlicher Vollkraft; die mächtige, starkknochige Gestalt hielt sich straff, aber doch leicht und ungezwungen, die Bewegungen hatten etwas Trutziges, das blaugraue Auge aber lugte ernst und scharf aus, wenn es nicht gerade in herzlicher Freundlichkeit leuchtete. Es war nicht das sinnende Auge eines Denkers, sondern es schoß den blanken Blick des Mannes der That.

Im Spätherbst wurde Bismarck zu den königlichen Jagden nach Letzlingen befohlen, wie in späteren Jahren immer, wenn er nicht zu weit entfernt war. Friedrich Wilhelm IV zeigte ihm bei dieser Gelegenheit ganz besondere Gunst. Dazu war es ihm überhaupt ein Gefühl eigenthümlicher Freude, in den Haiden und Forsten

zu jagen, welche einst das stolze Erbe seines Geschlechts vor Jahrhunderten gewesen, ein Erbe, dem seine Ahnen nur entsagt hatten, um ihrer Liebe zu dem Fürstengeschlecht willen, aus Verehrung für ihren Lehnsherrn. Diese alt Bismarckschen Jagdgründe sind die wildreichsten in Preußen, die Rothhirsche und das Dammwild zählen hier nach tausenden, und die königlichen Jagdfeste, die alljährlich zur Herbstzeit, seitdem Friedrich Wilhelm IV das Jagdschloß Letzlingen in den ersten Jahren seiner Regierung wieder herstellen ließ, hier abgehalten werden, sind mit die herrlichsten in Europa. Friedrich Wilhelm IV, obwohl er die Jagdlust kannte, war doch nicht zu allen Zeiten ein eifriger Jäger. Einst lehnte er sein Gewehr an einen Baum, zog einen Band von Shakespeare aus der Tasche, setzte sich auf einen Stumpf und vertiefte sich so in die Poesie, daß er es gar nicht bemerkte, wie ein neugieriger Hirsch, der wohl gern gewußt hätte, was der König las, hinter ihm stand und ihm über die Schulter ins Buch äugte. Diese allerliebste Scene soll von mehreren Waidmännern, unter denen auch Bismarck, aus der Ferne beobachtet worden sein. Es ist eben eine Jagdgeschichte.



In diesem Winter 1849 – 1850 hatte Bismarck seine Familie nach Berlin nachkommen lassen, obwohl er den eigentlichen Wohnsitz in Schoenhausen behielt; er wohnte Dorotheenstraße Nr. 37 eine Treppe hoch, und hier ist ihm auch sein zweites Kind, der älteste Sohn, Herbert, geboren worden.

Derselbe wurde am 13. Februar 1850 von dem weit und breit bekannten und hochgeschätzten Prediger Goßner getauft. Im Frühjahr 1868 gaben die Goßnerschen Erben mit andern Handschriften auch den Brief Bismarcks, in welchem derselbe den seligen Goßner gebeten, seinen Sohn zu taufen, zum Verkauf in einen Bazar für Missionszwecke. Ein Vetter des Ministerpräsidenten, General Graf Bismarck-

Bohlen, Commandant von Berlin, kaufte den Brief und machte ihn dem Grafen Herbert, Goßners Täufling von damals, zum Geschenk. Dieser Brief lautet:

Berlin, 11. Februar 1850.

Ew. Hochehrwürden!

Obschon ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu sein, so gründe ich doch auf den Umstand, daß wir manche gemeinsame Freunde haben, meine Hoffnung, daß Sie es nicht ablehnen wollen, meinen erstgebornen Sohn zu taufen, und erlaube ich mir die gehorsamste Anfrage, ob Ew. Hochehrwürden Zeit es gestattet, übermorgen, Mittwoch den 13. c. um 11½ Uhr Morgens diese heilige Handlung hier in meiner Wohnung, Dorotheenstr. 37, 1 Tr. zu vollziehn, und Sie mir zu dem Behuf die Ehre erzeigen wollen, mich zu besuchen. Im Fall Ihrer Einwilligung bitte ich Sie zugleich auf morgen Nachmittag oder Abends eine Stunde bestimmen zu wollen, wo ich das Nähere persönlich in Ihrem Hause mit Ihnen verabreden kann.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochehrwürden
ergebenster
von Bismarck-Schoenhausen.
Abg. II. K.

Von den Freunden, welche damals in der einfachen aber gastfreien Häuslichkeit Bismarcks in der Dorotheenstraße (später in der Behrenstraße Nr. 60) verkehrten, nennen wir von Savigny, André und von Kleist-Retzow.

Bismarcks damaliges Leben war übrigens durch die Politik fast ganz in Anspruch genommen. Kammersitzungen, Commissionssitzungen, Fraktionssitzungen, Vereinsangelegenheiten, Besprechungen aller Art, beschäftigten ihn fortwährend, und es war doch rauch nur Politik, was gesprochen wurde, wenn er gegen Abend in die Bierstube von Schwarz (Friedrichs- und Leipzigerstraßenecke) trat, um ein Glas Grünthaler Bier zu trinken. In dieser Bierstube — sie besteht, wenn auch unter anderer Firma und in einem andern Local, so viel uns bekannt, noch heute — war damals ein Hauptvereinigungspunkt der Conservativen; man erzählte sich scherzhaft, daß selbst der kleine Spitz des Wirthes dort so conservativ sei, daß er jeden Demokraten anbelle.

Nicht bei Schwarz, sondern in einer andern Bierwirthschaft, in welche ihn eines Abends der Durst trieb, passirte Bismarck eine Art von Abenteuer. Er hatte sich eben niedergelassen, als an einem benachbarten Tisch eine ganz empörend un-

gezogene Beleidigung gegen ein Mitglied des königlichen Hauses ausgesprochen wurde. Sofort erhob sich Bismarck in seiner ganzen Länge, wendete sich gegen den Menschen und donnerte ihm zu: „Hinaus! — wenn Sie nicht hinaus sind, nachdem ich dieses Glas ausgetrunken habe, so schlage ich's Ihnen auf dem Kopf entzwei!" Darauf entstand ein wüster Tumult, drohendes Geschrei von allen Seiten; ganz unbekümmert darum trank Bismarck sein Glas aus und schmetterte es dann so wuchtig nieder auf den Schädel des Beleidigers, daß es klirrend in Stücke flog und der Getroffene heulend zusammenbrach. Es entstand eine tiefe Stille, während welcher man Bismarck mit ruhiger Stimme, als sei gar nichts geschehen, fragen hörte: „Kellner, wieviel kostet das zerbrochene Glas?" Darauf erst erhub sich ein lautes Geschrei, aber nicht etwa gegen Bismarck, sondern alles jubelte und schrie: „Das war recht! So muß es kommen! Dem Kerl ist ganz recht geschehen!" Die That hatte eben imponirt, und Bismarck ging unbehelligt seiner Wege.



Es lag in seinem festen Antlitz mit dem krausen Bart, in dem kalten Blick, den seine Augen dann hatten, in seiner Gestalt, in seinem ganzen Wesen etwas unbeschreiblich Imponirendes. Das erfuhr eines Tages auch ein Herr Nelke oder Stengel, wir sind des Namens nicht ganz sicher. Bismarck kam mit dem alten würdigen Obristlieutenant von Wolden, dessen Andenken in manchen Kreisen noch heute fortlebt, eines Tages von Potsdam zurück. Unterwegs im Coupé führte ein naseweiser Handlungsdiener oder so etwas ähnliches, in höchst vorlauter Weise das große politische Wort, und ließ es sich endlich auch beigehen, den grauen Obristlieutenant zu belästigen und zu verhöhnen. Bismarck sah sich den Menschen ein paar Mal an, der aber fuhr in seinem Geschwätz fort, bis der Zug auf dem Bahnhofe in Berlin hielt. Auf dem Perron nun trat Bismarck plötzlich in straffster Haltung und mit einem so mächtigen Blick auf den vorlauten Herrn zu, daß dieser er-

schrocken einen Schritt zurückwich. Schweigend that Bismarck einen zweiten Schritt und trieb den Unglücklichen so bis an die Wand, dann fragte er ihn ganz einfach:

„Wie heißen Sie?“

„Nelke, ich heiße Nelke!“ stotterte der also Gefragte ängstlich und bleich.

„Dann nehmen Sie sich in Acht, Sie Nelke Sie, oder ich werde Sie pflücken!“

Wendete sich ab und ließ die arme Nelke geknickt, aber um eine goldene Lehre reicher, an der Wand stehen.

Bismarck trug damals einen langen, gelbgrauen Ueberrock, der übrigens noch heute in seinem Hause unter dem Namen des „Deichrocks“ bekannt ist, vermuthlich weil er lange und treue Dienste bei Deichbesichtigungen geleistet hat.

In Fritz Reuters „Reis' nach Constantinopel“ erzählt der „Commerzienrath“ Schwofel: „— 's sind in ganz Eisenach eigentlich nur dreu weuße Hüte: Sr. Königlichen Hoheit tragen eunen, daß heußt, wenn Sie da sind, der Herr O Kelly tragen den zweuten und ich den drütten — 's sind allerdings noch mehrere weuße Hüte da, aber düs sind die bedeutendern.“ Ganz so könnten wir hier erzählen: 's waren damals in Berlin eigentlich nur drei gelbe Ueberröcke, Bismarck trug einen, der unvergeßliche Baron von Hertefeld, der als der letzte Mann seines uralten Geschlechts der Erbjägermeister von Cleve im Jahre 1867 starb, den zweiten, und der Herausgeber des Bismarckbuches trug den dritten; es waren ohne Zweifel damals noch mehrere gelbe Ueberröcke in Berlin, aber diese waren die bedeutendern.

Sehr häufig, wie viele Mitglieder der conservativen Partei, besuchte Bismarck damals auch das Redactionslocal der Neuen Preußischen Zeitung in dem Hause Dessauerstraße Nr. 5, um Neuigkeiten zu erfahren. Aber er gehörte zu denen, die immer mehr brachten, als sie empfingen. Bismarck weiß hinreißend zu erzählen, namentlich kurze Geschichten, die er dann epigrammatisch zuzuspitzen pflegt; die dabei mit unterlaufenden kleinen Bosheiten sind in den meisten Fällen mit einer solchen Dosis von guter Laune versetzt, daß die Getroffenen selbst mit lachen müssen. Gewiß auch der napoleonische Duc de Persigny hätte gelacht, wenn er damals Bismarck gehört hätte. Fialin de Persigny hatte zu jener Zeit nämlich eine politische Mission in Berlin, deren er sich ohne Zweifel zur höchsten Zufriedenheit entledigt haben wird; er zeigte aber in den Kreisen der Hofgesellschaft eine solche — desinvolture, und eine so naive Bewunderung der Frauenschönheit, daß eine Menge von hübschen Geschichten auf seine Kosten umliefen. Uebrigens ist Bismarcks Vortrag nur in den

meisten Fällen, aber nicht immer, durch die gute Laune versüßt, er kann auch scharf gepfeffert sein, blutige Sarcasmen schleudern und Pfeile versenden, welche durch und durch gehen.

Er war aber keineswegs nur Erzähler im Redactionslocal der Neuen Preußischen Zeitung; er unterstützte das von ihm mitbegründete Blatt auch durch eigene Artikel; wie oft saß er an dem großen runden Tisch, an welchem so viele ausgezeichnete Männer gesessen haben, von Radowitz und Bethmann-Hollweg an bis zu Graf Arnim, Pernice, Stahl, v. Gerlach und Huber hinüber, und schrieb in jenen ganz eigenthümlichen festen, aber hohen und eng an einander gedrängten Zügen. Zuweilen auch kam er ganz hastig ins Zimmer, grüßte eilig, stellte sich, Hut und Handschuh in der Linken behaltend, an ein Pult, rasch einige Zeilen niederwerfend. „Hängen Sie den landesüblichen Vers daran!“ rief er dann wohl dem Redacteur en chef zu und eilte grüßend wieder hinaus. Er war immer Leben und Thätigkeit.



Nach dem Schluß dieser Session (25. Februar 1850) war er auf kurze Zeit in Schoenhausen; schon im folgenden Monat April finden wir ihn zu Erfurt wieder in dem Unionsparlament. Er war, wie wir wissen, gegen diese Unionsbestrebungen von vornherein gewesen, sie konnten seiner festen Ueberzeugung nach zu keinem für Preußen günstigen Ziele führen; die allernächste Zeit schon zeigte, daß sich sein scharfer Blick und sein preußisches Gefühl nicht geirrt hatten, und so dürfen wir uns denn auch nicht wundern, daß er seinem patriotischen Schmerz über das Erfurter Project und die Demüthigungen, die Preußen darin angesonnen wurden, in ungeschminkter Weise Ausdruck gab. Er schloß eine seiner Reden damals mit folgenden Sätzen:

„Es ist mir ein schmerzliches Gefühl gewesen, hier Preußen zu sehen, und nicht nur nominelle Preußen, die dieser Verfassung anhängen, die diese Verfassung mit Wärme vertheidigt haben, es ist mir. — und so würde es tausenden und aber tausenden meiner Landsleute gewesen sein — ein demüthigendes Gefühl gewesen, mir gegenüber die Vertreter von Fürsten, die ich in ihrem Rechtskreise ehre, die aber nicht meine Landesherren sind, mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidet zu sehen, ein Gefühl, dessen Bitterkeit bei Eröffnung dieser Versammlung dadurch nicht gemindert wurde, daß ich die Sitze, auf denen wir tagen, mit Farben geschmückt sah, die nie die Farben des deutschen Reichs gewesen sind, wohl aber seit zwei Jahren die Farben des Aufruhrs und der Barrikaden, Farben, die in meinem Vaterlande neben dem Demokraten nur der Soldat in trauerndem Gehorsam trägt. Meine Herren! Wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geiste — nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen — nicht mehr Concessionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben, und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung diesem preußischen Geiste aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit muthiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mitsammt seiner schwarz-roth-goldenen Zäumung auf den Sand setzt. Einen Trost gegen diese Eventualitäten finde ich indessen in dem festen Glauben, es wird nicht lange Zeit vergehen, so werden die Parteien zu dieser Verfassung stehen, wie in einer Lafontaineschen Fabel zwei Aerzte zu dem Patienten, dessen Leiche sie verlassen: — Der eine sagt: „Er ist todt, ich habe es gleich gesagt;" der andere: „Hätte er meinen Rath befolgt, so würde er noch leben."

Die weitern Verhandlungen des Erfurter Parlaments gestatteten ihm Muße genug, die Muße aber war nicht erquicklich, denn das Gefühl eines großen politischen Fehlschrittes lag schwer auf den Herzen Bismarcks und seiner Gesinnungsgenossen.

Bismarck hatte Lust, sich durch eine tüchtige Jagdpartie zu erfrischen; er sprach mit dem Geheimenrath Oppermann, einem der „großen Jäger" Preußens, dieser griff eifrig zu und beide ließen sich durch den Oberforstmeister von Wedell in Schleusingen zur Auerhahnsbalz bei dem bewährten Hahnenjäger Oberförster Klingner anmelden, und so fuhren denn Bismarck und Oppermann eines Morgens von Erfurt ab. Beim ersten Pferdewechsel in Arnstadt erfrischten sich die Reisenden, die sich als ächte Jäger nicht an die philiströse Tagesordnung kehrten, morgens um acht Uhr durch ein reichliches Frühmahl von delicaten Schmerlen und tranken

Bocksbeutel von 1811 dazu. Auf den folgenden Stationen reizten sie den Jägerappetit durch Forellen und tranken Bier dazu, weil auf den Nectar von 1811 kein anderer Wein munden wollte. Bei der Ankunft in Schleusingen um 3 Uhr nachmittags wieder Forellen und Bier, dann Vorstellung und Abrede mit dem Oberförster, abends die letzten Forellen, die Oppermann in Rothwein schwimmen ließ, während Bismarck beim Bier blieb, trotz dringender Abmahnung. Nachts um die zwölfte Stunde erschien der Oberförster mit einem Jäger, um die Herren in den Wald abzuholen. Bismarck aber befand sich in einem gar traurigen Zustande, die Verbindung von Fisch und Bier sagte offenbar seiner Natur nicht zu, es gab sich in seinem Wesen allerlei „Vulkanisches“ kund. Man rieth ihm, Pfeffermünzthee zu trinken und im Bett zu bleiben, aber vergeblich, den ächten Jäger schreckt kein Bauchgrimmen; er wurde zugeknöpft und verlooft. Oppermann erlooste den Oberförster und erlegte einen Hahnen. Bismarck aber kam ohne Beute heim. Zwei Hahnen hatte er versprungen, im entscheidenden Momente aber hatte es jedesmal an der unrechten Stelle gekracht. Der Jäger hatte ihm einen dritten Hahnen angezeigt, aber Bismarck hatte sich zu einem weitern Marsch doch zu matt gefühlt; er war nach Schleusingen zurückgekehrt und hatte sich zu Bett gelegt. Er war schon wieder ganz munter, als Oppermann zurückkam, doch stimmte es ihn sehr wehmüthig, als der ihm seinen Hahnen aufs Bett legte. Bis 11 Uhr war die Cur durch kräftigen Grog beendet, dann fuhren die Jäger mit der Schnellpost ohne weitere Anfechtung übers Gebirge zurück und kamen am Abend ganz vergnügt wieder in Erfurt an. Bismarck aber hat seitdem niemals wieder auf Forellen Bier getrunken.

Während des Aufenthaltes in Erfurt wurde dem Dr. Stahl von seinen Verehrern ein Album gewidmet. Das eilfte Blatt des Albums, das später im Druck erschien, trägt folgende Inschrift:

„Darum ist unsere Losung nicht: Bundesstaat um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis.

Erfurt, den 24. April 1850.

v. Bismarck-Schoenhausen, Abgeordneter
für Brandenburg.“

Dieser Satz ist, wenn wir nicht irren, ein Citat aus einer Rede, welche Stahl in jener Zeit zu Erfurt gehalten, sicherlich war er Bismarck aus der Seele gesprochen.

Nach der Rückkehr von Erfurt widmete Bismarck einige Wochen seinen Geschäften in Schoenhausen und reiste dann mit seiner Familie nach Pommern. Es ist diese Reise, von der in den beiden folgenden Briefen an die Schwester in so launiger Weise gehandelt wird.

Schoenhausen, 28./6. 50.

Bismarck an Frau von Arnim.



Einen feierlichen Gratulationsbrief schreibe ich Dir zu Deinem, wie mich dünkt 24sten (ich sage es nicht weiter) Geburtstag. Du bist nun wirklich majorenn, oder würdest es doch sein, wenn Du nicht das Unglück hättest, dem weiblichen Geschlechte anzugehören, dessen Glieder nach Ansicht der Juristen selbst dann nicht, wenn sie Mütter der dicksten Hänse sind, aus der Minderjährigkeit heraustreten. Warum dies trotz seiner anscheinenden Ungerechtigkeit eine sehr weise Einrichtung sei, werde ich Dir auseinandersetzen, wenn ich Dich, hoffentlich in etwa 14 Tagen **à portée de voix humaine** vor mir habe. Johanna, welche augenblicklich noch in den Armen des Lieutenants Morpheus ruht, wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, 2 singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen, ich als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein 70stes Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören, mit einem „siehst du wohl, ach wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können!“ Das kleine Wesen leidet übrigens seit einigen Tagen sehr an den Augen, die ihm thränig und verklebt sind. Vielleicht kommt es von den Salzbädern, die sie braucht, vielleicht von Augenzähnen. Johanna ist über Gebühr beunruhigt davon und ich habe zu ihrer Genugthuung heute den Dr. Bünger aus Stendal citirt, den Fanninger der Altmark. Wir setzen voraus, daß Ihr einheimisch seid im nächsten Monat und nicht etwa selbst eine Excursion vorhabt, in

dem Fall würden wir unsern Besuch bis zur Heimreise verschieben. Wegen der näheren Zeit- und Ortbestimmungen treten wir doch noch in Correspondenz. Ich habe mich sehr ungern entschlossen, meine ländliche Faulheit hier aufzugeben; nun es aber geschehen ist, gewinne ich der Sache auch eine rosenfarbene Seite ab, und freue mich recht herzlich, Euch in der Höhle aufzusuchen, die ich nur erst 10 Fuß über die Erde ragend kenne, und demnächst den Küstenhering eigenhändig in den Tiefen des baltischen Meeres zu greifen. Johanna liegt noch im Schlaf, sonst würde sie gewiß viel grüßen; ich stehe nämlich jetzt aus Gesundheitsrücksichten um 6 Uhr auf. In der Hoffnung Dich bald zu sehen, wünsche ich Dir nochmals Gottes Segen für Dich und die Deinen, in diesem Jahre und in allen folgenden.

Schoenhausen, 8./7. 50.

Derselbe an dieselbe.

Gestern kam ein Brief von Oskar, nach welchem er morgen auch in Berlin sein, aber erst am Donnerstag heimkehren wird; es thut mir sehr leid, daß auf diese Weise Eure Pferde 2 Tage hintereinander in Athem gehalten werden, denn Oskar wird nicht am Mittwoch reisen können, und für uns wäre es übel, $1^1/_2$ Tag ohne die mindeste Veranlassung zu Geschäften oder sonst etwas in Berlin zu bleiben. Auch möchten wir mit Kindern und Mägden, Oskar, Johanna und ich doch nicht in einen Wagen gehen. Ich bleibe daher, und deshalb schreibe ich Dir hauptsächlich, bei meinem vorigen Brief, wonach wir Mittwoch nach Angermünde kommen und in Gerswalde Pferde finden, es sei denn, daß Ihr es selbständig anders arrangirt habt, dann ist es auch gut und ich werde es von Oskar erfahren; ich mag nichts Neues vorschlagen, sonst geräth es bei der Kürze der Zeit mit den Pferden in Confusion. Eigentlich gibt mir diese Reise, das sehe ich je näher desto mehr ein, eine Anwartschaft auf das neue Irrenhaus oder wenigstens zeitlebens Zweite Kammer. Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Perron, dann beide im Wagen mit allerlei kindlichen Bedürfnissen, nasenrümpfender Gesellschaft, Johanna genirt sich, dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirthshaus, mit beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof und in Angermünde 1 Stunde auf die Pferde warten, einpacken; und wie kommen wir von Kröchlendorf nach Külz? wenn wir in Stettin die Nacht bleiben müßten, das wäre schauderhaft. Ich habe das im vorigen Jahr mit Marie und ihrem Schreien durchgemacht. Ich war gestern so verzweifelt über alle diese Aussichten, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben, und ich ging noch mit

dem Entschluß zu Bett, wenigstens grade durchzufahren, ohne irgendwo anzuhalten. Aber was thut man nicht um den lieben Hausfrieden? Die jungen Vettern und Cousinen müssen sich kennen lernen, und wer weiß, wann Johanna dich einmal wieder sieht; sie hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arme überfallen, und mit allen Künsten, die uns um das Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim Alten bleibt. Aber ich komme mir vor wie einer, dem furchtbar Unrecht geschieht; im nächsten Jahr muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen; ich wache schon um 6 Uhr in gelinder Wuth auf und kann nicht schlafen vor allen Reisebildern, die meine Phantasie mir in den schwärzesten Farben ausmalt, bis zu den „Landpartieen" in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich!

Also Mittwoch in Gerswalde. Ich wäre wohl am Ende besser über Passow gefahren, und Ihr hättet nach Prenzlau nicht so weit gehabt, wie nach G. Indessen es ist ein fait accompli, und die Qual der Wahl hat der Ruhe der Resignation Platz gemacht. Johanna grüßt und packt. — Wir schicken einen Theil unserer Sachen per Fracht, Johanna ist deshalb wegen ihrer Toilette etwas in Angst, falls Ihr Boitzenburger Gesellschaft habt."

Die nächste Zeit, bis zum Spätherbst des Jahres 1850, war für Bismarck als Politiker eine höchst lehrreiche; er verfolgte — mit wissenschaftlicher Aufmerksamkeit und Neugierde würden wir sagen, wenn sein preußisches Herz nicht dabei engagirt gewesen wäre — die Anstrengungen, welche Radowitz machte, um die Union zu retten; er bewunderte die Geschicklichkeit dieses Staatsmannes, aber sah ganz genau auch, woran all seine Geschicklichkeit zu Schanden wurde, nämlich an dem Mangel der realen Pression. Bismarck lernte, daß man eine deutsche Einheit so wenig wie eine andere Staatenbildung schaffen kann, wenn man nicht den Muth oder die Macht hat, einen hinreichenden Druck auf das, was entgegenstrebt, zu üben. So lange Oesterreich widerstrebte, so lange war die Union nicht möglich ohne Krieg. Bismarck hat das nicht vergessen.

Das Dreikönigsbündniß zerfiel, ein Krieg verbot sich unter den damaligen politischen Conjuncturen, die Union wurde aufgegeben, Herr von Radowitz trat zurück, und Herr von Manteuffel, der an seiner Stelle das Auswärtige übernahm, ging nach Olmütz.

Welch ein heilloses Geschrei hat sich über den Gang nach Olmütz damals erhoben und wie schwer hat man Herrn von Manteuffel darum gescholten! Das

preußische Gefühl war tief gekränkt, dem mag man viel zu gut halten; es war ein schwerer Gang, aber man mußte von Erfurt nothwendig nach Olmütz kommen, wenn man nicht von vornherein entschlossen war, Oesterreichs Widerstand mit gewaffneter Hand zu brechen. Herr von Manteuffel aber, der diesen schweren Gang für sein Vaterland in patriotischer Hingebung ging, der verdiente wahrlich die Flut von Schmähungen nicht, die Jahre lang darum auf sein Haupt geladen wurden. Er hatte Preußen nicht nach Erfurt geführt.

Am 3. December 1850 vertheidigte Bismarck in längerer Rede die Politik des Ministeriums in Bezug auf die Olmützer Punktationen; er legte den Nachdruck auf die Gemeinsamkeit der Interessen Preußens und Oesterreichs der Revolution gegenüber, auf die gemeinsame Action der beiden Staaten in deutschen Angelegenheiten. Er verwarf den Krieg, durch den Preußen bei der drohenden Haltung des Auslandes seine Existenz aufs Spiel gesetzt hätte und zwar nicht für sich, sondern für die lauernde Demokratie. Es versteht sich, daß auch auf Bismarck ein gut Theil der sogenannten Schmach von Olmütz gewälzt wurde, daß ihm bis 1866 ein bitterer Vorwurf gemacht wurde, weil er jene Punktationen vertheidigt hatte.

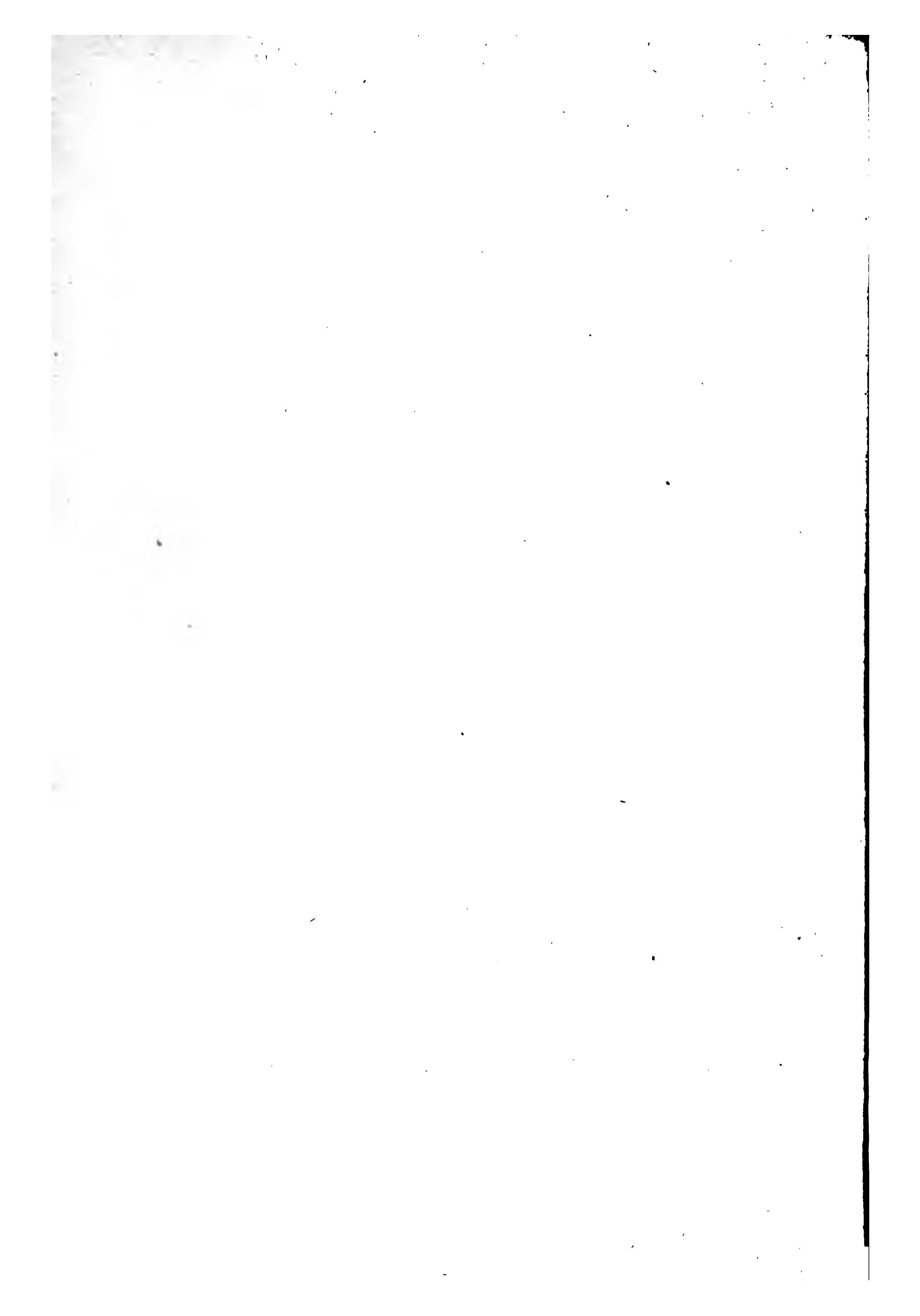
Im Verlauf der Session fand Bismarck auch Gelegenheit zu einer glänzenden Vertheidigung des preußischen Adels, der damals mit einer Leichtfertigkeit und einer Böswilligkeit ohne Gleichen angegriffen wurde. Er sagte in seiner Rede:

„Auch in der neuesten Zeit dürfen Sie die Verdienste dieses Standes, sei es innerhalb des Officiercorps der Armee, sei es in denjenigen Stellungen, welche ihm der Grundbesitz anweist, um Unterdrückung der Anarchie und um Rettung Preußens von der schmählichsten Tyrannei nicht zu gering anschlagen. Preußens Adel hat unter diesen Verhältnissen im ganzen keine Seide gesponnen; noch neuerdings wird ihm in Aussicht gestellt, daß seine Väter ihm in der Rheinprovinz die westfälische Grundsteuer, seine Großväter in Schlesien das Patowsche Promemoria mit ihrem Blute erobert haben. Nichtsdestoweniger werden Sie die Söhne dieses Standes stets unter den treuesten Dienern des Vaterlandes finden. Es ist wahr, der preußische Adel hat sein Jena, er hat in Gemeinschaft mit den politischen Glaubensgenossen derer, welche ihn heute angreifen, seinen Zweiten Vereinigten Landtag gehabt: aber wenn ich im großen und ganzen auf seine Geschichte zurückblicke, so glaube ich, findet sich kein gerechter Anlaß zu Angriffen, wie sie hier gehört worden sind, und ich glaube, es ist nicht nöthig, daran zu verzweifeln, daß sich innerhalb dieses Standes würdige Mitglieder einer preußischen Pairie finden können."

Und auf die immer wiederkehrende Phrase vom Junkerthum und der Junkerpartei entgegnete er furchtlos:

„Ich bin stolz darauf, ein preußischer Junker zu sein und fühle mich durch diese Benennung geehrt. Die Whigs und Tories waren auch Ausdrücke, die ursprünglich etwas Geringschätziges bedeuteten, und seien Sie versichert, wir werden unsrerseits den Namen des Junkerthums auch noch zu Ehren und Ansehen bringen."

Damit scheiden wir von Bismarcks Thätigkeit als conservativer Parteiführer in der zweiten Kammer; er hat diesen heißen Boden im Hardenbergschen Palais am Dönhoffsplatz eigentlich erst eilf Jahr später als Minister wieder betreten, obwohl er im Winter von 1851 bis 52 mehrmals von Frankfurt aus nach Berlin kam und auch in der Kammer erschien.




Der
Lehr und Wanderjahre
anderer Theil.
Solch Wandern ist nicht eitel Lust,
Oft giebt's ein hartes Drängen
Da bleibt, bewusst und unbewusst,
Bald hier, bald dort was hängen.
R. Püttner

VI.

Der Lehr- und Wanderjahre anderer Theil.

Solch Wandern ist nicht eitel Lust,
Oft giebt's ein hartes Drängen;
Da bleibt, bewußt und unbewußt,
Bald hier, bald dort was hängen.



Bismarck am Main.

1851—1859.

Auf einer Reise in Pommern, in den ersten Tagen des Frühlings 1851 hörte Bismarck von mehreren Personen, daß er zum Bundestagsgesandten in Frankfurt am Main, wo der Bundestag so eben reactivirt wurde, ernannt worden sei; daß er nicht dazu ernannt war, wußte er, daß er aber vielleicht dazu bestimmt sei, hielt er nicht für unmöglich. Er überlegte sich das reiflich; der Gedanke war ihm ganz neu, aber nicht unwillkommen; Genügen hatte er je länger desto weniger an dem parlamentarischen Treiben gefunden, er war nicht eitel genug dazu; aber er besaß männliches Selbstvertrauen im reichsten Maße und gedachte vielleicht auch der Vorhersagungen seiner Mutter. Er war, als er nach Berlin zurückkehrte, nach ernstlicher Prüfung entschlossen, die Stellung eines Bundestagsgesandten anzunehmen, falls ihm dieselbe geboten würde.

Wir wissen nicht, ob der Gedanke, Bismarck diese Gesandtschaft zu übertragen,

— sie war damals unstreitig die wichtigste, die Preußen zu besetzen hatte — zuerst von Friedrich Wilhelm IV selbst, oder von dem Minister von Manteuffel ausgegangen, jedenfalls war er in der Voraussetzung gefaßt, daß gerade Bismarck für Oesterreich eine persona grata sein werde, denn es mußte damals Preußens Aufgabe sein, im bestem Einvernehmen mit Oesterreich die deutschen Angelegenheiten zu behandeln. Friedrich Wilhelm IV, der es mehr als genug, möchte man sagen, bewiesen hat, wie sehr ihm alles am Herzen lag, was Deutschland betraf, pflegte seine Gesandten am Bundestage immer mit ganz besonderer Sorgfalt zu wählen, und jetzt geboten die sehr delicaten Verhältnisse eine noch größere Behutsamkeit. Und dennoch fiel die Wahl auf einen Mann, der bis dahin noch niemals in diplomatischen Geschäften gebraucht worden war? Freilich wissen wir aus dem Munde eines Staatsministers, welcher dem Könige persönlich nahe stand, daß derselbe „den Bismarck sehr lieb hatte und viel von ihm erwartete."





Bismarck machte Herrn von Manteuffel seinen Besuch; dieser sagte ihm zunächst, daß Se. Majestät der König ihn sprechen wolle, und fragte dann ohne Umschweife, was er von der Bundestagsgesandtschaft denke. Der vorsichtige Minister stutzte nicht wenig, als sich Bismarck in kurzen Worten zur Annahme derselben bereit erklärte. Er war offenbar nicht ohne Bedenklichkeit gerade über den raschen Entschluß, mahnte ihn aber doch, sich sofort bei Sr. Majestät dem Könige zu melden.

In Sanssouci wurde Bismarck von seinem Könige mit jener Huld und Gnade empfangen, die er stets bei demselben fand, aber der König stutzte fast noch mehr als sein Premierminister, als Bismarck sofort ganz offen und ehrlich erklärte: „Wenn es Euer Majestät versuchen wollen, so bin ich bereit dazu!"

Vielleicht fand Friedrich Wilhelm IV einen gewissen Leichtsinn in dem raschen Entschluß Bismarcks, er machte ihn auf die Bedeutung und die Schwierigkeit der Stellung aufmerksam.

„Euer Majestät können es ja mit mir versuchen," entgegnete Bismarck, „geht es nicht, so kann ich ja nach sechs Monaten, oder noch früher, wieder abberufen werden!"

Trotz aller Zweifel und Bedenken, die ihm aufsteigen mochten, beharrte der König bei dem Beschluß und Bismarck wurde im Mai 1851 zum ersten Secretär der Bundestagsgesandtschaft mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes ernannt.

Er ging sofort auf seinen Posten ab. Dort befand er sich auf einem neuen, ihm noch völlig fremden Boden und wahrlich, ihm wurde seine Aufgabe durchaus nicht leicht gemacht. Der Generallieutenant Theodor Rochus von Rochow, der ihn in seine neue Stellung einführen sollte, hielt ihn mit der bekannten und erklärlichen Eifersucht, welche die meisten Menschen gegen ihre Nachfolger hegen, von den eigentlichen Geschäften ziemlich fern. Herr von Gruner war ein Liberaler und Parteigegner Bismarcks, die andern deutschen Bundestagsgesandten aber hegten, wenn auch nicht ohne Ausnahme, eine Art tugendhaften Schauders vor dem berufenen reactionären Junker. Vielleicht war der Präsidialgesandte Graf von Thun-Hohenstein, der in Bismarck den entschiedenen Anhänger Oesterreichs sehen mochte, der Einzige, der ihn willkommen hieß, ihm aber auch das Uebergewicht Oesterreichs sofort merkbar zu machen suchte. Das war nun freilich ein arger diplomatischer Mißgriff, denn Bismarck wußte sofort die ihm zukommende Stellung einzunehmen und zu behaupten.

Man erzählte sich damals eine hübsche Anecdote, die wir freilich nicht recht verbürgen können, die aber, wenn sie nicht wahr ist, doch wahr sein könnte. Bismarck machte nämlich dem Herrn Präsidialgesandten einen Besuch; Graf Thun empfing ihn mit einer nicht ganz stilvollen Familiarität, rauchte ruhig seine Cigarre weiter und lud Bismarck nicht einmal zum Sitzen ein. Dieser holte einfach seine Cigarrentasche hervor, nahm eine Cigarre heraus und sagte ganz gemüthlich: „Darf ich um Feuer bitten, Excellenz!" Im höchsten Grade verblüfft gab die Excellenz Feuer, Bismarck rauchte seine Cigarre an und nahm dann ungenirt Platz, kaltblütig, als wenn nichts geschehen sei, das Gespräch beginnend.

Bismarck litt nie eine Rücksichtslosigkeit gegen seine Person, noch viel weniger aber nahm er sie hin, wenn eine solche ihn als Repräsentanten seines Königs traf.

Schon im August desselben Jahres erfolgte seine Ernennung zum wirklichen Bundestagsgesandten; als Rath befand sich bei der Gesandschaft der Legationsrath

Otto Wentzel, als Attachés der Graf zu Lynar und der Graf Theodor zu Stolberg-Wernigerode.

Der General von Rochow hatte seine Eifersüchtelei bis zum Ende fortgesetzt, am Tage seiner Abreise übersendete er Bismarck angeblich die laufenden Sachen in einem grünen Portefeuille, aber das grüne Portefeuille war leer. Bismarck begab sich sofort an den Bahnhof, was Rochow nicht vermuthet hatte und ihn sehr in Verlegenheit setzte. In den gewähltesten Ausdrücken dankte ihm Bismarck für all die empfangene Freundlichkeit uud fügte hinzu, daß er dieselbe lediglich der Freundschaft zuschreibe, in welcher Rochow mit seinem seligen Vater gestanden habe.

Es sind das sicher einige nicht sehr angenehme Minuten für den armen General gewesen.

In dieser ersten Zeit seiner Anwesenheit in Frankfurt wohnte Bismarck mit seinem Freunde, dem nachher in Paris verstorbenen Grafen Lynar zusammen und zwar in dem Hause des Kaufmanns Krug in der Hochstraße, dessen Gattin eine geborene Berlinerin war; für die Bundesakten mochte und konnte er wenig arbeiten, und General von Rochow, der bekanntlich eine scharfe Zunge hatte, spottete nicht wenig über das späte Aufstehen Bismarcks, der indessen doch fleißiger war, als es so obenhin den Anschein hatte, denn er führte einen sehr lebhaften Briefwechsel mit den politischen Freunden in Berlin, namentlich mit dem wirklichen Geheimenrath Freiherrn von Manteuffel II. Vor Tisch pflegte er auszureiten, machte auch, um das Terrain zu sondiren, Besuche an den benachbarten Höfen von Darmstadt, Biebrich und



Carlsruhe, wo sein alter Freund von Savigny damals preußischer Gesandter war. Ein ebenso scharfer, oft schneidender Beurtheiler von Personen, sowie feiner Beobachter der keimenden Ereignisse, hatte Bismarck auf Wunsch oder doch unter Zustimmung Rochows die unmittelbare Einwirkung auf die Presse in die Hand genommen. Die von ihm geschriebenen oder doch veranlaßten Artikel machten Aufsehen, sie waren geistreich, schlagend, oft die Ausführungen des Gegners völlig vernichtend. Das war seine eigentliche Thätigkeit damals, sonst wohnte er als homo novus in diplomaticis den Vorträgen bei Herrn von Rochow bei, um den formellen Gang der Geschäfte und die äußere Tournüre der Diplomatie kennen zu lernen.



Am 11. Juli 1851 kam der damalige Prinz von Preußen nach Frankfurt und wurde auf dem Bahnhofe von sämmtlichen Mitgliedern der Bundestagsgesandtschaft, sowie von den Stabsofficieren empfangen. Der Prinz war gegen Bismarck sehr wohlwollend, sprach aber doch auf der Fahrt nach dem Absteigequartier gegen Herrn von Rochow Bedenken darüber aus, daß dieser Landwehrlieutenant (Bismarck war in Uniform erschienen) Bundestagsgesandter werden solle. General von Rochow aber, der klug genug war, Bismarcks Bedeutung nicht zu unterschätzen, wenn er sich ihm auch nicht immer freundlich zeigte, erwiderte: „Die Wahl ist gut, er ist frisch, kräftig, er wird gewiß allen Anforderungen Ew. Königlichen Hoheit entsprechen!"

Der Prinz konnte darauf nichts erwidern, im allgemeinen hatte er gewiß die günstigste Meinung von dem ihm noch zu jugendlich dünkenden Vorkämpfer für das Recht und die Ehre Preußens.

„Ich glaube," äußerte sich General von Rochow damals, „er hätte ihm nur etliche Jahr mehr und graues Haar gewünscht; ob man gerade damit die Pläne des Prinzen durchführen kann, ist doch fraglich."

Es ist das alles sehr charakteristisch für das Verhältniß, in welches einst König Wilhelm zu Bismarck treten sollte. Persönliches Wohlwollen in hohem Grade, aber Mißtrauen in dessen Jugend und Unerfahrenheit.

Der Prinz von Preußen sprach seine Bedenken noch mehrfach aus, doch beruhigte ihn Rochow. Sonst behielt er Bismarck vorzugsweise gern bei sich, unterhielt sich länger mit ihm, fuhr mit ihm spazieren und ins Theater u. s. w. Der Prinz von Preußen bezeigte für Bismarck schon damals eine wirkliche Freundschaft, übernahm auch, als demselben im folgenden Jahre (2. August 1852) ein Sohn geboren wurde, Pathenstelle bei demselben. Bismarcks jüngerer Sohn heißt Wilhelm nach seinem königlichen Pathen, wenn er auch für gewöhnlich Bill genannt wird. Uebrigens hat es General von Rochow, als er auf seinen Posten nach St. Petersburg zurückkehrte, offen ausgesprochen, daß von den Talenten und der Charakterfestigkeit seines Nachfolgers in Frankfurt Großes erwartet werden dürfe.

Als Bismarck am 18. August 1851 zum Bundestagsgesandten ernannt worden war, miethete er eine Villa des jüngeren Rothschild von Neapel, welche etwa 15 Minuten vom Thore an der Bockenheimer Chaussee dicht an der hessischen Grenze liegt; dieselbe, welche der Erzherzog Johann noch kurz zuvor als Reichsverweser bewohnt hatte. Im Garten, wie auf der Freitreppe standen die prachtvollsten Blumen, man sagte, an Camelien allein 1000 Stück. Es war das Haus Bismarcks, nachdem Frau von Bismarck mit ihren Kindern eingetroffen war, damals entschieden das gastfreieste Haus in Frankfurt.

Gesellschaftlich trat er bald mit dem österreichischen Gesandten in das beste Einvernehmen. Graf Thun war ein vornehmer Cavalier, und seine schöne Gemahlin, eine geborene Gräfin Lamberg, wußte seinem Hause einen hohen Reiz zu verleihen. Auch mit Graf Thuns Nachfolger, dem bekannten Freiherrn Prokesch von Osten, dessen Haß gegen Preußen so wenig ein Geheimniß war, daß seine Ernennung zum Präsidialgesandten als eine gegen Preußen gerichtete Demonstration betrachtet wurde, wußte sich Bismarck ganz gut zu stellen, ohne Preußen das Geringste zu vergeben, was bei dem bekannten Charakter dieses im Orient vollkommen heimischen Diplomaten eben nicht leicht war. Viel freundlicher waren allerdings Bismarcks gesellige Beziehungen zu dem Grafen Rechberg, welcher Prokesch später ersetzte.

Von den übrigen Bundestagsgesandten standen mit Bismarck in näherer Verbindung: von Scherff, der den König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg vertrat, von Fritsch (Großherzog von Sachsen), von Bülow (König von

Dänemark als Herzog von Holstein und Lauenburg), von Oertzen (Mecklenburg), und von Eisendecher (Oldenburg). Mit dem englischen Gesandten Sir Alexander Malet pachtete Bismarck gemeinschaftlich ein Jagdrevier.

Außer den Diplomaten verkehrte Bismarck häufig und gern mit den preußischen Officieren und hohen Militärs anderer Staaten: zu seinen Diners, Soiréen und Ballfesten aber zog er auch Musiker, Schriftsteller und Künstler heran, was bis dahin von Seiten der hohen Diplomatie in Frankfurt nicht eben häufig geschehen war und einigermaßen Aufsehen machte. Mit diesen künstlerischen Kreisen verkehrte er besonders durch Vermittelung des von ihm sehr hochgeschätzten Malers Professor Becker, der mit seiner Gattin und seinen schönen Töchtern zu dem engeren Kreise des Hauses gehörte. Das gelungene Bild Bismarcks, welches zu Berlin im Zimmer der Gräfin hängt, ist von Professor Becker.

Noch mehr Aufsehen fast als der Verkehr Bismarcks mit Malern und Bildhauern machten gewisse häusliche Feste, von denen man bis dahin in Frankfurt keine Ahnung gehabt hatte, die ihm aber auch niemand nachmachte. So gab er z. B. in der heimatlichen Weise der pommerschen oder märkischen Gutsherrschaften seiner Dienerschaft zu Fastnachten ein Fest, welches vielfach besprochen wurde.



Das glänzendste Fest des ganzen Jahres aber wurde am 15. October zu Königs Geburtstag gefeiert. Vormittag war Gottesdienst in der großen reformirten Kirche am Kornmarkt, bei welchem Bismarck mit dem ganzen Personal der Bundestagsgesandtschaft in Gala erschien. Mittags folgte ein glänzendes Diner, und abends pflegte er die preußischen Soldaten, welche zu Frankfurt in Garnison lagen, bei ihrer Festlichkeit zu besuchen.

Den preußischen Soldaten, die während seiner Zeit zu Frankfurt waren, wird Bismarck unvergeßlich sein, sie kannten ihn alle, denn bei jeder festlichen Gelegenheit erschien er in seiner Uniform als Landwehrlieutenant mit der Rettungsmedaille, die Paraden und Vorstellungen begleitend.



Se. Excellenz der Herr Lieutenant von Bismarck.

„Seine Excellenz der Herr Lieutenant von Bismarck!“ pflegten die Soldaten ihn zu nennen; sie liebten ihn sehr, weil sie fühlten, daß er jeden preußischen Soldaten liebte.

Uebrigens blieb die Rettungsmedaille jetzt nicht länger einsam auf seiner Brust, es war die Zeit gekommen, wo ihm Sterne und Großkreuze von allen Seiten zu Theil wurden.

Den durchreisenden Preußen öffnete er gastfrei sein Haus, und so manche, die aus den rheinischen Spielbädern zurückkamen, lud er nicht allein zum Diner, sondern gewährte ihnen auch in discretester Weise die oft dringend nothwendig gewordenen Vorschüsse. Kurz, Bismarck repräsentirte seinen König nicht nur in glänzender, sondern auch in bester Weise.

Als er sich mit großer Gewandtheit ziemlich rasch in die Geschäfte gefunden, begann er selbständig und viel zu arbeiten. Nach dem Thee um zehn Uhr dictirte er oft drei bis vier Stunden hintereinander und so, daß meist nicht ein Wort nachher geändert zu werden brauchte und die Depeschen halb sechs Uhr nach Berlin abgehen konnten.

Seine Erholung von Arbeiten und Gesellschaften, denn die letzteren machten die Erholung oft ebenso nöthig, bestanden in Jagdpartieen und großen Spazierritten. Er ließ zuweilen um vier Uhr morgens satteln und ritt meilenweit in das Land hinein.

Je glänzender die gesellschaftliche Stellung war, die sich Bismarck geschaffen, desto schwieriger und dornenvoller war und blieb die politische. Er erkannte, wir dürfen sagen, zu seinem großen Schmerz, von vornherein, daß Oesterreich jene Gleichberechtigung Preußens, die er stets vorausgesetzt hatte, wenn er von einem Hand in Hand gehen mit Oesterreich in deutschen Angelegenheiten gesprochen, durchaus nicht

anerkannte, sondern im Gegentheil mißtrauisch und feindlich die Schwierigkeiten, die Preußen zu bekämpfen hatte, nach Kräften zu vermehren und zu vergrößern strebte. Bismarck errang nun durch sein persönliches Uebergewicht allerdings einige Vortheile und wirkte entschieden durch die Presse, welcher er stets nicht nur seine Aufmerksamkeit, sondern auch häufig seine unmittelbare Thätigkeit widmete. Namentlich hatte er in Zollvereinsangelegenheiten schwer gegen die Machinationen der österreichischen Politik zu kämpfen. Brachte doch damals die hannöversche Zeitung sogar heftige Artikel gegen die Ratification des eben mit Preußen abgeschlossenen Vertrags vom 7. September 1851. Bismarcks persönlicher Einwirkung auf den hannöverschen Bundestagsgesandten von Schele erst gelang es, die Opposition gegen die Ratification dieses Vertrags zu überwinden.

Am Bunde selbst brachte Bismarck eine Bundesgeschäftsordnung durch, welche wenigstens der formellen Willkür des Präsidiums Schranken setzte, und führte endlich Ordnung in den Bundeshaushalt ein; man kann auch wohl sagen, daß er bald eine dominirende Stellung am Bundestage einnahm und dadurch schon segensreich auch für Preußen wirkte, aber alles das konnte die unglückliche Stellung Preußens in Deutschland, die in dem ganzen Bundesverhältniß und auch im Zollverein begründet war, nicht ändern. Mit dem guten Willen Oesterreichs hätte sich alles machen lassen, dem bösen Willen gegenüber aber mußte dieselbe zum Verderben oder zum Bruch führen.

Die Stellung Preußens war der Art, daß das Bestehen der Bundesverfassung überhaupt nur durch die Politik des Fürsten Metternich möglich geworden war, diese Politik, welche in einem möglichsten Heraushalten Oesterreichs aus Deutschland bestand und Preußen freien Spielraum wenigstens in seiner norddeutschen Machtsphäre ließ, bewegte sich stets in den verbindlichsten Formen. Als nun Fürst Schwarzenberg die grade entgegengesetzte Politik verfolgte, eine Politik, die ganz bewußt und eingestanden darauf ausging, Preußen zu erniedrigen, um es nachher zu vernichten, und rücksichtslos jede Form verletzte, da war der Conflict nur noch eine Frage der Zeit.

So machte die Schwarzenbergsche Politik, wie sie auch von dem Grafen Buol-Schauenstein fortgesetzt wurde, Bismarck zu einem Gegner Oesterreichs, und der Widerstand gegen die preußenfeindliche Politik des Wiener Cabinets wurde die Losung für seine politische Thätigkeit. Das fühlte sich auch bald genug heraus, und er selbst verheimlichte es um so weniger, als sein lebhafter Patriotismus ihn

trieb, seinen Widerstand zur Geltung zu bringen, während seine Offenheit jede Doppeldeutigkeit unmöglich machte. Er konnte dabei kaum auf Unterstützung von seinem Könige und dem Premierminister von Manteuffel rechnen, welche beide, durch das Scheitern der Unionsbestrebungen entmuthigt, immer noch hofften, daß Oesterreich zu der frühern preußenfreundlicheren Politik des Fürsten Metternich zurückkehren werde. Und Bismarck selbst, wenn er es auch kaum noch hoffte, wünschte das lebhaft; er mußte dem preußischen Königthum die Stellung erringen, die demselben in Deutschland gebührte, die es einnehmen mußte, wenn es seinen Platz in Europa würdig behaupten und dem deutschen Volk die Güter sichern wollte, auf welche kein Volk verzichten darf, wenn es sich nicht selbst für politisch todt erklären will. Bismarck war entschlossen, sein Leben daran zu setzen, dem preußischen Königthum diese Stellung gewinnen zu helfen, am liebsten Hand in Hand mit Oesterreich, wenn nicht, ohne Oesterreich, und, wenn's sein mußte, auch gegen Oesterreich. Man darf es nicht übersehen, wie Bismarck bei jedem politischen Zuge, den er in der Folge that, immer zuerst versuchte, ihn mit Oesterreich zu thun, was ihm auch einige Male glückte, und wie er dann erst, wenn er Oesterreich nicht gewinnen konnte, ohne Oesterreich und schließlich gegen Oesterreich vorging. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die politische Action Bismarcks in seiner deutschen Politik bis ins Detail zu verfolgen, wir geben lieber sechs Briefe von ihm, die freilich zum Theil erst geschrieben wurden, als er Frankfurt schon verlassen hatte, die wir aber doch an dieser Stelle zusammenstellen, weil sie die Grundzüge seiner ganzen deutschen Politik enthalten, wie er sich dieselbe während seines Frankfurter Aufenthaltes construirt und später so glänzend durchgeführt hat; der Brief aus Petersburg vom 12. Mai 1859 ist an den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Schleinitz, gerichtet, der Adressat der andern ist nicht genannt.

Reinfeld in Pommern, 11. Sept. 1856.

... Im Nov. denke ich, wird der Bund, mit mehr Wohlwollen als Erfolg, seine Sitzungen den Holsteinern widmen. In dieser Sache werden äußerlich alle Regierungen einig sein. Oesterreich aber wird heimlich ein Freund der Dänen bleiben und in seiner Presse den Mund voll deutscher Phrasen haben und Preußen die Schuld aufbürden, daß nichts geschieht. Der Schwerpunkt der Sache liegt factisch nicht in Frankfurt, sondern in der Frage, ob die Dänen eines Rückhaltes an einer oder mehreren der außerdeutschen Großmächte sicher sind. Sind sie das, so werden sie in jenem Bundesbeschluß ein Competenzloch finden....

Frankfurt a. M., 2. April 1858.

... Ich bin mit Ihnen darüber einverstanden, daß unsere Stellung im Zollverein verpfuscht ist; ich gehe noch weiter, indem ich fest überzeugt bin, daß wir den ganzen Zollverein kündigen müssen, sobald der Termin dazu gekommen ist. Die Gründe dieser Ueberzeugung sind zu weitschichtig, um sie hier zu entwickeln, und zu eng zusammenhängend, um sie einzeln zu nennen. Wir müssen kündigen auf die Gefahr hin, mit Dessau und Sondershausen allein zu bleiben. Es ist aber nicht zu wünschen, daß letzteres der Fall werde, oder doch daß es lange dauere. Deshalb müssen wir in der noch laufenden Periode den anderen Staaten den Zollverein angenehm, wenn es sein kann, zum unentbehrlichen Bedürfniß machen, damit sie nach der Kündigung den Anschluß auf unsere Bedingungen suchen. Ein Theil dieses Systems ist, daß man sie höhere Nettorevenüen ziehen läßt, als sie selbst durch Grenzzölle ohne Preußen sich würden verschaffen können. Ein anderer Theil ist der, daß man ihnen nicht die Fortdauer eines Zollvereins mit Preußen als sachlich unmöglich erscheinen läßt; das wird aber, wenn neben den 28 Regierungen noch einige 50 ständische Körperschaften, geleitet von sehr particulären Interessen, ein liberum veto ausüben. Fangen die preußischen Kammern damit an, so wird schon der Gleichheitsschwindel der deutschen Regierungen nicht zugeben, daß die übrigen zurückstehen: sie werden sich auch wichtig machen wollen.

Ich glaube, daß wir in einem nach 1865 von Preußen umzubildenden Zollvereine, um diesen Klippen zu entgehen, für die Ausübung des ständischen Zustimmungsrechtes in Zollvereinssachen, den Unionsprojecten von 1849 eine Einrichtung entnehmen, eine Art Zollparlament einrichten müssen, mit Bestimmung für itio in partes, wenn die andern es verlangen. Die Regierungen werden schwer daran gehen; aber wenn wir dreist und consequent wären, könnten wir viel durchsetzen. Die in Ihrem Briefe ausgesprochene Idee, die preußischen Kammern, vermöge der Vertretung aller deutschen Steuerzahler, durch sie, zur Grundlage hegemonischer Bestrebungen zu machen, steht auf demselben Felde. Kammern und Presse könnten das mächtigste Hilfsmittel unserer auswärtigen Politik werden. In dem vorliegenden Falle, welches auch das Ergebniß der Abstimmung sein mag, müßte jedenfalls die Zollvereinspolitik, der Schaden des Vereins für Preußen, die Nothwendigkeit für uns, ihn zu kündigen, auf das eingehendste und schärfste erörtert werden, damit die Erkenntniß darüber sich Bahn bricht; Ihr Brief sollte als Artikel in der Kreuzzeitung stehen, anstatt hier auf meinem Tisch zu liegen. Kammern und Presse müßten die deutsche Zollpolitik breit und rückhaltslos aus dem preußischen Standpunkte discutiren; dann würde sich

ihnen die ermattete Aufmerksamkeit Deutschlands wieder zuwenden, und unser Landtag für Preußen eine Macht in Deutschland werden. Ich wünschte den Zollverein und den Bund nebst Preußens Stellung zu beiden in unsern Kammern dem Secirmesser der schärfsten Kritik unterzogen zu sehen; davon kann der König, seine Minister und deren Politik, wenn sie ihr Handwerk verstehen, nur Vortheil haben. Aber ich wünschte doch als Resultat einer solchen Discussion, die Vorlage mit geringer Majorität angenommen zu sehen. Denn es handelt sich im nächsten Augenblick für den Zollverein mehr darum, deutsche Regierungen an die Fleischtöpfe desselben zu fesseln, als Sympathieen ihrer Unterthanen zu gewinnen. Die letzteren sind machtlos, und in Betreff ihrer erreicht eine kräftige, sachverständige und ehrliebende Debatte dasselbe, wie die Zufälligkeit eines Abstimmungsresultates. . . .

Petersburg, 12. Mai 1859.

„Aus den acht Jahren meiner Frankfurter Amtsführung habe ich als Ergebniß meiner Erfahrungen die Ueberzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden, ohne uns dafür dieselben Aequivalente zu gewähren, welche Oesterreich, bei einem ungleich größern Maße eigener freier Bewegung, aus ihnen zieht. Beide Großmächte werden von den Fürsten und Regierungen der kleineren Staaten nicht mit gleichem Maße gemessen; die Auslegung des Zweckes und der Gesetze des Bundes modificirt sich nach den Bedürfnissen der österreichischen Politik. Ich darf mich Ew. Sachkenntniß gegenüber der Beweisführung durch detaillirtes Eingehen auf die Geschichte der Bundespolitik seit 1850 enthalten, und beschränke mich auf die Nennung der Rubriken von der Wiederherstellung des Bundestages, der deutschen Flottenfrage, der Zollstreitigkeiten, der Handels-, Preß- und Verfassungsgesetzgebung, der Bundesfestungen Rastatt und Mainz, der Neuenburger und der orientalischen Frage. Stets haben wir uns derselben compacten Majorität, demselben Anspruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden. In der orientalischen Frage erwies sich die Schwerkraft Oesterreichs der unsrigen so überlegen, daß selbst die Uebereinstimmung der Wünsche und Neigungen der Bundesregierungen mit den Bestrebungen Preußens ihr nur einen weichenden Damm entgegenzusetzen vermochte. Fast ausnahmslos haben uns damals unsere Bundesgenossen zu verstehen gegeben, oder selbst offen erklärt, daß sie außer Stande wären, uns den Bund zu halten, wenn Oesterreich seinen eigenen Weg gehe, obschon es unzweifelhaft ist, daß das Bundesrecht und die wahren deutschen Interessen unserer friedlichen Politik

zur Seite ständen; dies war wenigstens damals die Ansicht fast aller Bundesfürsten. Würden diese den Bedürfnissen, oder selbst der Sicherheit Preußens jemals in ähnlicher Weise die eigenen Neigungen und Interessen zum Opfer bringen? Gewiß nicht, denn ihre Anhänglichkeit an Oesterreich beruht überwiegend auf falschen Interessen, welche beiden das Zusammenhalten gegen Preußen, das Niederhalten jeder Fortentwickelung des Einflusses und der Macht Preußens als dauernde Grundlage ihrer gemeinschaftlichen Politik vorschreiben. Ausbildung des Bundesverhältnisses mit österreichischer Spitze ist das natürliche Ziel der Politik der deutschen Fürsten und ihrer Minister; sie kann in ihrem Sinne nur auf Kosten Preußens erfolgen und ist nothwendig nur gegen Preußen gerichtet, so lange Preußen sich nicht auf die nützliche Aufgabe beschränken will, für seine gleichberechtigten Bundesgenossen die Assecuranz gegen zu weit gehendes Uebergewicht Oesterreichs zu leisten, und das Mißverhältniß seiner Pflichten zu seinen Rechten im Bunde, ergeben in die Wünsche der Majorität, mit nie ermüdender Gefälligkeit zu tragen. Diese Tendenz der mittelstaatlichen Politik wird mit der Stetigkeit der Magnetnadel nach jeder vorübergehenden Schwankung wieder hervortreten, weil sie kein willkürliches Produkt einzelner Umstände oder Personen darstellt, sondern ein natürliches und nothwendiges Ergebniß der Bundesverhältnisse für die kleineren Staaten bildet. Wir haben kein Mittel, uns mit ihr innerlich der gegebenen Bundesverträge dauernd und befriedigend abzufinden.

Seitdem unsere Bundesgenossen vor neun Jahren unter der Leitung Oesterreichs begonnen haben, aus dem bis dahin unbeachteten Arsenal der Bundesgrundgesetze die Principien ans Tageslicht zu fördern, welche ihrem Systeme Vorschub leisten können, seitdem die Bestimmungen, welche nur eine Deutung im Sinne ihrer Stifter haben konnten, soweit sie von dem Einverständnisse Preußens und Oesterreichs getragen werden, einseitig zur Bevormundung preußischer Politik auszubeuten versucht wurden, haben wir unausgesetzt das Drückende der Lage empfinden müssen, in welche wir durch die Bundesverhältnisse und ihre schließliche historische Entwickelung versetzt worden sind. Wir mußten uns aber sagen, daß in ruhigen und regelmäßigen Zeiten wir das Uebel durch geschickte Behandlung wohl in seinen Folgen abzuschwächen, aber nichts zu seiner Heilung zu thun vermochten; in gefahrvollen Zeiten, wie es die jetzigen sind, ist es zu natürlich, daß die andere Seite, welche sich im Besitz aller Vortheile der Bundeseinrichtungen befindet, gern zugibt, daß manches Ungehörige geschehen sei, aber im „allgemeinen Interesse" den Zeitpunkt für durchaus ungeeignet erklärt, um vergangene Dinge und „innere" Streitig-

13

keiten zur Sprache zu bringen. Für uns aber kehrt eine Gelegenheit, wenn wir die jetzige unbenutzt lassen, vielleicht nicht sobald wieder, und wir sind später von neuem auf die Resignation beschränkt, daß sich in regelmäßigen Zeiten nichts an der Sache ändern läßt.

Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent haben eine Haltung angenommen, welche den ungetheilten Beifall aller derer hat, denen ein Urtheil über preußische Politik beiwohnen kann und die sich dasselbe nicht durch Parteileidenschaften getrübt haben. In dieser Haltung sucht ein Theil unserer Bundesgenossen durch unbesonnene und fanatische Bestrebungen uns irre zu machen. Wenn die Staatsmänner von Bamberg so leichtfertig bereit sind, dem ersten Anstoß des Kriegsgeschreis der urtheilslosen und veränderlichen Tagesmeinung zu folgen, so geschieht das vielleicht nicht ganz ohne tröstende Hintergedanken an die Leichtigkeit, mit der ein kleiner Staat im Fall der Noth die Farbe wechseln kann. Wenn sie sich dabei aber der Bundeseinrichtungen bedienen wollen, um eine Macht wie Preußen ins Feuer zu schicken; wenn uns zugemuthet wird, Gut und Blut für die politische Weisheit und den Thatendurst von Regierungen einzusetzen, denen unser Schutz unentbehrlich zum Existiren ist; wenn diese Staaten uns den leitenden Impuls geben wollen, und wenn sie als Mittel dazu *bundesrechtliche Theorieen* in Aussicht nehmen, *mit deren Anerkennung alle Autonomie preußischer Politik aufhören würde* — dann dürfte es meines Erachtens an der Zeit sein, uns zu erinnern, daß die Führer, welche uns zumuthen, ihnen zu folgen, anderen Interessen dienen als preußischen, und daß sie die Sache Deutschlands, welche sie im Munde führen, so verstehen, daß sie nicht zugleich die Sache Preußens sein kann, wenn wir uns nicht aufgeben wollen.

Ich gehe vielleicht zu weit, wenn ich die Ansicht äußere, daß wir jeden rechtmäßigen Anlaß, welchen unsere Bundesgenossen uns bieten, ergreifen sollten, um zu derjenigen Revision unserer gegenseitigen Beziehungen zu gelangen, deren Preußen bedarf, um in geregelten Beziehungen zu den kleineren deutschen Staaten dauernd leben zu können. Ich glaube, wir sollten den Handschuh bereitwillig aufnehmen und kein Unglück, sondern einen Fortschritt der Krisis zur Besserung darin sehen, wenn eine Majorität in Frankfurt einen Beschluß faßt, in welchem wir eine Ueberschreitung der Competenz, eine willkürliche Aenderung des Bundeszweckes, einen Bruch der Bundesverträge finden. *Je unzweideutiger die Verletzung zu Tage tritt, desto besser.* In Oesterreich, Frankreich, Rußland finden wir die Bedingungen nicht leicht wieder so günstig, um uns eine Verbesserung

unserer Lage in Deutschland zu gestatten, und unsere Bundesgenossen sind auf dem besten Wege, uns vollkommen gerechten Anlaß dafür zu bieten, auch ohne daß wir ihrem Uebermuthe nachhelfen. Sogar die Kreuzzeitung wird, wie ich aus der Sonntagsnummer ersehe, stutzig bei dem Gedanken, daß eine Frankfurter Majorität ohne weiteres über die preußische Armee disponiren könnte. Nicht bloß an diesem Blatte habe ich bisher mit Besorgniß die Wahrnehmung gemacht, welche Alleinherrschaft sich Oesterreich in der deutschen Presse durch das geschickt angelegte Netz seiner Beeinflussung geschaffen hat, und wie es diese Waffe zu handhaben weiß. Ohne dieselbe wäre die sogenannte öffentliche Meinung schwerlich zu dieser Höhe montirt worden; ich sage die sogenannte, denn das wirkliche Gros der Bevölkerung ist niemals für den Krieg gestimmt, wenn nicht die thatsächlichen Leiden schwerer Bedrückung es gereizt haben. Es ist so weit gekommen, daß kaum noch unter dem Mantel allgemeiner deutscher Gesinnung, ein preußisches Blatt sich zu preußischem Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Piepmeyerei spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Oesterreich zu diesem Zwecke niemals fehlen. Die meisten Correspondenten schreiben für ihren Lebensunterhalt, die meisten Blätter haben die Rentabilität zu ihrem Hauptzweck, und an einigen unserer und anderer Blätter vermag ein erfahrener Leser leicht zu erkennen, ob sie eine Subvention Oesterreichs wiederum erhalten haben, sie bald erwarten, oder sie durch drohende Winke herbeiführen wollen.

Ich glaube, daß wir einen erheblichen Umschlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Ueberhebungen unserer deutschen Bundesgenossen die Saite selbständiger preußischer Politik in der Presse anschlügen. Vielleicht geschehen in Frankfurt Dinge, welche uns den vollsten Anlaß dazu bieten.

In diesen Eventualitäten kann sich die Weisheit unserer militärischen Vorsichtsmaßregeln noch nach anderen Richtungen hin bethätigen und unserer Haltung Nachdruck geben. Dann wird das preußische Selbstgefühl einen ebenso lauten und vielleicht folgenreicheren Ton geben, als das bundestägliche. Das Wort „deutsch“ für „preußisch“ möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden wären, als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnützt.

Ich fürchte, daß Ew. . . . . mir bei diesem brieflichen Streifzug in das Gebiet meiner früheren Thätigkeit ein ne sutor ultra crepidam im Geiste zurufen; aber

ich habe auch nicht gemeint, einen amtlichen Vortrag zu halten, sondern nur das Zeugniß eines Sachverständigen wider den Bund ablegen wollen. Ich sehe in unserem Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Cur dagegen vornehmen. Wenn heute lediglich der Bund aufgehoben würde, ohne daß man etwas anderes an seine Stelle setzte, so glaube ich, daß schon auf Grund dieser negativen Errungenschaft sich bald bessere und natürlichere Beziehungen Preußens zu seinen deutschen Nachbarn ausbilden würden, als die bisherigen.

Bismarck.

Petersburg, 22. August 1860.

... Der heimischen Politik bin ich gänzlich entrückt, da ich außer Zeitungen fast nur amtliche Nachrichten erhalte, die den Untergrund der Dinge nicht bloßlegen. Nach ihnen haben wir in Teplitz nichts Definitives versprochen, sondern unsere Leistungen für Oesterreich davon abhängig gemacht, daß letzteres sein Wohlwollen für uns auf dem Gebiet deutscher Politik zunächst praktisch bewähre; nachdem dies geschehen, werde es auf unsere Dankbarkeit rechnen können. Damit wäre ich sehr zufrieden; eine Hand wäscht die andere, und sehen wir die Wiener Seife nur erst schäumen, so werden wir gerne die Wäsche erwidern. Indirecte Nachrichten, die von andern Höfen hierher gelangen, lauten allerdings anders. Wenn sie richtig sind, so hätten wir zwar keinen schriftlichen Garantievertrag geschlossen, uns aber doch vermöge mündlichen Wortes gebunden, Oesterreich unter allen Umständen dann beizustehen, wenn es von Frankreich in Italien angegriffen werde; sehe Oesterreich sich zum Angriff genöthigt, so sei unsere Einwilligung erforderlich, wenn unser Beistand erwartet werden soll. Die Version klingt unverfänglicher, als sie in der That sein würde. Hat Oesterreich die Sicherheit, daß wir für Venedig eintreten werden, so wird es den Angriff Frankreichs zu provociren wissen, wie denn schon jetzt behauptet wird, daß Oesterreich seit Teplitz in Italien dreist und herausfordernd auftrete. Seit der Garibaldischen Expedition geht die Wiener Politik dahin, es in Italien so schlimm wie möglich werden zu lassen, damit dann, wenn Napoleon selbst nöthig finden werde, sich gegen die italienische Revolution zu wahren, allseitig eingeschritten und der frühere Zustand annähernd hergestellt werde. Diese Rechnung mit und auf Napoleon kann sehr trügen; wie es scheint, hat man sie deshalb seit Teplitz aufgegeben und hofft auch gegen Napoleon zum Ziel zu gelangen. Die unruhige, gereizte Leidenschaftlichkeit der österreichischen Politik bringt auf beiden

Wegen den Frieden in Gefahr. — Was wird die Kammer zu Teplitz, was zur Armee-organisation sagen! In letzterer werden natürlich alle Vernünftigen zur Regierung stehen. Der Eindruck der auswärtigen Politik wird sich aber erst berechnen lassen, wenn man genauer weiß, was Teplitz bedeutet. Ein wohlunterrichteter, aber ziemlich Bonapartistischer Correspondent schreibt mir aus Berlin: „Wir sind in Teplitz mit Wiener Gemüthlichkeit glänzend über den Löffel barbiert, für nichts, nicht einmal ein Linsengericht, verkauft.“ Gott gebe, daß er irrt! — Bei Gelegenheit von Bonapartisten fällt mir ein, daß gelegentliche Andeutungen hierher gelangen, als würde von der Presse — Nationalverein, Magdeburger, Ostpreußische Zeitung und dergleichen — ein systematischer Verleumdungsfeldzug gegen meine Person geführt. Ich sollte russisch-französische Zumuthungen wegen einer Abtretung der Rheinlande gegen Arrondirung im Innern offen unterstützt haben, ein zweiter Borries sein und dergleichen. Ich zahle demjenigen 1000 Frd'or baar, der mir nachweisen kann, daß dergleichen russisch-französische Anerbietungen jemals von irgend jemand zu meiner Kenntniß gebracht seien. Ich habe in der ganzen Zeit meines deutschen Aufenthaltes nie etwas anderes gerathen, als uns auf die eigene und auf die im Fall des Krieges von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen. Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Theil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift. Als Quelle dieser Angriffe wird mir der Coburger Hof und ein Literat bezeichnet, der persönliche Rancune gegen mich hat. Wenn ich ein österreichischer Staatsmann oder ein deutscher Fürst und österreichischer Reactionär, wie der Herzog von Meiningen wäre, so würde unsere Kreuzzeitung mich so gut in Schutz genommen haben, wie letzteren; die Lügenhaftigkeit jener Verdächtigungen ist keinem unserer politischen Freunde unbekannt. Da ich aber nur ein alter Parteigenosse bin, der obenein das Unglück hat, über manche ihm genau bekannte Dinge eigene Ansichten zu haben, so läßt man mich nach Herzenslust begeifern, und ich erfahre von der ganzen Sache hauptsächlich durch die officiöse Vertheidigung der Elberfelder Zeitung, die man mir einsendet. Es geht nichts über Ketzerrichter im eigenen Lager, und unter Freunden, die lange aus einem Topfe gegessen haben, ist man ungerechter, als gegen Feinde. Mir ist's recht, man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht! —

Stolpmünde, 18. September 1861.

In Betreff des conservativen Programms unterschreibe ich Ihre Ausstellungen vollständig. Die durchgehends negative Fassung der aufgestellten Sätze hätte

von Hause aus vermieden werden sollen. Mit der bloßen matten Defensive kann eine politische Partei nicht bestehen, viel weniger erobern, Terrain und Anhänger. — Den Schmutz der deutschen Republik behauptet jede Partei zu verabscheuen, und die für jetzt praktisch zur Frage kommenden Gegner sind auch ehrlich bemüht, ihn nicht zu wollen, namentlich den Schmutz nicht. Eine so weit über das Bedürfniß des Momentes hinausgreifende Redeform sagt entweder gar nichts, oder verhüllt, was man nicht sagen will. Ich selbst bin zweifelhaft, ob der Verfasser des Programmes nicht in der That auf dem reinen Würzburger Standpunkte steht. Wir haben unter unseren besten Freunden so viele Doctrinäre, welche von Preußen die ganz gleiche Verpflichtung zum Rechtsschutze in Betreff fremder Fürsten und Länder, wie in Betreff der eigenen Unterthanen verlangen. Dieses System der Solidarität der conservativen Interessen aller Länder ist eine gefährliche Fiction, so lange nicht die vollste, ehrlichste Gegenseitigkeit in aller Herren Ländern obwaltet. Isolirt von Preußen durchgeführt, wird es zur Donquixoterie, welche unsern König und seine Regierung nur abschwächt für die Durchführung der eigensten Aufgabe, den der Krone Preußen von Gott übertragenen Schutz **Preußens** gegen Unrecht von außen oder von innen kommend, zu handhaben. Wir kommen dahin, den ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränetätsschwindel **der** deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältniß als Piedestal benutzen, von dem herab sie Europäische Macht spielen, zum Schooßkind der conservativen Partei Preußens zu machen. Unsere **Regierung** ist ohnehin in Preußen liberal, im Auslande legitimistisch; wir schützen fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit als die eigenen, und begeistern uns für die von Napoleon geschaffenen, von Metternich sanctionirten kleinstaatlichen Souveränetäten bis zur Blindheit gegen alle Gefahren, mit denen Preußen und Deutschlands Unabhängigkeit für die Zukunft bedroht ist, so lange der Unsinn der **jetzigen** Bundesverfassung besteht, die nichts ist als ein Treib- und Conservirhaus gefährlicher und revolutionärer Particularbestrebungen. Ich hätte gewünscht, daß in dem Programm anstatt des vagen Ausfalles gegen die deutsche Republik offen ausgesprochen wäre, was wir in Deutschland geändert und hergestellt wünschen, sei es durch Anstrebung rechtlich zu Stande zu bringender Aenderungen der Bundesverfassung, sei es auf dem Wege kündbarer Associationen nach Analogie des Zollvereins und des Koburger Militärvertrages. Wir haben die doppelte Aufgabe, Zeugniß abzulegen, daß das Bestehende der Bundesverfassung unser Ideal **nicht** ist, daß wir die nothwendige Aenderung aber auf rechtmäßigem Wege offen anstreben, und **über** das zur Sicherheit und zum Gedeihen aller erforderliche Maß nicht

hinausgehen wollen. Wir brauchen eine straffere Consolidation der deutschen Wehrkraft so nöthig wie das liebe Brot; wir bedürfen einer neuen und bildsamen Einrichtung auf dem Gebiet des Zollwesens, und einer Anzahl gemeinsamer Institutionen, um die materiellen Interessen gegen die Nachtheile zu schützen, die aus der unnatürlichen Configuration der deutschen inneren Landesgrenzen erwachsen. Daß wir diese Dinge ehrlich und ernst fördern wollen, darüber sollten wir jeden Zweifel heben. — Ich sehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es am Bunde, sei es in einem Zoll- und Vereinsparlament, so zimperlich zurückschrecken. Eine Institution, die in jedem deutschen Staate legitime Geltung hat, die wir Conservative selbst in Preußen nicht entbehren möchten, können wir doch nicht als revolutionär bekämpfen! Auf dem nationalen Gebiete würden bisher sehr mäßige Concessionen immer noch als werthvoll anerkannt werden. Man könnte eine recht conservative Nationalvertretung schaffen und doch selbst bei den Liberalen Dank dafür ernten.

Der Lärm des Einpackens stört mich im Schreiben. Für den Fall, daß Sie noch Gelegenheit haben, mich bei unseren Freunden redend einzuführen, lege ich das Concept bei, welches ich Ihnen vorlas; aber mit der Bitte, den Wortlaut vor Oeffentlichkeit zu bewahren, da ich nicht weiß, ob es dem Könige genehm ist, daß dieser auf seinen Befehl flüchtig zu Papier gebrachte Inhalt einer Unterredung mit Sr. Majestät ruchbar wird, nachdem weitere Besprechungen, wie ich höre, daran geknüpft worden sind ...

Berlin, den 2. October 1861.

Ich bin in Koblenz und hier nach Kräften für deutsche Politik thätig gewesen, und für die augenblickliche Stimmung nicht ganz ohne Erfolg. Ich schrieb Ihnen etwa am 19. v. M. von Stolpmünde nach Ihrer hiesigen Wohnung und legte in den Brief das Concept des kleinen Aufsatzes, den ich in Baden dem Könige gegeben hatte. Ich soll diese Arbeit näher ausführen; ist daher der Brief mit der Einlage schließlich, wie ich hoffe, in Ihre Hände gelangt, so bitte ich Sie, mir die Einlage nach Reinfeld schicken zu wollen, damit ich sie dort weiter verarbeite. Ich habe wahres Heimweh nach meiner Wohnung am Englischen Quai, mit dem beruhigenden Blick auf das Newa-Eis. Am 13. wird man wohl in Königsberg eintreffen müssen ...

Berlin, den 16. Mai 1864.

Ich begreife Ihre Bedenken gegen die Adresse, die aber dennoch, meiner Ansicht nach, gegenwärtig mit nützlichem Drucke in die diplomatische Lage eingreift. Ich

kann mich darin allerdings täuschen; denn je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen, und wenn Sie ein inneres Widerstreben fühlen, so rede ich um so weniger zu, als ich gerne mit gutem Gewissen möchte behaupten können, daß es keine von der Regierung gemachte Stimmung ist, die sich darin wiederspiegelt. Die augenblickliche Lage ist aber so geartet, daß es mir zweckdienlich scheint, gegen das Dänenthum auf der Conferenz alle Hunde loszulassen, welche bellen wollen (verzeihen Sie diesen Jägervergleich); das gesammte Geläut der Meute wirkt dahin zusammen, daß die Unterwerfung der Herzogthümer unter Dänemark den Ausländern unmöglich erscheint und daß letztere genöthigt werden, Programme in Betracht zu ziehen, welche die preußische Regierung ihnen nicht bringen kann. Ich rechne in der letzteren Beziehung zu diesen Ausländern auch die Holsteiner selbst, nebst dem Augustenburger und allen ewig Ungedeelten bis zur Königsau. Die Herzogthümer haben sich bisher an die Rolle des Geburtstagskindes in der deutschen Familie und an den Gedanken gewöhnt, daß wir uns auf dem Altare ihrer Particularinteressen willig zu opfern und für jeden einzelnen Deutschen im Norden von Schleswig die Existenz Preußens einzusetzen haben. Diesem Schwindel namentlich wird die Adresse entgegen wirken; einen so starken Effect, daß er uns Verlegenheit bereitet, befürchte ich nicht. Würde bei uns die Nation so stark von preußischem Ehrgeiz erfaßt, daß die Regierung nicht mehr belebend, sondern mäßigend sich dazu zu stellen hätte, so würde ich diesen Zustand durchaus nicht beklagen.

Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der HErr auch unsere Irrthümer zu unserm Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demüthigung.

Zur Beleuchtung der Situation bemerke ich noch schließlich, daß mir die preußische Annexion nicht der oberste und nothwendige Zweck ist, wohl aber das angenehmste Resultat.

Mit herzlichen Grüßen an die verehrten Hausgenossen,

der Ihrige

v. Bismarck.

Es versteht sich von selbst, daß Bismarck nicht nur die deutsche Politik Oesterreichs, sondern auch die Gesammtpolitik Oesterreichs mit dem scharfspähenden Blick des Gegners verfolgte und da erkannte er denn bald, auf welchem gefährlichen Irrthum dieselbe basirt war. Oesterreich wollte nämlich, gestützt auf den Anschein von

Macht, die ihm Fürst Schwarzenbergs kecke Schachzüge und Radetzkys Siege über Sardinien errungen, durch diplomatisches Spiel allein die Hegemonie in Europa gewinnen. Durch die Freundschaft mit Frankreich wollte es Italien niederhalten, durch die Freundschaft mit England die Türkei engagiren, durch das Bündniß beider aber, sowie durch den Druck, den es selbst auf Preußen, wie auf die anderen deutschen Staaten zu üben dachte, Rußland demüthigen und lahm legen, Rußland, in welchem es den einzigen Gegner seiner erträumten Hegemonie sah. Dieser Plan aber, aus welchem sich Oesterreichs Haltung während des orientalischen Krieges erklärt, mußte scheitern, weil Rußlands solide Macht durch das vorübergehende Bündniß Englands und Frankreichs auch im günstigsten Falle nur vorübergehend erschüttert werden konnte; mußte scheitern, weil Frankreich aus reiner Freundschaft für Oesterreich ganz gewiß im Westen nicht ruhig blieb, nachdem es sich im Osten mit Rußland gemessen; mußte scheitern, weil England schwerlich für Oesterreich irgend etwas that, nachdem es im Orient seine Zwecke erreicht; mußte endlich ganz gewiß scheitern, weil Oesterreich die Macht Preußens in einer kaum erklärlichen Weise unterschätzte. Dieses Scheitern sah Bismarck voraus, und die Krisis, die dann eintrat, mußte seiner Ansicht nach Preußen benutzen, um sich und Deutschland von Oesterreich zu erlösen. Darum drang er in Berlin immer und immer wieder auf eine möglichste Verstärkung der preußischen Heeresmacht. Seine Mahnungen wurden auch nicht überhört, aber zu seinem tiefen Schmerz gestalteten sich die Verhältnisse endlich doch so, daß Preußen, als die Krisis wirklich eintrat, die Situation nicht benutzte. Als der Krieg in Italien ausbrach, als Preußen nicht gegen Oesterreich auftrat, da war Bismarck in Frankfurt nach Ansicht des Ministeriums unmöglich geworden und wurde abberufen. Es war Bismarck beschieden, daß er selbst seine deutsche Politik acht Jahr später durchführen sollte, daß Preußen allein seine ihm gebührende Stellung erringen sollte, während es damals französische Bundesgenossenschaft gehabt hätte. Mit schwerem Herzen schied Bismarck 1858 aus seiner Wirksamkeit in Frankfurt; er war überzeugt, daß er gerade dort, wo er nun das Terrain ganz genau kannte, dem Könige und dem Vaterlande ersprießliche Dienste leisten könne; er schied in patriotischem Zorn über die Geringschätzung, die Oesterreich gegen Preußen ungescheut an den Tag legte, aber er wußte auch schon, daß eine Zeit der Vergeltung kommen werde.

Seine Stellung in Frankfurt bot Bismarck einen Vortheil, welcher dem Staatsmann nicht gering dünkt; Frankfurt liegt wie ein großes Wirthshaus an der Straße, in welchem die im Sommer immer hin und herreisende europäische Gesellschaft vorzugsweise gern einkehrt. Der Vertreter Preußens empfing dort nicht nur viele fürst-

liche Herrschaften, welche dem königlichen Hause von Preußen verwandt oder befreundet waren, sondern lernte nach und nach auch einen großen Theil der Minister und Diplomaten aller europäischen Staaten persönlich kennen. Unter den fürstlichen Herrschaften, welche er in Frankfurt empfing; und denen er nachher in den nahen Badeorten seine Aufwartung machte, tritt besonders die Großfürstin Helene von Rußland hervor, eine geborene Prinzessin von Württemberg und Wittwe des Großfürsten Michael Pawlowitsch, eine geistreiche und auch in politischen Dingen sehr wohl unterrichtete Dame, deren Einfluß sehr bedeutend sein soll und nicht nur in Rußland.

Unter den Staatsmännern, die Bismarck am Rhein kennen lernte, ist zuerst der greise Fürst Metternich zu nennen, dem er bald nach seiner Ankunft in Frankfurt noch im Sommer 1851 einen Besuch auf dem Schlosse Johannisberg machte. Er hatte eingehende Besprechungen mit dem Manne, welcher so lange Oesterreichs Politik in mehr als einer Beziehung meisterhaft geleitet, im Gegensatz gegen Schwarzenberg stets ein sehr staatskluges Wohlwollen gegen Preußen an den Tag gelegt hatte und ein solches immer noch sehr bestimmt kundgab.



Metternich und Bismarck zusammen auf dem Johannisberg! Der eine ein Greis, der alles gewesen war, der andere ein Mann, der alles werden sollte. Der Repräsentant der Vergangenheit und der Repräsentant der Zukunft; die Vergangenheit hatte Oesterreich gehört, die Zukunft gehörte Preußen. Die Gegenwart und der Johannisberg waren der neutrale Boden, wo sich der letzte Rest von dem österreichischen Wohlwollen für Preußen und der letzte Rest von traditioneller Verehrung für Oesterreich in Bismarcks preußischem Herzen begegneten. Die beiden Staatsmänner sind mit gegenseitiger Anerkennung von einander geschieden.

Während seines Aufenthaltes in Frankfurt wurde Bismarck so oft nach Berlin berufen, daß es ermüden würde, hier alle diese Reisen zu registriren. In einem Jahre, es ist uns nicht gleich erinnerlich, in welchem, machte er zwischen Frankfurt

und Berlin hin und zurück nicht weniger als 2600 Meilen. Sein Rath wurde an allerhöchster Stelle oft begehrt, und mehrmals war es sehr nahe daran, daß Bismarck schon damals Minister wurde; es waren auch keineswegs die mächtigen Einflüsse von zwei Seiten her, die seinen Eintritt ins Ministerium schließlich hinderten, sondern seine eigene Abneigung, damals schon Minister zu werden. Er sprach sich in jenen Tagen gegen einen Bekannten dahin aus, daß er erst zehn Jahre Gesandter, dann zehn Jahre Minister sein möchte, um endlich sein Leben als Landedelmann in der Stille zu schließen. König Friedrich Wilhelm IV, der es für Bismarcks politische Ausbildung für ganz nothwendig hielt, ihn nach Wien zu senden, gab ihm im Mai des Jahres 1852 einen wichtigen Auftrag dorthin, über denselben hinaus aber war seine Aufgabe, ein volles Verständniß zwischen Preußen und Oesterreich wieder herbeizuführen. Wir wissen, daß Bismarck damit an der Schwarzenbergschen Erbschaft scheitern mußte. Persönlich — er folgte damals dem kaiserlichen Hoflager auch nach Ungarn — empfing Bismarck sehr günstige Eindrücke, über welche er sich auch in mehreren der hier folgenden Briefen an seine Gemahlin aussprach.

Halle, 7./1. 52. Von hier habe ich Dir, so viel ich weiß, noch nie geschrieben, und hoffe, daß es auch künftig nicht wieder vorkommt. Ich habe mich so viel besonnen, ob gestern nicht doch am Ende Freitag war, als ich abreiste; ein dies nefastus (N. N. wird Dir sagen, was das heißt) war es sicherlich; in Gießen kam ich in ein hundekaltes Zimmer mit drei nicht schließenden Fenstern, zu kurzes, zu schmales Bett, schmutzig, Wanzen; infamer Kaffee, noch nie gekannt so schlecht. In Guntershausen kamen Damen in die erste Klasse und das Rauchen hörte auf, eine höhere Geschäftsdame (N. N. wird Dir sagen, was das ist) mit zwei Kammerjungfern, Zobelpelz; sprach abwechselnd mit russischem und englischem Accent deutsch, sehr gut französisch, etwas englisch, war aber meiner Ansicht nach aus der Reezenjasse in Berlin, und die eine Kammerfrau ihre Mutter oder ältere Geschäftsfreundin (N. N. ꝛc.). Zwischen Guntershausen und Gerstungen platzte ganz sanft eine Röhre an der Locomotive, das Wasser lief aus, da saßen wir, $1^1/_2$ Stunden lang im Freien, recht hübsche Gegend und warme Sonne. Ich hatte mich in die zweite Klasse gesetzt, um zu rauchen, da fiel ich einem Berliner Kammer- und Geh. Raths-Collegen in die Hände, der jetzt 14 Tage Homburg getrunken hatte und mich im Beisein einiger Meßjuden fragte und zur Rede stellte, bis ich verzweifelt wieder zur Prinzessin aus der Reezenjasse heimkehrte; durch den Aufenthalt kamen wir 3 Stunden zu spät nach Halle, der Berliner Zug war lange fort, ich muß hier schlafen und morgen früh per Güterzug um $^1/_2 1$ reisen, um 2 ankommen. Hier am Bahnhof sind 2 Gasthöfe, aus Versehen

bin ich in den falschen gerathen; ein Gensdarm ging im Saal auf und ab und musterte bedenklich meinen Bart, während ich ein müffiges Beefsteak aß. Ich bin sehr unglücklich, werde aber nun noch den Rest Spickgans zu mir nehmen, etwas Portwein trinken und dann zu Bette gehen.

Berlin, 1. Mai 52. Ich komme eben von einem unendlich langen Diner bei Le Coq, wo ich zwischen L. G. und dem jüngeren M. saß, zwei grundverschiedene Naturen, zwischen denen ich vergebens eine Vermittelung über den Streit suchte, der jetzt wieder König und Kammer bewegt; der eine trocken, klug und praktisch, der andere liebenswürdig, geistreich und theoretisch; er hatte schon Anlage, die Welt und ihr Regiment über seine eigene Anschauung davon zu vergessen, aber die Kammerluft hat diese unpraktische Richtung in ihm gefördert, und über diesen Turn- und Exercierplatz von Geist und Zunge vergißt er oder schätzt gering, was zu thun nothwendig ist. Es liegt etwas recht Demoralisirendes in der Kammerluft, die besten Leute werden eitel, ohne daß sie es merken, und gewöhnen sich an die Tribüne, wie an ein Toilettenstück, mit dem sie vor dem Publikum sich produciren. Verzeih diesen politischen Erguß.

Berlin, 3. Mai 52. Ich habe es hier recht herzlich satt und sehne mich nach dem Tage der Abreise. Die Kammerintriguen finde ich über die Maßen schal und unwürdig; wenn man immer darin lebt, so täuscht man sich darüber und hält sie für Wunder was. Wenn ich von Frankfurt unbefangen herkomme, so ist mir wie einem Nüchternen, der unter Betrunkene geräth. Ich wollte, sie schickten mich nach Constantinopel, da braucht man doch nicht alle Augenblicke herzureisen.

Wien, 11./6. 52. 'Sg'fallt mer hier gar net, wie Schrenk sagt, obschon es so nett war Anno 47, mit Dir, aber nicht bloß Du fehlst mir, sondern ich finde mich hier überflüssig, und das ist schlimmer, als ich Deinem unpolitischen Gemüth verständlich machen kann. Wenn ich, wie damals, nur zum Vergnügen hier wäre, so könnte ich nicht klagen; alle, die ich bisher kennen gelernt habe, sind bemerkenswerth liebenswürdig, und die Stadt ist zwar heiß und engstraßig, aber doch eine ausgezeichnete Stadt. Im Geschäft dagegen herrscht große Flauheit; die Leute haben entweder nicht das Bedürfniß, sich mit uns zu arrangiren, oder setzen es bei uns in höherem Grade voraus, als es vorhanden ist. Ich fürchte, die Gelegenheit der Verständigung geht ungenützt vorüber, das wird bei uns einen bösen Rückschlag üben, denn man glaubt, einen sehr versöhnlichen Schritt durch meine Sendung gethan zu haben, und sie werden sobald nicht wieder einen herschicken, der so geneigt ist, sich zu verständigen und dabei so freie Hand hat wie ich. Verzeih, daß ich Dir Politik

schreibe, aber wessen das Herz voll ist u. s. w., ich trockene ganz auf geistig in diesem Getriebe, und ich fürchte, ich bekomme noch einmal Geschmack daran. Ich komme eben aus der Oper, mit Old Westmoreland, Don Giovanni, von einer guten italienischen Truppe, bei der ich die Miserabilität des Frankfurter Theaters doppelt empfand. Gestern war ich in Schönbrunn und gedachte an unsere abenteuerliche Mondscheinexpedition beim Anblick der himmelhohen Hecken und der weißen Statuen in den grünen Büschen, besah mir auch das heimliche Gärtchen, in das wir zuerst geriethen, was sehr verbotener Grund ist, so daß die Jägerschildwache, die schon damals dort stand, sogar das Hineinsehen verbietet.

Ofen, 23./6. 52. So eben komme ich vom Dampfschiff und weiß den Augenblick, der mir bleibt, bis Hildebrand mit meinen Sachen nachfolgt, nicht besser anzuwenden, als indem ich Dir ein kleines Lebenszeichen von dieser sehr östlich gelegenen, aber sehr schönen Welt schicke. Der Kaiser hat die Gnade gehabt, mir Quartier in seinem Schlosse anzuweisen, und ich sitze hier in einer großen, gewölbten Halle am offenen Fenster, zu dem die Abendglocken von Pesth hereinläuten. Der Blick hinaus ist reizend. Die Burg liegt hoch, unter mir zuerst die Donau, von der Kettenbrücke überspannt, dahinter Pesth und weiterhin die endlose Ebene über Pesth hinaus im blaurothen Abendduft verschwimmend. Neben Pesth links sehe ich die Donau aufwärts, weit, sehr weit links von mir, d. h. auf dem rechten Ufer, ist sie zuerst von der Stadt Ofen besäumt, dahinter Berge, blau und blauer, dann braunroth im Abendhimmel, der dahinter glüht. In der Mitte beider Städte liegt der breite Wasserspiegel wie bei Linz, von der Kettenbrücke und einer waldigen Insel unterbrochen. Auch der Weg hierher, wenigstens von Gran bis Pesth würde Dich gefreut haben. Denke Dir Odenwald und Taunus nahe aneinandergerückt, und der Zwischenraum mit Donauwasser angefüllt. Die Schattenseite der Fahrt war die Sonnenseite, es brannte nämlich, als ob Tokayer auf dem Schiffe wachsen sollte, und die Menge der Reisenden war groß, aber denke Dir, nicht Ein Engländer, die müssen Ungarn noch nicht entdeckt haben. Uebrigens sonderbare Käuze genug, von allen orientalischen und occidentalischen Nationen, schmierige und gewaschene. Ein recht liebenswürdiger General war meine Hauptreisegesellschaft, mit dem ich fast die ganze Zeit über oben auf dem Radkasten gesessen und geraucht habe. Nachgerade werde ich ungeduldig, wo Hildebrand bleibt; ich liege im Fenster halb mondscheinschwärmend, halb auf ihn wartend, wie auf die Geliebte, denn mich verlangt nach einem clean shirt. Wärst Du doch einen Augenblick hier und könntest jetzt auch die mattsilberne Donau, die dunkeln Berge auf blaßrothem Grund, und auf die Lichter sehen, die unten aus Pesth

heraufscheinen; Wien würde sehr bei Dir im Preise sinken gegen Buda-Pesth, wie der Ungar sagt; Du siehst, ich bin auch Naturschwärmer. Jetzt werde ich mein erregtes Blut mit einer Tasse Thee sänftigen, nachdem Hildebrand wirklich eingetroffen ist, und dann bald zu Bette gehen.

Vorige Nacht wurden es nur 4 Stunden Schlaf, und der Hof ist schauerlich matinös hier, der junge Herr selbst steht schon um 5 Uhr auf, da würde ich also ein schlechter Höfling sein, wenn ich sehr viel länger schlafen wollte. Daher, mit einem Seitenblick auf eine riesenhafte Theekanne und einen verführerischen Teller mit Kaltem in Gelee unter anderem Zeuge, wie ich sehe, sage ich Dir gute Nacht aus weiter Ferne. Wo habe ich denn das Lied her, was mir heut den ganzen Tag im Sinne liegt: „Over the blue mountain, over the white sea-foam, come thou beloved one, come to thy lonely home!“ Ich weiß nicht, wer mir das einmal vorgesungen haben muß, in old lang syne!

Den 24. Juni. Nachdem ich sehr gut, obschon auf einem Keilkissen geschlafen habe, sage ich Dir guten Morgen. Die ganze Landschaft vor mir schwimmt in so heller, brennender Sonne, daß ich gar nicht hinaussehen kann ungeblendet. Bis ich meine Besuche beginne, sitze ich hier einsam frühstückend und rauchend in einem sehr geräumigen Lokal, 4 Zimmer, alles dick gewölbt, 2 etwa so wie unsere Tafelstube in der Dimension, dicke Wände wie in Schoenhausen, riesenhafte Nußbaumschränke, blauseidene Möbel, auf der Diele eine Profusion von ellengroßen, schwarzen Flecken, die eine erhitztere Phantasie als meine für Blut ansehen könnte, ich aber décidément für Tinte erkläre; eine unglaublich ungeschickte Schreiberseele muß hier gehaust, oder ein anderer Luther wiederholentlich große Tintenfässer gegen den Widersacher geschleudert haben. Ein sehr freundlicher, alter Diener in hellgelber Livree theilt sich mit Hildebrand ins Geschäft; überhaupt sind sie sehr liebenswürdig; das Dampfschiff fuhr gestern dem Vertreter des Königs zu Ehren unter großer preuß. Flagge, und Dank dem Telegraphen, wartete Kön. Equipage am Landungsplatz. Sage das nicht N. N., er schreibt sonst Artikel darüber. Unten treiben auf langen Holzflößen die sonderbarsten braunen, breithutigen und weithosigen Gestalten die Donau entlang. Es thut mir leid, daß ich nicht Zeichner bin, diese wilden Gesichter, schnurrbärtig, langhaarig, mit den aufgeregten schwarzen Augen und der einzig malerischen Draperie, die an ihnen hängt, hätte ich Dir gern vorgeführt, wie sie gestern den Tag über mir unter die Augen kamen. Nun muß ich ein Ende machen und Besuche. Ich weiß nicht, wann Du diese Zeilen erhältst, vielleicht schicke ich morgen oder übermorgen einen Feldjäger nach Berlin, der sie mitnehmen kann.

Abends. Noch habe ich keine Gelegenheit gefunden, dies abzusenden. Wieder scheinen die Lichter aus Pesth herauf, am Horizont nach der Theiß zu blitzt es, über uns ist es sternenklar. Ich habe heut viel Uniform getragen, in heimlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Creditive überreicht, und einen sehr wohlthuenden Eindruck erhalten. Nach der Tafel wurde vom ganzen Hofe eine Excursion ins Gebirge gemacht, zur „schönen Schäferin", die aber lange todt ist, der König Mathias Corvinus liebte sie vor etlichen hundert Jahren. Man sieht von da über waldige, neckaruferartige Berge auf Ofen, dessen Berge und die Ebene. Ein Volksfest hatte tausende hinaufgeführt, die den Kaiser, der sich unter sie mischte, mit tobenden eljen (evviva) umdrängten, Csardas tanzten, walzten, sangen, musicirten, in die Bäume kletterten und den Hof drängten. Auf einem Rasenabhang war ein Soupertisch von etwa 20 Personen, nur auf einer Seite besetzt, die andere für die Aussicht auf Wald, Burg, Stadt und Land frei gelassen, über uns hohe Buchen mit kletternden Ungarn in den Zweigen, hinter uns dicht gedrängtes und drängendes Volk in nächster Nähe, weiterhin Hörnermusik mit Gesang wechselnd, wilde Zigeunermelodien. Beleuchtung, Mondschein und Abendroth, dazwischen Fackeln durch den Wald; das Ganze konnte ungeändert als große Effectscene in einer romantischen Oper figuriren. Neben mir saß der weißhaarige Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn, im schwarzseidenen Talar mit rothem Ueberwurf, auf der anderen Seite ein sehr liebenswürdiger, eleganter Cavalleriegeneral. Du siehst, das Gemälde war reich an Contrasten. Dann fuhren wir unter Fackelescorte im Mondschein nach Hause. Sage Frau von B., ihr Bruder wäre ein sehr liebenswürdiger Mann, wie das nach den beiden Schwestern, die ich kannte, nicht anders zu erwarten war. Eben erhielt ich eine telegraphische Depesche aus Berlin; sie enthielt nur 4 Buchstaben: „Nein". Ein inhaltschweres Wort. Ich habe mir heut erzählen lassen, wie dieses Schloß vor drei Jahren von den Insurgenten gestürmt wurde, wobei der brave General Hentzi und die ganze Besatzung nach einer bewundernswerth tapferen Vertheidigung niedergehauen wurden. Die schwarzen Flecken auf meiner Diele sind zum Theil Brandflecken, und wo ich Dir schreibe, tanzten damals die platzenden Granaten und schlug man sich schließlich auf rauchendem Schutt. Erst vor wenig Wochen ist dies zur Herkunft des Kaisers wieder in Stand gesetzt worden. Jetzt ist es recht still und behaglich hier oben, ich höre nur das Ticken einer Wanduhr und fernes Wagenrollen von unten herauf. Mögen Engel bei Dir wachen, bei mir thut's ein bärenmütziger Grenadier, von dessen Bajonett ich 6 Zoll auf 2 Armeslängen von mir über dem Fensterrand ragen und einen Fuß wieder-

spiegeln sehe. Er steht über der Terrasse an der Donau und denkt vielleicht an seine Nanni. —

Szolnok, 27./6. 52. In den vorhandenen Atlanten wirst Du eine Karte von Ungarn finden, auf dieser einen Fluß Theiß und, wenn Du dann über Szegedin hinauf nach der Quelle suchst, einen Ort Szolnok. Ich bin gestern mit Eisenbahn von Pesth nach Alberti-Josa gefahren, wo ein Fürst W. in Quartier liegt, der mit einer Prinzessin v. M. verheirathet ist. Dieser machte ich meine Aufwartung, um ** Nachricht von ihrem Ergehen bringen zu können. Der Ort liegt am Rande der ungarischen Steppen zwischen Donau und Theiß, welche ich eines Spaßes halber ansehen wollte. Man ließ mich nicht ohne Escorte reisen, da die Gegend durch berittene Räuberbanden, hier Betyaren genannt, unsicher gemacht wird. Nach einem comfortabeln Frühstück unter dem Schatten einer Schoenhausischen Linde, bestieg ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und drei Steppenpferden davor, die Ulanen luden ihre Karabiner, saßen auf, und fort ging's in sausendem Galopp. Hildebrand und ein ungarischer Lohndiener auf dem Vordersack, und ein Kutscher, ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen, speckglänzenden schwarzen Haaren, einem Hemd, das über dem Magen aufhört und einen handbreiten, dunkelbraunen Gurt eigener Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist, und die bis an die Knie reichen, wo die bespornten Stiefel anfangen. Denke Dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht, als die hohen, kahlen Bäume der für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabenen Ziehbrunnen (Püttschwengel), tausende von weißbraunen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, gehütet von berittenen, halbnackten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (bunda) des Hirten trägt und gelegentlich ihn selbst, dann große Scharen von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzhaltigem Wasser, wilde Gänse, Enten, Kibitze, waren die Gegenstände, die an uns und wir an ihnen vorüberflogen während der drei Stunden, die wir auf 7 Meilen bis Ketskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in einer Csarda (einsames Wirthshaus). Ketskemet ist ein Dorf, dessen Straßen, wenn man keine Bewohner sieht, an das kleine Ende von Schoenhausen erinnern, nur hat es 45,000 Einwohner, ungepflasterte Straßen, niedrige, orientalisch gegen die Sonne geschlossene Häuser mit großen Viehhöfen. Ein fremder Gesandter war da eine so ungewöhnliche Erscheinung, und mein magyarischer Diener ließ die Excellenz so rasseln, daß man mir

sofort eine Ehrenwache gab, die Behörden sich meldeten und Vorspann requirirt wurde. Ich brachte den Abend mit einem liebenswürdigen Officiercorps zu, die darauf bestanden, daß ich auch ferner Escorte mitnehmen müsse, und mir eine Menge Räubergeschichten erzählten. Grade in der Gegend, nach der ich reiste, sollten die übelsten Raubnester liegen, an der Theiß, wo die Sümpfe und Wüsten ihre Ausrottung fast unmöglich machen. Sie sind vortrefflich beritten und bewaffnet, diese Betyaren, überfallen in Banden von 15 bis 20 die Reisenden und die Höfe und sind am andern Tage 20 Meilen davon. Gegen anständige Leute sind sie höflich. Ich hatte den größten Theil meiner Baarschaft bei Fürst W. gelassen, nur etwas Wäsche bei mir und hatte eigentlich einen Kitzel, diese Räuber zu Pferde, in großen Pelzen, mit Doppelflinten in der Hand und Pistolen im Gurt, deren Anführer schwarze Masken tragen und zuweilen dem kleinen Landadel angehören sollen, näher kennen zu lernen. Vor einigen Tagen waren mehrere Gensdarmen im Gefecht mit ihnen geblieben, dafür aber zwei Räuber gefangen und in Ketskemet standrechtlich erschossen worden. Dergleichen erlebt man in unseren langweiligen Gegenden gar nicht. Um die Zeit, wo Du heut morgen aufwachtest, hast Du schwerlich gedacht, daß ich in dem Augenblick in Kumänien in der Gegend von Felegyhaza und Csongrad mit Hildebrand im gestreckten Galopp über die Steppe flog, einen liebenswürdigen, sonnenverbrannten Ulanenofficier neben mir, jeder die geladenen Pistolen im Heu vor sich liegend, und ein Commando Ulanen, die gespannten Carabiner in der Faust, hinterher jagend. Drei schnelle Pferdchen zogen uns, die unweigerlich Rosa und Csillak (Stern) und das nebenlaufende Betyar (Vagabund) heißen, von dem Kutscher ununterbrochen bei Namen und in bittendem Ton angeredet werden, bis er den Peitschenstiel quer über den Kopf hält, und mega, mega (halt an) ruft, dann verwandelt sich der Galopp in sausende Carriere. Ein sehr wohlthuendes Gefühl! Die Räuber ließen sich nicht sehen; wie mir mein netter, brauner Lieutenant sagte, würden sie schon vor Tagesanbruch gewußt haben, daß ich unter Bedeckung reiste, gewiß aber seien welche von ihnen unter den würdig aussehenden stattlichen Bauern, die uns auf den Stationen aus den gestickten, bis zur Erde gehenden Schafpelzmänteln ohne Aermel ernsthaft betrachteten und mit einem ehrenfesten istem adiamek (gelobt sei Gott) begrüßten. Die Sonnenhitze war glühend den ganzen Tag, ich bin im Gesicht wie ein Krebs so roth. Ich habe 18 Meilen in 12 Stunden gemacht, wobei noch 2 bis 3 Stunden, wenn nicht mehr, auf Anspannen und Warten zu rechnen sind, da die 12 Pferde, die ich brauchte, für uns und die Bedeckung erst gefangen werden mußten. Dabei waren vielleicht $^1/_3$ des Weges tiefster Mahlsand und Dünen, wie

bei Stolpmünde. Um 5 kam ich hier an, wo ein buntes Gewühl von Ungarn, Slovaken, Walachen die Straßen (Sz. ist ein Dorf von etwa 6000 Einwohnern, aber Eisenbahn- und Dampfschiffstation an der Theiß) belebt, und mir die wildesten und verrücktesten Zigeunermelodien ins Zimmer schallen. Dazwischen singen sie durch die Nase mit weit aufgerissenem Munde, in kranker, klagender Molldissonanz, Geschichten von schwarzen Augen und von dem tapferen Tod eines Räubers, in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn er im Schornstein lettische Lieder heult. Die Weiber sind im ganzen gutgewachsen, einige ausgezeichnet schön; alle haben pechschwarzes Haar, nach hinten in Zöpfe geflochten, mit rothen Bändern darin. Die Frauen entweder lebhaft grün-rothe Tücher oder rothsammetne Häubchen mit Gold auf dem Kopf, ein sehr schön gelbes Tuch, seidenes Tuch um Schulter und Brust, schwarze, auch urblaue kurze Röcke und rothe Saffianstiefel, die bis unter das Kleid gehen, lebhafte Farben, meist ein gelbliches Braun im Gesicht, und große brennend schwarze Augen; im ganzen gewährt so ein Trupp Weiber ein Farbenspiel, das Dir gefallen würde, jede Farbe am Anzug so energisch, wie sie sein kann. Ich habe nach meiner Ankunft um 5, in Erwartung des Diners, in der Theiß geschwommen, Csardas tanzen sehen, bedauert, daß ich nicht zeichnen konnte, um die fabelhaftesten Gestalten für Dich zu Papier zu bringen, dann Paprika-Hähndel, Stürl (Fisch) und Tick gegessen, viel Ungar getrunken, geschrieben, und will nun zu Bett gehn, wenn die Zigeunermusik mich schlafen läßt. Gutnacht. Istem adiamek!

Pesth, 28. Wieder sehe ich das Ofener Gebirge, diesmal von der Pesther Seite, von unten her. Aus der Ebene, die ich eben verlassen habe, sah man nur an einigen Stellen und bei sehr klarer Luft in 12 bis 15 Meilen Entfernung blaue Karpathenumrisse schimmern. Südlich und östlich blieb die Ebene unabsehbar und geht in erster Richtung bis weit in die Türkei, in der anderen nach Siebenbürgen. Die Hitze war heut wieder sengend, sie hat mir die Haut im Gesicht abgeschält. Jetzt ist ein warmer Sturm, der so heftig über die Steppe herkommt, daß die Häuser davon zittern. Ich habe in der Donau geschwommen, mir die prächtige Kettenbrücke von unten angesehen, Besuche gemacht, auf der Promenade sehr gute Zigeuner spielen hören und will nun bald schlafen. Die Gegend am Rande der Pusta, da, wo es anfängt, cultivirter zu werden, erinnert an Pommern, an die Gegend von Rommelow, Romahn und Coseger. Die Zigeuner sind grauschwarz im Gesicht, fabelhaft costümirt, die Kinder ganz nackend, bis auf eine Schnur Glasperlen um den Hals. Zwei Frauen hatten schön regelmäßige Züge, waren auch reiner und geputzter als die Männer. Wenn die Ungarn einen Tanz noch einmal hören wollen, so rufen sie

ganz erstaunt: hody wol? hody? (wie war das? wie?) und sehen sich fragend an, als hätten sie nicht recht verstanden, obschon sie die Musik auswendig wissen. Es ist überhaupt ein seltsam Volk, gefällt mir aber sehr gut. Meine Ulanenescorte ist doch so übel nicht gewesen. Um dieselbe Zeit, wo ich Ketskemet in südlicher Richtung verließ, gingen 63 Wagen nach Körös nördlich ab. Diese sind 2 Stunden später angehalten und ausgeplündert worden. Einen Obersten, der zufällig vor diesen Wagen fuhr, haben sie, weil er nicht anhalten wollte, einige Schüsse nachgeschickt und ein Pferd durch den Hals geschossen, doch nicht so, daß es stürzte, und da er, im Galopp davonfahrend, nebst 2 Dienern, das Feuer erwiderte, haben sie vorgezogen, sich an die übrigen Reisenden zu halten. Sonst haben sie niemand etwas gethan und nur einige Personen geplündert, oder vielmehr gebrandschatzt, denn sie nehmen nicht alles, was einer hat, sondern fordern nach Vermögen und nach ihrem eigenen Bedürfniß eine Summe von jedem und lassen sich z. B. 40 fl., die sie gefordert haben, aus einem Portefeuille mit 1000 fl. ruhig zuzählen, ohne den Ueberrest anzurühren. Also Räuber, die mit sich reden lassen.

Wien, 30. Da sitze ich wieder im römischen Kaiser. Während Du vom Coblenzer Schloß aus auf den Rhein blicktest und auf unseren König und Herrn wartetest, sah ich vom Ofener Schloß auf die Donau, und hatte mit dem jungen Kaiser eine after-dinner conversation in einer Fensternische über die preußische Militärverfassung, und sonderbarerweise machte ich an demselben Nachmittag, wo Ihr Ehrenbreitstein und Stolzenfels saht, eine Spazierfahrt auf die über dem Schloß liegende Citadelle und ins Ofener Waldgebirge. Die Aussicht von ersterer ist bewundernswürdig. Sie erinnert an die auf Prag, nur mehr Hintergrund und Fernsicht hat sie, ähnelt darin also eher Ehrenbreitstein, und die Donau ist großartiger als die Moldau. Ich kam gestern Abend mit dem Pesther Zug um halb 7 hier an.

Zu den Herbstjagden wurde Bismarck, wie gewöhnlich, an das K. Hoflager berufen, wie aus dem nachfolgenden Brief an seine Gemahlin hervorgeht.

Blankenburg, 1. 11. 52. Ein ungewöhnlich frühes Aufstehen, veranlaßt durch den Umstand, daß mein Zimmer den Durchgang für einige noch schlafende königliche Hofbedienten bildet, gibt mir Zeit zu diesen Zeilen. Unsere Königin ist auch hier, und wird eben durch sanfte Hörnermusik geweckt. In Letzlingen habe ich diesmal nicht so gute Jagd gemacht, als vor drei Jahren; es war Freitag. Drei Stück Dammwild, voilà tout. Eins davon wird hoffentlich heut in Deinen Besitz gelangen. Das Wildschwein verzehrt mit Bedacht und macht etwas Weißsauer davon, Se. Maje-

stät haben es Allerh. eigenhändig geschossen. Sonst war es sehr nett da, und weil ich N. N. dort fand, so brauche ich nicht nach Berlin, sondern hoffe, übermorgen Abend bei Dir einzutreffen, wovon ich Dich bitte ** benachrichtigen zu lassen, ebenso davon, daß seine Ernennung für Berlin an unserem Hofe als ganz sicher betrachtet wird.

v. B.

Die Musik spielt noch immer, sehr gut, selbst Freischütz, „ob auch die Wolke sie verhülle," bei dem unsicheren Wetter sehr passend.

Im folgenden Jahre empfing er sehr häufig den Besuch des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, für welchen er damals, im Auftrage der königlichen Regierung, mit Dänemarck über eine pecuniäre Abfindung seiner Ansprüche verhandelte. Es gelang Bismarck nicht ohne große Mühe, von dem gar nicht willigen Dänemarck eine recht stattliche Abfindung zu erlangen. Darob war der Herzog so froh, daß er sich von da ab mit seiner ganzen Nachkommenschaft und mit der ganzen Dankbarkeit des Hauses Augustenburg gewäppnet für Bismarcks Politik in die Schanze geschlagen hat, wie männiglich bekannt.

Im Sommer 1853 war Bismarck zuerst in Ostende und Holland, dann in Westfalen und Norderney. Darauf hatte er eine Mission in Hannover, von der er in Potsdam Rechenschaft ablegte. Im Herbst nahm er mit seiner Familie längeren Aufenthalt in der Schweiz, zu Villeneuve am Genfersee, und besuchte von da aus Oberitalien, namentlich Aosta und Genua. Im October wurde er von Sr. Majestät dem Könige nach Potsdam berufen, machte die Jagden in Letzlingen mit und kehrte dann für den Winter nach Frankfurt zurück, doch war er auch in dieser Zeit wieder längere Zeit in Berlin.

Auf der Sommerreise, die Bismarck allein machte, schrieb er an seine Gemahlin folgende Briefe:

Ostende, 19. Aug. 53. Bisher habe ich hier außer dem heutigen drei Bäder genommen, die mir sehr gefielen; starker Wellenschlag und weicher Grund. Die meisten baden dicht unter dem Damm, der den Spaziergang bildet, Damen und Herren durcheinander; erstere in sehr unkleidsamen langen Röcken von dunkler Wolle, letztere in einem Tricot, Jacke und Hose aus einem Stück, so daß die Arme bis oben und die Beine fast ganz frei bleiben. Nur das Bewußtsein tadelfreier Körperformen kann unser einem die Dreistigkeit geben, sich so vor der ganzen Damenwelt zu produciren.

Brüssel, 21. Aug. 53. Ich habe Ostende mit Bedauern verlassen und bin heut voller Sehnsucht dahin; ich habe dort eine alte Geliebte wiedergefunden, und

zwar so unverändert und reizend, wie bei unserer ersten Bekanntschaft; die Trennung empfinde ich gerade in dieser Stunde schwer und sehe mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo ich mich bei dem Wiedersehen in Norderney wieder an ihre wogende Brust werfen werde. Ich begreife eigentlich kaum, wie man nicht immer an der See wohnen kann, und warum ich mich habe überreden lassen, zwei Tage in diesem gradlinigen Steinhaufen hier zuzubringen, Stiergefechte, Waterloo und pomphafte Aufzüge zu sehen. Hätte ich nicht die mir in allen Beziehungen verquere Abrede mit N. N., so wäre ich noch einige Wochen in O. geblieben und hätte N. aufgegeben. Morgen bleibe ich wenigstens noch bis Mittag hier, fahre dann, oder übermorgen früh nach Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam; von dort mit dem Dampfschiff nach Harlingen und durch Friesland nach Norderney. Ich fürchte, N. N. wird mich dort bald derangiren, und bin ich einmal mit ihm in Bremen, so weiß ich kaum, ob ich den langweiligen Weg nach N. noch einmal zurücklege, sondern werde mich wohl über Hannover, Hamm, Kassel, Frankfurt nach dem Ort, den Du dann bewohnst, aufmachen. Wenn Du mir schreibst, so dirigire nach Norderney.

Amsterdam, 24. Aug. 53. In Brüssel und Antwerpen habe ich vor lauter Festen und Sehenswürdigkeiten gar nicht zu einem ruhigen Augenblick kommen können. Ich habe eine abscheuliche Nacht auf einem Feldstuhl zugebracht, mit einem überfüllten Dampfboot von Antwerpen um 1 Uhr nachts abfahrend. Durch ein winkliges Labyrinth von Schelde-, Maaß- und Rheinarmen gelangte ich heut früh um 11 nach Rotterdam, gegen 4 hierher. Das ist ein sonderbarer Ort; viele Straßen sind wie Venedig, einige ganz mit dem Wasser bis an die Mauer, andere mit Canal als Fahrdamm und mit lindenbesetzten, schmalen Wegen vor den Häusern. Letztere mit phantastisch geformten Giebeln, sonderbar und räucherig, fast spukhaft, mit Schornsteinen, als ob ein Mann auf dem Kopfe stände und die Beine breit auseinander spreizte. Was nicht nach Venedig schmeckt, ist das rührige Leben und Treiben und die massenhaften, schönen Läden; ein Gerson neben dem anderen, und großartiger aufgeputzt, als mir die Pariser und Londoner in der Erinnerung vorschweben. Wenn ich das Glockenspiel höre, und mit einer langen Thonpfeife im Munde durch den Mastenwald über die Canäle auf die in der Dämmerung noch abenteuerlicheren, verwirrten Giebel und Schornsteine im Hintergrunde sehe, so fallen mir alle holländischen Gespenstergeschichten aus der Kinderzeit ein, von Dolph Heylinger und Rix van Winkel und dem fliegenden Holländer. Morgen früh gehe ich mit dem Dampfschiff nach Harlingen am Züydersee und morgen Abend hoffe ich in Norderney zu sein, dem fernsten Punkte von Dir, den ich zu berühren gedenke, und

dann ist die Zeit nicht fern, wo ich Dir auf einem Gletscher unverhofft begegnen werde. Von Berlin habe ich seit Ostende nichts gehört und schließe daraus, daß sich alle Stürme gelegt, und die Wasser ins alte Bett zurückgekehrt sind, für uns das Angenehmste, was sein kann. Daß ich Holland gesehen habe, ist mir recht lieb; es ist von Rotterdam bis hier eine immer gleich grüne und gleich flache Wiese, auf der viele Büsche stehen, viel Vieh weidet, und einige aus alten Bilderbüchern ausgeschnittene Städte liegen; Acker gar nicht.

Norderney, 27. Aug. 53. Gestern Abend bin ich auf einer dicken holländischen Kuff unter Donner, Blitz und Regen hier eingelaufen, habe heut nach gerade einer Woche Entbehrung wieder ein wundervolles Seebad genommen, und sitze in einem Fischerhäuschen mit dem Gefühl großer Einsamkeit und Sehnsucht nach Dir, welches theils durch Kindergeschrei nebenan beim Wirth erhöht wird, theils durch das pfeifende Sausen des Sturmes am Giebel und der Flaggenstange ein melancholisches Accompagnement gewinnt. Es scheint hier gründlich langweilig zu sein, das ist mir gerade recht, denn ich habe eine längere Arbeit zu machen. Ich schrieb Dir zuletzt aus Amsterdam, vorher aus Brüssel. Seitdem habe ich ein reizendes Ländchen gesehen, Westfriesland; ganz flach, aber so buschig grün, heckig, um jedes nette Bauerhaus für sich ein Wäldchen, daß man sich nach der stillen Unabhängigkeit sehnt, die da zu wohnen scheint. ** wird dieses Wohlgefallen vielleicht besonders dem Umstande zuschreiben, daß wie bei Linz und Gmünden alle Mädchen bildhübsch sind, nur größer und schlanker als dort, blond, Farben wie Milch und Rosen und mit einem sehr wohlkleidenden helmartigen goldenen Kopfputz.

Im Frühjahr 1854 finden wir Bismarck in Potsdam, im Sommer zu München und Stuttgart.

Am 28. Juni schrieb er aus Frankfurt an seine Schwester: Unter allen Umständen hätte ich Dir meinen Glückwunsch gern persönlich überbracht, besonders aber jetzt, wo ich meine vagabondirende Gattin bei Dir weiß. Leider aber kommen wir uns hier zu wichtig vor, um dem verwirrten Europa die Leuchte unserer Weisheit vorenthalten zu können. Wer jetzt von Ferien spricht, wird als ein Attentäter gegen die welthistorische Aufgabe der confédération germ. angesehen. Ich habe rechtes Heimweh nach Land, Wald und Faulheit mit der obligaten Zugabe liebender Gattinnen und artiger, reinlicher Kinder. Wenn ich von der Straße her eins dieser hoffnungsvollen Geschöpfe schreien höre, so füllt sich mein Herz mit väterlichen Gefühlen und Erziehungsmaximen. Wie vertragen sich denn unsere Nachkommen mit

einander, und sind meine auch artig? Ich habe diese paar Zeilen in drei Absätzen schreiben müssen, weil N. N. und N. N. Ost und West mich inzwischen störten, und eben wird mir der Z. gemeldet; der geht in einer Stunde nicht, deshalb nehme ich Abschied. Ich wollte heut angeln (so tief gesunken) mit dem Engländer, aber es regnet zu sehr, ich bin statt dessen Schlachtopfer von Besuchen. Leb wohl und lange. Dein treuer Bruder.

Dann war Bismarck mit dem Könige, der ihm immer näher trat, auf der Insel Rügen; über Pommern, Berlin und Baden kehrte er nach Frankfurt zurück.

Während des Sommers 1855 besuchte er die Industrieausstellung in Paris, wohnte bei dem preußischen Gesandten, Grafen Hatzfeld und wurde auch dem Kaiser der Franzosen vorgestellt. Später war er wieder in Stuttgart und München und dann bei dem Könige und der Königin auf dem Stolzenfels.

Das Jahr 1856 war verhältnißmäßig ruhig, er brachte den Sommer in Stolpmünde zu.

Im Frühjahr 1857 finden wir Bismarck wieder in Paris, und hier war es, wo er die ersten eingehenderen politischen Gespräche mit dem Kaiser Napoleon hatte; im Sommer machte er eine größere Reise im Norden; er war in Dänemark, in Schweden und endlich auf großen Jagden in Curland; auf der Rückkehr vereinigte er sich mit seiner Familie in Stolpmünde.

Von dieser nordischen Jagdreise schrieb Bismarck an seine Gemahlin die folgenden Briefe:

Kopenhagen, 6. Aug. 57. Heut früh 7 bin ich glücklich hier angelangt, nach einer sehr angenehmen Fahrt; weiche Luft, rother Mond, Kreidefelsen mit Theertonnen beleuchtet, zwei Gewitter in See und etwas Wind; was braucht man weiter? Nur hielt mich die schöne Nacht ab, schlafen zu gehen und als mich um 2 Uhr der Regen vom Verdeck trieb, war es unten so heiß und menschendunstig, daß ich schon um 3 wieder nach oben ging mit Mantel und Cigarre. Jetzt habe ich ein Seebad genommen, Hummer gefrühstückt, und halb 2 soll ich zu Hof, und nun will ich noch 2 Stunden schlafen.

Näsbyholm, 9. Aug. 57. Du wirst meine gleich nach Ankunft in Kopenhagen geschriebenen Zeilen erhalten haben. Seitdem bin ich dort zwei Tage mit Museen und Politik beschäftigt gewesen, gestern nach Malmö übergesetzt, und etwa 8 Meilen nordostwärts gefahren, wo ich mich nun an oben benanntem Ort befinde, in einem weißen, hochgelegenen Schloß auf einer Halbinsel von einem großen See umgeben. Durch das Fenster sehe ich in dichtes Epheulaub, welches einige Durch-

sichten auf das Wasser und die Hügel jenseits läßt, die Sonne scheint, Fliegen summen, hinter mir sitzt der ** und liest schlafend, unter dem Fenster wird breites Schwedisch geredet und aus der Küche tönt ein Reibeisen wie eine Säge herauf. Das ist alles, was ich Dir über die Gegenwart schreiben kann. Gestern haben wir nach Rehböcken gepirscht, einen erlegt, ich nicht geschossen, gründlich naß geworden, dann Glühwein und 9 Stunden fest geschlafen. Die Rehböcke sind stärker hier, als ich jemals welche gesehen habe, und die Gegend schöner, als ich dachte. Prächtige Buchenwälder, und im Garten mannsdick Wallnußbäume. Eben haben wir die Fasanerie besehen, nach dem Essen fahren wir auf dem See, schießen vielleicht eine Ente, wenn wir nicht fürchten, die Sonntagsstille dieser schönen Einsamkeit durch einen Knall zu stören; morgen wird gründlich gejagt, übermorgen Rückfahrt nach Kopenhagen und von da zu N. N., dort Hirschjagd am Mittwoch. Donnerstag über Kopenhagen nach Helsingborg, etwa 20 Meilen nach Schweden hinein, Birk- und Auerhühner in öder Wüste, Quartier in Bauerhäusern, Küche und Lebensmittel bringen wir mit. Das wird etwa acht Tage dauern, und was ich dann thue, weiß ich noch nicht; entweder über Jönköping, am Südende des Wettersee, und über letzteren, oder über Gothenburg und Wennersee nach Stockholm, oder nach Christiania mit Aufgabe von Stockholm, oder über Memel nach Curland. Das hängt von einem Brief ab, den ich noch von ** in Kopenhagen erwarte.

Tomsjonäs, 16. Aug. 57. Wiederum benutze ich die Sonntagsruhe, um Dir ein Lebenszeichen zu geben, von dem ich noch nicht weiß, an welchem Tage es Gelegenheit finden wird, aus dieser Wildniß auf die Post zu gelangen. Etwa 15 Meilen bin ich ununterbrochen im wüstesten Walde gefahren, um hierher zu gelangen, und vor mir liegen noch 25 Meilen, ehe man wieder in ackerbauende Provinzen gelangt. Keine Stadt, kein Dorf weit und breit, nur einzelne Ansiedler und bretterne Hütten mit wenig Gerste und Kartoffeln, die unregelmäßig zwischen abgestorbenen Bäumen, Felsstücken und Buschwerk einige Ruthen angebautes Land finden. Denke Dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum (Puttkammersches Gut in Pommern), etwa 100 Quadratmeilen aneinander, hohes Haidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd, und mit Birken, Wachholder, Tannen, Buchen, Eichen, Ellern bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen, bis zur Größe von hausdicken Felsblöcken besät, nach wildem Rosmarin und Harz riechend; dazwischen wunderlich gestaltete Seen von Haidehügeln und Wald umgeben, so hast Du Småland, wo ich mich dermalen befinde. Eigentlich das Land meiner Träume, unerreichbar für Depeschen, Collegen und N. N., leider aber auch für Dich. Ich

möchte wohl an einem dieser stillen Seen ein Jagdschlößchen haben und es mit allen Lieben, die ich mir jetzt in Reinfeld versammelt denke, auf einige Monate bevölkern. Der Winter wäre allerdings hier nicht auszudauern, besonders im Regenschmutz. Gestern rückten wir um 5 aus, suchten in brennender Hitze, bergauf, bergab, durch Sumpf und Busch bis 11 und fanden gar nichts; das Gehen in Mooren und undurchdringlichen Wachholderdickungen, auf großen Steinen und Lagerholz ist sehr ermüdend. Dann schliefen wir in einem Heuschuppen bis 2 Uhr, tranken viel Milch, und jagten bis Sonnenuntergang, wobei wir 25 Birkhühner und 2 Auer erlegten. Dann dinirten wir auf dem Jagdhaus, einem wunderlichen Gebäude von Holz, auf einer Halbinsel im See. Meine Kammer und deren drei Stühle, zwei Tische und Bettstelle bieten keine andere Farbe, als die roher Fichtenbretter, wie das ganze Haus, dessen Wände daraus bestehen. Bett sehr hart, aber nach diesen Strapazen schläft man ungewiegt. Aus meinem Fenster sehe ich einen blühenden Haidehügel, darauf Birken, die sich im Winde schaukeln, zwischen ihnen durch den Seespiegel, jenseits Tannenwald. Neben dem Hause ist ein Zeltlager für Jäger, Kutscher, Diener und Bauern aufgeschlagen, dann die Wagenburg und eine kleine Hundestadt, 18 oder 20 Hütten, zu beiden Seiten einer Gasse, die sie bilden, aus jeder schaut ein Gischperl müde von der gestrigen Jagd. In dieser Wüstenei denke ich bis Mittwoch oder Donnerstag zu weilen, dann zu einer anderen Jagd nach dem Strande zu gehen, heute über 8 Tage wieder in Kopenhagen zu sein, um der leidigen Politik willen. Was dann wird, weiß ich noch nicht.

Den 17. Heut früh sind sechs Wölfe hier gewesen und haben einen armen Ochsen zerrissen, wir fanden ihre frische Fährte, aber persönlich wurden wir ihrer nicht ansichtig. Wir sind von früh 4 bis abends 8 in Bewegung gewesen, vier Birkhühner geschossen, zwei Stunden auf gemähtem Haidekraut geschlafen, jetzt todtmüde und zu Bett.

Den 19. Es ist gar keine Möglichkeit, einen Brief von hier zu expediren, ohne einen Boten 12 Meilen weit zur Post gehen zu lassen. Ich werde diesen daher morgen selbst mit an die Küste nehmen. Ich war vorgestern, als eben der Hund stand und ich mehr auf ihn, als auf den Boden sah, über den ich ging, gefallen und hatte mich am linken Schienbein verletzt. Gestern hatten wir ungewöhnlich anstrengende Jagd, weit fort und felsig, die mir einen jungen Auerhahn mitbrachte, aber mich auch so zahm gemacht hat, daß ich heut zu Hause sitze, und Umschläge mache, damit ich morgen reise- und übermorgen jagdfähig bin. Ich bewundere mich selbst, daß ich bei dem reizenden Wetter allein zu Hause geblieben bin, und kann mich des

schändlichen Neides kaum erwehren, daß die anderen auch nichts schießen werden. Es ist etwas zu spät im Jahre, die Hühner halten nicht mehr, sonst wäre die Jagd viel reichlicher. Reizende Gegenden hatten wir gestern, große Seen mit Inseln und Ufern, Bergströme über Felsblöcke, Granitufer mit Tannen und grauen Felsmassen, meilenweite Flächen ohne Häuser und ohne Acker, alles, wie es Gott geschaffen hat, Wald, Feld, Haide, Sumpf, See. Ich werde doch wohl noch hierher auswandern.

Zwei dänische Kammerherren sind schon zurück, es ist ihnen zu heiß geworden, sie haben nichts geschossen und liegen jetzt, um zu schlafen. Es ist bald 6 abends, die andern kommen erst um 8. Ich habe mich den ganzen Tag damit unterhalten, dänisch zu lernen und zwar von dem Doctor, der mir Umschläge macht. Wir haben ihn von Kopenhagen mitgebracht. Hier gibt es keine. Seit sich das Gerücht von der Anwesenheit eines Arztes hier im Walde verbreitet hat, strömen täglich 20 bis 30 Hüttenbewohner hierher, um seinen Rath zu holen. Am Sonntag Abend haben wir den auf den 5 Quadratmeilen des Jagdgebietes wohnenden Waldbauern ein sehr spaßhaftes Tanzfest gegeben, bei dem die Musik abwechselnd gesungen und gespielt wurde. Da haben sie von dem gelehrten Mann gehört, und nun kommen die Krüppel, die seit 20 Jahren unheilbar sind, und hoffen Hilfe von ihm.

Königsberg, 12. Sept. 57. Mit großer Freude habe ich Deine vier Briefe in Polangen (welches übrigens nicht in Preußen, sondern in Rußland liegt) vorgefunden, und ersehe daraus, daß es Dir und den Kindern wohl ergangen ist. Mir ist es sehr wohl ergangen, die Feuerländer waren alle von einer rührenden Liebenswürdigkeit für mich, wie man es schwerlich in einem andern Lande als Fremder wiederfinden wird. Ich habe außer diversen Rehböcken und Dammhirschen 5 Elenn erlegt, darunter einen sehr starken Hirsch, der nach geradem (nicht Band) Maß bis zum Widerrist 6 Fuß 8 Zoll hoch war, und dann noch den colossalen Kopf darüber trug. Er stürzte wie ein Hase, da er aber noch lebte, schoß ich mitleidig meinen andern Schuß auf ihn, und kaum war das geschehen, so kam ein anderer, wohl noch größerer, mir so nahe vorbeigetrabt, daß Engel, der lud, hinter einen Baum sprang, um nicht übergelaufen zu werden, und ich mußte mich begnügen, ihn freundlich anzusehen, da ich keinen Schuß mehr hatte. Diesen Kummer kann ich noch gar nicht los werden und muß ihn Dir klagen. Eins schoß ich außerdem an, das werden sie wohl noch finden, und eins gründlich vorbei. Drei Stück hätte ich also noch schießen können. Vorgestern Abend fuhren wir aus Dondangen und legten 40 Meilen ohne Chaussee, durch Wald und Wüste bis Memel in 29 Stunden zurück, im offenen Wagen über Stock und Block,

daß man sich halten mußte, um nicht herauszufallen. Nach drei Stunden Schlaf in Memel ging's heute früh mit dem Dampfschiff hierher, von wo wir heut Abend nach Berlin abfahren und morgen Abend dort ankommen. „Wir" sind nämlich Behr und ich. In Hohendorf kann ich nicht anhalten, ich hätte heute schon in Berlin sein müssen, meinem Urlaub nach; dann hätte ich aber die beste Jagd, die in Dondangen, mit den großen Hirschen, oder Bollen, wie sie dort sagen, aufgeben müssen, und hätte nicht gesehen, wie die Achse eines Bauerwagens unter der Last des großen Thieres brach. Am Montag kommt der Kaiser nach Berlin, dazu sollte ich vorher dort sein, und sollte „einige Tage" vorher kommen. Hoffentlich komme ich von Berlin zurück, nach Hohendorf und Reinfeld. Wenn aber der König nach Frankfurt geht, so wird es unwahrscheinlich. —

Von Curland ging Bismarck nach Berlin und Potsdam, von da nach Baden; später noch nach Hohendorf in Ostpreußen und Reinfeld in Pommern, wieder nach Baden und endlich nach Frankfurt zurück. Das waren gewiß Lehrjahre, Wanderjahre aber noch viel mehr. Im folgenden Jahre wurde er mehre Male zu dem Prinzen von Preußen nach Baden-Baden berufen, dann ging er nach Stolpmünde und verweilte im October und November zu Berlin. In diesen Jahren sind die nachstehenden Briefe an Frau von Arnim geschrieben, von denen die beiden letzten Andeutungen über das Ministerium der sogenannten neuen Aera enthalten, während sich Bismarck über seine eigene Stellung sehr unumwunden ausspricht.

Bismarck an Frau von Arnim.

Reinfeld, 15. October 1856. Es ist, als sollte ich gar nicht bis nach Kröchlendorf gelangen. Harry wird Dir wohl erzählt haben, in welcher Weise ich es beabsichtigte. Ich wäre schon bei Dir, aber in voriger Woche wurde meine arme kleine Marie von einer ziemlich bösen Art Pocken befallen, und da konnte ich Johanna nicht gut verlassen, ehe man sah, wie es sich gestaltete. Sie ist noch bunt wie eine Forelle, aber decidirt in der Besserung. Nun wollte ich heut direct nach Passow fliegen, erhielt aber gestern ein Schreiben von **, wodurch er mir den Wunsch ausdrücken läßt, mich am 18. in ** zu treffen. Als Diplomat kann ich es nicht ablehnen, unserm treuesten Bundesgenossen und einem der olympischen Götter des Frankfurter Heidenthums meine Aufwartung zu machen. Bekomme ich nun inzwischen kein Mahnschreiben von Berlin, so hoffe ich doch noch am 19. in Deinen schwesterlichen Armen zu ruhen. Komme ich den 18. abends schon von ** fort,

so fahre ich mit dem Frühzug aus Stettin, kann ich nicht den 19. früh aufbrechen, so hoffe ich doch zum 12 Uhr Zug Stettin zu erreichen, wenn die Postillons irgend in Trab zu setzen sind. Warte aber mit keiner Mahlzeit auf mich.

Derselbe an dieselbe.

Frankfurt, 26. Nov. 1856. Bernhard wird Dir erzählt haben, durch welche unerwartete Verkettung von Kinderkrankheit und königlichen Befehlen ich in meinen Zeitberechnungen derangirt wurde und wie **, der für mich ein Gegenstand dienstlicher Rücksichten ist, noch meine freie Zeit verkürzt, wie es also kam, daß ich wenige Stunden vor unserer gemeinschaftlich beabsichtigten Fahrt nach Kröchlendorf, dem männlichen wie dem weiblichen Bernhard erklären mußte, daß ich sie nur bis Passow geleiten könne. An besagtem uckermärkischen Grenzort traf ich mit ** zusammen, und in Angermünde stieß ** zu uns, so daß ich nach meiner ländlichen Harmlosigkeit in geeigneter Weise durch ministerielle Gespräche und dreistündige Cigarrenlosigkeit auf die Berliner Zwangsjacke vorbereitet wurde. Es war, als sollte ich nicht nach Kröchlendorf; ich hatte vollständig Zeit und die Absicht dazu, nach Beendigung der Berliner Vermählungsfeste, und nur nach Besprechung mit ** entschied ich mich, erst nach Reinfeld und auf dem Rückweg zu Dir zu kommen, um etwa acht Tage mit ihm dazubleiben, weil er erst im October auf Urlaub konnte, und unsere Abrede war, daß ich etwa am 15. kommen und circa den 22. mit ihm nach Berlin zurückkehren würde. Nun wurde den 11. meine Kleine krank, und anfangs ängstlich, dann fiel mir der Obotrit in die Parade, dann die Citation zu Sr. Majestät nach Berlin, wo ich am 25. Oct. immer noch früh genug gewesen wäre. Und nun bin ich hier, habe seit vier Wochen zweimal die Sonne gesehen und sage mir alle Tage, daß im November ohne Frau und Kinder gar nicht zu leben ist. Aus langer Weile gebe ich Diners. Des Abends drängt ein rout den andern und nächstens werde ich anfangen zu spielen, wenn Johanna nicht bald in die leeren Räume einrückt. Sie wollte am Sonnabend den 22. von Reinfeld abreisen, schrieb mir aber am 20. einen etwas kleinlauten Brief über Kälte und Schnee, den ich am 23. erhielt. Seitdem habe ich keine Ahnung, ob sie sich jenseit des Gollenberges oder diesseits der Randow befindet. Ich hatte ihr empfohlen, Dich im allgemeinen um eine vorbereitende Erwägung in Betreff ihres Unterkommens in Berlin zu bitten und Dir demnächst von Cöslin aus mit dem Telegraphen zu melden, wann sie bestimmt in Berlin eintreffen würde. Ich habe das letzte Mal in ** gewohnt, ganz leidlich, es sah mir aber aus, als ob dieses jugendliche Unternehmen entweder noch nicht oder schon „fertig" wäre. Sollte Johanna zufällig in Berlin sein, so grüße sie von mir.

Ich komme vielleicht selbst am Sonnabend dort an. Ich habe eine Aufforderung, im Herrenhause zu erscheinen, bekommen, nach deren Inhalt ich zweifelhaft bin, ob Se. Majestät in der That, wie es darin geschrieben steht, mich in Person oder nur seine unterthänigen Herren und Diener en bloc dort zu sehen wünschen. Im letzteren Falle würde ich mich nicht für berufen erachten, meine wichtigen Geschäfte und den Kamin im rothen Cabinet verwaisen zu lassen, um bei Halle im Schnee sitzen zu bleiben und demnächst unter der Rubrik von „Volk, Edelleute, Häscher und Priester" den Effect des großen Ensemble im weißen Saal mit einer Costümnüance zu beleben. Ich erwarte noch eine Antwort von Berlin darüber, ob ich als Decoration oder als Mitspieler verlangt werde, im letzteren Falle würde ich Sonnabend früh in Berlin eintreffen. Ich würde mich sehr freuen, Dich bei der Gelegenheit in Entschädigung für Kröchlendorf zu sehen, im übrigen aber bin ich froh, wenn ich außerhalb Berlin bleiben und die Meinigen baldigst hier empfangen kann.

Derselbe an dieselbe.

Frankfurt, 19. December 1857. Dein treues Schwesterherz hat sich zu Weihnachtsbesorgungen so freundlich angeboten, daß ich mich nicht weiter entschuldige, wenn ich Dir nun Anlaß gebe, Dich Gersons und anderer Bösewichter Verführungen wiederholt auszusetzen, und Dich sans phrase um folgende Weihnachtseinkäufe für Johanna bitte.

1. Eine Bijouterie; sie wünscht sich ein Opalherz, wie Du es hast, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich; ich will etwa 200 Thlr. dafür ausgeben. Kann man für den Preis zwei Ohrringe, jeder aus Einem möglichst klar gefaßten Brillanten haben, so fände ich das geschmackvoller; Du hast ähnliche, aber sie werden sehr viel theurer sein und wenn Du das Opalherz als Halsschmuck vorziehst, so werde ich später suchen, ein paar passende Ohrringe auf der Grundlage der Perle dazu zu finden.

2. Ein Kleid, zu etwa 100 Thlr., nicht mehr; sie wünscht sich „sehr licht weiß", à deux passes, moirée antique, oder so etwas; 10 Stab gebraucht sie (gegen 20 Ellen).

3. Findest Du sehr preiswürdig und hübsch einen vergoldeten Fächer, der sehr rasselt, so kaufe ihn auch; höchstens zu 10 Thlr., ich kann die Dinger nicht leiden.

4. Eine warme große Decke, im Wagen über die Kniee zu legen, mit Dessin von Tiger, Köpfe mit Glasaugen darauf, kann auch Fuchs oder Nilpferd imitiren, irgend ein reißendes Thier. Ich habe bei ** so eine gesehen, von sehr weicher Wolle, wird kaum 10 Thaler kosten.

Wenn Du eine reizende Schwester bleiben willst, so kaufe mir das alles und schicke es gleich mit Eilfracht her, unter Adresse von: Hofrath ** Preußische Gesandtschaft.

Ich habe so viel zu schreiben, wegen Holstein, Mainz, Kehler Brücke und allerhand Geschichten in Berlin, daß ich heut und morgen zwei sehr gute Jagdeinladungen, Rothwild, habe ablehnen müssen.

Johanna und Kinder sind wohl, erstere würde grüßen, wenn sie wüßte, daß ich Dir schreibe, laß sie nichts davon merken, mein Herz, und lebe wohl. Grüße Oskar. Die Gelder werde ich Dir durch Fritz, den Gehalterheber, zu Neujahr erstatten.

Derselbe an dieselbe.

Frankfurt, 12. Nov. 1858. Dein Brief war mir eine unverhoffte Freude; in der Adresse sah er ganz wie einer von Johanna aus, und ich wunderte mich, wie die nach der Uckermark gekommen wäre. Ich bin nicht eher zum Antworten gekommen, theils Geschäfte, Erkältung, Jagd, nahmen meine Zeit in Anspruch, theils wußte ich selbst nicht, was ich Dir über die neue Erscheinung am politischen Himmel schreiben sollte, was ich nicht auch über den Kometen hätte sagen können. Eine interessante Erscheinung, deren Eintritt mir unerwartet, deren Zweck und Beschaffenheit mir noch unbekannt ist. Doch die Laufbahn des Kometen berechneten unsere Astronomen ziemlich genau, und das dürfte ihnen in Betreff des neuen politischen Siebengestirnes schwer werden. Johanna ist heut früh mit den Kindern hier eingetroffen, Gott sei Dank gesund, aber nicht heiter. Sie ist niedergedrückt von allen den politischen Aengsten, die man ihr in Pommern und Berlin eingeflößt hat und ich bemühe mich vergebens, ihr die gebührende Heiterkeit einzuflößen. Es ist der natürliche Verdruß der Hausfrau auch dabei im Spiel, wenn es zweifelhaft wird, ob man in einem eben mit Mühe und Kosten neu eingerichteten Hause bleiben wird. Sie kam mit dem Glauben hier an, daß ich den Abschied sofort nehmen würde. Ich weiß nicht, ob man ihn mir nicht ungefordert gibt, oder mich so versetzt, daß ich ihn Anstands halber nehmen muß. Bevor

ich es aber freiwillig thue, will ich doch erst abwarten, daß das Ministerium Farbe zeigt.

Wenn die Herren die Fühlung der conservativen Partei beibehalten, sich aufrichtig um Verständigung und Frieden im I n n e r n bemühen, so können sie in unsern a u s w ä r t i g e n Verhältnissen einen unzweifelhaften Vorzug haben, und das ist mir viel werth; denn wir „waren heruntergekommen und wußten doch selber nicht wie.“ Das fühlte ich hier am empfindlichsten. Ich denke mir, daß man den Fürsten gerade deshalb an die Spitze gestellt hat, um eine Garantie gegen eine Parteiregierung und gegen Rutschen nach links zu haben. Irre ich mich darin, oder will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponiren, so werde ich mich unter die Kanonen von Schoenhausen zurückziehen und zusehen, wie man in Preußen auf linke Majoritäten gestützt, regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu thun. Abwechselung ist die Seele des Lebens, und hoffentlich werde ich mich um 10 Jahr verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gefechtsposition befinde, wie 48—49. Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen, oder die Last ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensiren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich, nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kinder gesund erhält wie bisher, so sage ich: „vogue la galère“, in welchem Fahrwasser es auch sein mag. Nach 30 Jahren wird es m i r wohl gleichgültig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele, und bisher hat die Aussicht auf frischen ehrlichen Kampf, ohne durch irgend eine amtliche Fessel genirt zu sein, gewissermaßen in politischen Schwimmhosen, fast ebensoviel Reiz für mich, als die Aussicht auf ein fortgesetztes Regime von Trüffeln, Depeschen und Großkreuzen. Nach Neune ist alles vorbei, sagt der Schauspieler. Mehr als diese meine persönlichen Empfindungen kann ich Dir bisher nicht melden, das Räthsel steht auch mir noch ungelöst gegenüber. Eine besondere Freude habe ich einstweilen am Bunde; alle die Herren, die noch vor sechs Monaten meine Abberufung als Erforderniß der deutschen Einheit verlangten, zittern jetzt bei dem Gedanken, mich hier zu verlieren: ** winkt als Schreckbild 48er Reminiscenz, und sie sind wie ein Taubenschlag, der den Marder merkt, so verängstigt vor Demokratie, Barrikaden, Parlament und **. — ** sinkt mir gerührt in die Arme und sagt mit krampfhaftem Händedruck: „Wir werden wieder auf e i n Feld gedrängt werden.“ Der Franzose natürlich, aber selbst der Engländer sieht uns für Brandstifter an, und der Russe fürchtet, daß der Kaiser an unserm Beispiel in seinen Reformplänen irre werden würde. Ich sage allen natürlich: „Nur

ruhig Blut, die Sache wird sich schon machen," und habe die Genugthuung, daß sie antworten: „Ja, wenn Sie hier blieben, da hätten wir eine Garantie, aber **!" Wenn dem nicht die Ohren in diesen Tagen Frankfurtisch klingen, so hat er kein Trommelfell. Er ist hier in 8 Tagen aus einem achtbaren liberal Conservativen in der Einbildung seiner eventuellen Collegen zu einem brandroth getigerten Helfershelfer von Kinkel und d'Ester degradirt. Der Bamberger Diplomat spricht von einer continentalen Assecuranz gegen preußische Brandstiftung, Dreikaiserbündniß gegen uns und neues Olmütz mit „thatsächlichen Operationen." Kurz, es fängt an weniger langweilig in der politischen Welt zu werden. Meine Kinder rufen: „Pietsch kommt!" in der Freude, daß ich einen Schoenhauser Diener dieses Namens habe und es scheint, daß die Ankunft dieses Pietsch und des Kometen in der That nicht ohne Vorbedeutung war. Lebe herzlich wohl, mein sehr Geliebtes und grüße Oskar; er soll nur die Ohren nicht hängen lassen, es ist doch alles Kaff.

Derselbe an dieselbe.

Frankfurt, 10. December 1858. Du hast richtig vorausgesehen in Deinem Briefe an Johanna, daß Deine Güte noch für eine Weihnachtscommission in Anspruch genommen werden würde. Ich möchte Johanna ein Armband schenken, die Gattung, die mir vorschwebt, ist breit, glatt, panzerartig, biegsam, aus schachbrettartig zusammengefügten kleinen viereckigen Goldstücken bestehend, ohne Juwelen, reines Gold, so schwer wie es für etwa 200 Thlr. zu haben ist. Findest Du eine andere Form, die Dir besser gefällt, so habe ich alles Zutrauen auf Deinen Geschmack. Was gerade Mode ist, hat um deshalb für mich nicht den Vorzug; man behält dergleichen doch länger, als die Mode dauert. Sei so gut und laß es an „Hofrath ** Preußische Gesandtschaft", adressiren, mit eingelegter Zuschrift an mich, sonst denkt der alte Herr, daß es eine kleine Aufmerksamkeit für ihn ist.

Johanna wird Dir geschrieben haben, wie wir Kinderkrankheiten durchmachten, und mir steckt seit Wochen Erkältung und Magenkatarrh im Leibe; ich weiß nicht, ob viel oder wenig schlafen, Diät oder Unmäßigkeit, Stubensitzen oder Jagd mir helfen oder schaden, ich wechsele mit alledem aus Gesundheitsrücksichten ab. Ueber meine Versetzung oder Entlassung ist wieder alles still; eine Zeit lang schien mir Petersburg ziemlich sicher, und ich hatte mich mit dem Gedanken so vertraut gemacht, daß ich eigentlich Enttäuschung fühlte, als es hieß, daß ich hier bleiben würde. Es wird hier wohl schlechtes Wetter, politisches, geben, welches ich recht gerne im Bärenpelz bei Caviar und Elennjagd abwarte. — Unser neues Cabinet wird vom Auslande

noch immer mit Mißtrauen betrachtet, nur Oesterreich wirft ihm mit schlauer Berechnung den Köder seines Lobes hin, während * * unter der Hand vor uns warnt; dasselbe thun gewiß seine Collegen an allen Höfen. Die Katze läßt das Mausen nicht. Endlich werden die Minister doch Farbe zeigen müssen; das Schimpfen auf die Kreuzzeitung thut's auf die Dauer nicht. Ich werde im Winter schwerlich nach Berlin kommen, sehr schön wäre es, wenn Ihr uns hier besuchen wolltet, ehe ich an der Newa „kalt gestellt" werde. —



Bismarck an der Newa.

1859—1862.



Wir haben schon gesagt, daß Bismarck lieber in Frankfurt geblieben wäre, weil er hoffen konnte, dort Preußen zu nützen; er sprach seinen Schmerz auch persönlich gegen den Prinz-Regenten über die Versetzung aus. Der Prinz-Regent dagegen zeigte ihm, daß der Posten in St. Petersburg für den ersten in der Diplomatie Preußens gelte und daß er seine Versetzung dahin als eine Auszeichnung zu betrachten habe. Es war vielleicht ein Glück für Bismarck, daß er, dem

Parteigewirr jener Tage ganz fern gerückt, in Petersburg wie von einer Warte herab den Gang der politischen Ereignisse, der äußern wie der innern, beobachten und seine Anschauungen klären, seine Pläne reifen lassen konnte. Vielfache Reisen sorgten schon dafür, daß er auch persönlich Fühlung behielt. Das große Wohlwollen, mit welchem ihn der Kaiser und besonders auch die Kaiserin-Mutter damals empfing, hat er sich zu erhalten gewußt, wie er denn auch die Achtung der russischen Staatsmänner gewann. Ueber sein Leben in dieser Zeit geben seine Briefe an seine Gemahlin und seine Schwester, die wir weiterhin mittheilen, in höchst charakteristischer Weise Aufschluß. Leider treten von nun an bei ihm mehr und mehr Krankheitserscheinungen zu Tage, welche das Bild männlicher Kraft und Gesundheit, als welches er bis dahin vor uns stand, trüben. Im März reiste er nach St. Petersburg und an seinem Geburtstage 1. April 1859 trat er in seine neue Stellung ein, im Mai machte er eine Reise nach Moskau, nach der Rückkehr erkrankte er schwer und litt an einem rheumatischen Leiden am linken Bein, welches ihm sehr lästig fiel.

Um das Hinderniß rasch wegzuschaffen, ergab er sich einer ärztlichen Behandlung. Eines Abends wurde ein Pflaster auf die Wade gelegt und Bismarck schlief ein, erwachte aber bald unter den wüthendsten Schmerzen, die so zunahmen, daß er endlich das Pflaster abriß, mit demselben aber zugleich auch ein Stück Fleisch. Vielleicht war in dem letzten Umstand sein Heil, es zeigten sich jedoch so merkwürdige Symptome und Krankheitserscheinungen, daß er um Urlaub nach Berlin bitten mußte. Der Kaiser erschrak über die Veränderung, die mit Bismarck vorgegangen, als dieser zur Abschiedsaudienz kam. In einem trostlosen Zustande langte Bismarck nach einer qualvollen Reise in Berlin an. Er lag dort im Hotel d'Angleterre hoffnungslos, die Aerzte behandelten ihn mit Jod, jedoch ohne jeden Erfolg, so traf ihn seine Gemahlin, die er aus Pommern herbeirief. In allem, was ihren Gemahl betrifft, hat Frau von Bismarck die rücksichtslose Energie der Liebe; selbst heilkundig ließ sie zunächst alle die Jodflaschen zum Fenster hinauswerfen und setzte sich am Krankenbett fest. Von dem Tage an besserte sich das Befinden Bismarcks sichtlich, und wenn auch viel daran fehlte, daß er sich hätte als geheilt betrachten können, so war er doch im Stande, weitere Heilung und Erleichterung in Wiesbaden und Nauheim zu suchen. Der Erfolg der Kuren war aber gering, und mit großer Anstrengung nur konnte er im October seiner Pflicht genügen, den Kaiser Alexander in Warschau zu empfangen und nach Berlin geleiten. Darauf war er eine kurze Zeit bei seiner Familie in Reinfeld, von wo er sich im November auf seinen Posten in St. Petersburg zurückbegeben wollte.

Es ist in diesem Buche so oft schon Reinfelds gedacht worden und dieses Erdwinkelchen hat eine so große Bedeutung für Bismarck, daß unsern Lesern einige kleine Andeutungen darüber gewiß willkommen sein werden. Reinfeld liegt in dem welligen Hügellande, welches vom baltischen Landrücken nach der Ostsee sich abdacht, hart am linken Ufer der Stolpe, in einem gar anmuthigen Theile Pommerns. Das Reinfelder Haus trägt (siehe Wangemanns Ringen und Regen am Ostseestrande) jenes Gepräge christlichen Sinnes, das in seiner Ungeschminktheit überaus wohlthuend auf den Besucher wirkt. Nirgends etwas Gemachtes — man hört auf dem Hofe kein Fluchwort, aber dafür sieht man den greisen Herrn von Putkammer sein Sammetkäppchen lüften und hört ihn so recht aus Herzensgrund anstimmen: „Nun danket alle Gott ꝛc. ꝛc.", wenn nach beendeter Ernte die Hofleute mit dem Erntekranz kommen. Hier in den duftigen Hinterpommerschen Nadelhölzern hat Bismarck so oft seine Erholung gesucht und gefunden, wenn er im Sommer dem geschäftlichen Leben des Amtes, dem geselligen der Stellung entflohen; hierher kam er immer wieder gern aus Berlin und Paris, aus Frankfurt und St. Petersburg. Hier grüßte er herzfroh seinen lieben alten Freund, den Wald, und um Reinfeld stehen manche Schonungen, hier und dort angelegt, als Wahrzeichen seines nimmer rastenden Geistes, als die grünen Fahnen seiner Schaffenslust. In Reinfeld ist auch Frau von Bismarck aufgewachsen, dort war sie für alle, die es bedurften, stets bereit mit tröstendem Wort und thätiger Hilfe, oft genug auch mit ihrem medicinischen Rath, der schon manchem promovirten Arzt imponirt hat. Solcher hilfreicher Thätigkeit hat Frau von Bismarck auch im städtischen Leben keineswegs entsagt, als ein ächtes Weib vergißt sie eigenes Leid, um für den Geringsten in ihrer Umgebung zu sorgen, und so ist sie eine rechte Gehilfin ihrem Gemahl bei schwierigem Werk, oft in schwerster Zeit. Frau von Bismarck hat ein feines Verständniß für Musik, ihr seelenvolles Spiel hat den Gemahl oft erfreut und klar gestimmt, wenn des Lebens Stürme ihn umtosten und die Wogen hoch gingen. Wie oft hat er in stiller Nacht gesessen und ihrem Spiel gelauscht, die Macht der Töne auch an seinem Herzen empfunden!

Auf der Reise von Reinfeld nach Petersburg im November 1859 erkrankte Bismarck sehr gefährlich bei seinem Freunde Herrn Alexander von Below, Mitglied des Herrenhauses, zu Hohendorf in Preußen, jenseits Elbing; die nächste Station der Ostbahn heißt Güldenboden, welcher Name einen Schluß auf die Ergiebigkeit der Hohendorfer Wirthschaft machen läßt. Der Erkrankung folgte eine längere Zeit der Reconvalescenz, doch hatte Bismarck den Trost, all die Seinen hier um sich zu haben. Herr von Below und seine treffliche Schwester, Fräulein Jeannette von Below, übten

in großartiger Weise Gastfreundschaft. Außer Bismarck und seiner Gemahlin und den Kindern waren damals auf Wochen in Hohendorf auch die Schwiegereltern, Herr und Frau von Puttkammer, ferner Fräulein Fatio, die freundliche Hauselfe der Bismarckschen Familie, und der Hofmeister der Knaben, Candidat Braune, jetzt Prediger zu Strausberg auf dem Barnim.

Als Bismarck genesen war, ging er im März 1860 nach Berlin, wo er sich an den Sitzungen des Herrenhauses betheiligte; im Mai kehrte er nach Hohendorf zurück, von wo er seine Familie abholte und sie nach Petersburg führte. Am 30. Mai erfolgte die Abreise nach Königsberg, am 31. Nachtlager in Marienpol, am 1. Juni in Wilkomierz, am 2. Juni in Dünaburg, am 3. Juni in Regitza: am 5. Juni morgens kamen die Reisenden in Petersburg an. Die Eisenbahn war damals noch nicht vollendet, deshalb wurde eine Strecke des Weges zwischen der Grenze und Dünaburg im Wagen zurückgelegt.

Bismarck hatte das Haus der Gräfin Stenbock am englischen Quai gemiethet, mit einer schönen Aussicht auf die Newa, auf den drüben liegenden Stadttheil Wassili Ostrow, die Nicolaibrücke u. s. w. Erst seit Bismarck seine Familie bei sich hatte, fand er sich heimisch an der Newa. Uebrigens hielt er sich einen eigenen Lehrer zur Erlernung der russischen Sprache, und es soll den Kaiser Alexander höchlich erfreut und ihm auch imponirt haben, als ihm Bismarck zum ersten Male in russischer Sprache antwortete. Es ist kein kleines Ding, russisch zu lernen; wir kennen Leute, welche den Versuch mehrmals gemacht, ihn aber immer wieder verzweifelt aufgegeben haben. Gesellschaftlich verkehrte Bismarck am meisten an dem Hofe der geistreichen Großfürstin Helene. An Jagdpartien fehlte es begreiflicherweise nicht, er jagte auf das Elenn, den Bären und den Wolf; in Varzin, wie zu Berlin sieht man so manche nordische Jagdtrophäe. Die Bärenjagden waren übrigens auch seiner Gesundheit sehr zuträglich, manchen bösen Schnupfen hat er überwunden bei solchen Jagden in der strengsten Kälte. Viel Vergnügen hatte Bismarck, der immer der Freund der stummen Creatur war, an einigen jungen Bären, die er im Hause hielt, bis sie Zierden der zoologischen Gärten zu Frankfurt und Köln in reiferem Alter wurden. Mischka (so nennt der Russe den jungen Bären) erschien dann wohl, ähnlich wie einst die jungen Füchse in Kniephof, zur größten Belustigung der Gesellschaft plötzlich bei Tafel, spazierte gar artig zwischen den Tellern und Gläsern auf dem Tischtuch herum, oder kniff dem aufwartenden Diener in die Wade und rutschte auf der im Speisesaale befindlichen Rutschbahn.

In dieser Petersburger Zeit konnte sich Bismarck auch noch um den Unterricht

seiner Kinder eingehender bemühen; an jedem Sonnabend erschienen sie mit ihren Heften vor dem Vater und mußten Rechenschaft ablegen über ihre Thätigkeit in der verflossenen Woche. Dann folgte ein Examen, wobei sich sein bis ins Kleinste sicheres Gymnasialwissen zeigte und selbst der anwesende Hofmeister lernte dabei — Methode des Unterrichts. In späteren Jahren hat Bismarck die Zeit für solche Uebungen und Prüfungen nicht mehr zu erübrigen vermocht; die Pflicht des Amtes nahm ihn völlig in Anspruch.

Von den Herren, die damals im Bismarckschen Hause verkehrten, nennen wir den damaligen K. Preuß. Militär-Bevollmächtigten, Freiherrn von Loën (jetzt General), den Hauptmann von Erkert (jetzt Oberst), den Historiker, Legationsrath von Schloezer, den Prinzen von Croy; ferner den alten Jugendfreund von Berlin, Graf von Keiserling, den Baron Nolde und den Grafen Yxkull. In der hohen russischen Gesellschaft war Bismarck sehr angesehen und beliebt, und nicht allein wegen der Huld, welche die kaiserliche Familie ihm und seiner Gemahlin zeigte. Der Kanzler, Fürst Gortschakoff hatte für ihn zu allen Zeiten ein ganz besonderes Interesse und stand in fortgesetztem sehr angenehmen Verkehr mit ihm. Bismarcks Jagdglück und Jagdgeschick war sprichwörtlich fast in den Petersburger Hofkreisen. Aus dem Schwabenlande, aber von sehr wohlunterrichteter Stelle, wurde uns die kleine Geschichte mitgetheilt, „wie Bismarck selbsieben" auf die Bärenjagd fuhr." Nach der Rückkehr von dieser Fahrt ward einer der Sieben gefragt: „Wie ist's gegangen?" und der gab zur Antwort: „Ist uns arg gegangen, Väterchen! Da



kommt der erste Bär angetrabt, der Preuße schießt und der Bär bricht im Feuer zusammen; darauf kommt der zweite Bär angetrabt, ich schieße, fehle ihn und der Bismarck schießt ihn mir mit einem Capitalschuß fast vor den Füßen todt; halt, der



Bismarck und Gortschakoff.

dritte Bär kommt an, Obrist M. schießt zwei Mal und fehlt ihn zwei Mal, da hat ihm der Preuße auch seinen Bären zu Füßen gelegt. So hat aber Bismarck die Bären alle drei geschossen und danach ist uns weiter keiner begegnet. So arg ist's uns gegangen, Väterchen!"

Bismarck in seiner russischen Jagdkleidung, in den hohen Stiefeln und dem mächtigen braunen Juchtenpelz ist eine fast abenteuerlich imposante Erscheinung. —



Im folgenden Jahre 1861 brachte Bismarck den Sommer theils in Pommern, theils in Baden-Baden zu, wo er vielfach von König Wilhelm über die politischen Verhältnisse zu Rathe gezogen wurde. Im October wohnte er der Krönung zu Königsberg bei. Man sieht ihn auf dem sehr großen und sehr bunten Menzel-schen Krönungsbilde in bedeutungsvoller Stellung. Von Königsberg ging er auf seinen Posten nach Petersburg zurück.

Der Bismarck von damals ist äußerlich schon sehr verändert gegen früher: er sieht schon ziemlich so aus, wie wir ihn heute kennen. Das einst reiche Haar ist dünn geworden und läßt die Stirn mächtig hervortreten, der starke Vollbart war schon in Frankfurt verschwunden, die Züge sind fast holzschnittartig, aber um die Lippen spielt noch immer das humoristische Lächeln, die Augen haben das frühere Feuer bewahrt, und die feste Haltung ist noch ungebrochen. In seinen Briefen spricht sich die alte Herzlichkeit noch in voller Frische aus, auch die gute Laune fehlt nicht, doch gibt sich zuweilen ein Zug von Trauer kund, der, wenn auch nur leicht betont, doch darauf hindeutet, daß er nicht unverwundet aus den schweren Kämpfen der Zeit hervorgegangen.

Briefe aus der Zeit der Gesandtschaft in Petersburg.

Bismarck an seine Gemahlin.

Pskow, 28. 3. 59. Rußland hat sich unter unseren Rädern gedehnt, die Werste bekamen Junge auf jeder Station, aber endlich sind wir im Eisenbahnhafen. 96 Stunden von Königsberg ohne Aufenthalt gefahren, nur in Kowno schliefen wir 4 Stunden, und 3 in Egypten (Station bei Dünaburg), ich glaube, es war vorgestern. Jetzt ist mir sehr wohl, nur die Haut brennt mir, da ich fast die ganze Nacht draußen saß und wir zwischen 1 und 12 Grad Kälte wechselten. Wir hatten so tiefen Schnee, daß wir mit 6 bis 8 Pferden buchstäblich stecken blieben und aussteigen mußten. Noch schlimmer waren die glatten Berge, besonders hinunter; auf 20 Schritt brauchten wir 1 Stunde, weil 4 Mal die Pferde stürzten und sich 8 untereinander verwickelten; dazu Nacht und Wind, eine rechte Winterreise in Natur. Auf meinem Außensitz war nicht zu schlafen, schon der Kälte wegen, aber besser doch in der Luft, den Schlaf hole ich nach; der Niemen war frei, die Wilna, ein Dir schwerlich bekanntes Wasser, aber so breit, wie der Main und reißend, ging mit Eis; die Düna hatte nur eine freie Stelle, wo wir mit 4 Stunden Warten und 3 Stunden Arbeit hinüber kamen. Die ganze Gegend ist ziemlich wie in Vorpommern, ohne Dörfer, meist wie zwischen Bütow und Bohren, einige gute Wälder, die Mehrzahl aber den Neu-Kolpizlowschen Küsten ähnlich. Viel Birkenwälder, meilenweite Sümpfe, schnurgerade Chaussee, alle 14 bis 22 Werst ein Posthof, wie Hornskrug, jeder gut eingerichtet, alles Mögliche zu haben und alles geheizt; Jedermann sehr höflich und der Dienst pünktlich, nur jenseit Dünaburg zu wenig Pferde, auf einer Station bei

Kowno 3 Stunden gewartet und dann müde Thiere. Wo der Weg gut war, liefen sie ausgezeichnet, halbe Meilen Carriere mit dem schweren, großen Wagen; aber ziehen können sie nicht, wo es schwer geht, so fixe Kerle auch die Postillone sind. Der gemeine Mann gefällt mir überhaupt dem ersten Anblick nach. Es ist jetzt 6, wir haben eben dinirt; mir gegenüber, ich schreibe auf dem Tischtuch, sitzt * und raucht gedankenvoll.

Bismarck an seine Schwester.

Petersburg, 19/31. März 1859. Seit vorgestern früh bin ich hier im Hotel Demidoff warm und trocken untergebracht, aber nicht ohne Anstrengung bin ich so weit gelangt. Kaum hatte ich heute vor acht Tagen Königsberg passirt, so stellte sich das lebhafteste Schneegestöber ein, und ich habe seitdem die natürliche Farbe der Erdoberfläche noch nicht wiedergesehen. Schon bei Insterburg fuhr ich mit Courierpferden 1 Stunde auf die Meile. In Wirballen fand ich eine Mallepost, deren Inneres aber zu eng für meine Länge war, ich tauschte daher mit Engel und habe die ganze Reise im Außensitz gemacht, der vorn offen ist; schmale Bank mit spitzwinkliger Anlehnung, so daß, auch abgesehen von der Kälte, die nachts bis 12° stieg, nicht zu schlafen war. Ich beharrte in dieser Lage von Freitag früh bis Montag Abend, und außer der ersten und letzten Eisenbahnnacht habe ich von Mittwoch früh bis Dienstag Abend nur einmal 3 Stunden und einmal 2 Stunden auf einem Sopha eines Stationshauses geschlafen. Die Haut im Gesicht blätterte mir ab, als ich ankam. Die Fahrt dauerte so lange wegen tiefen Schnees, der frisch gefallen war, ohne Schlittenbahn zu machen; mehrmals mußten wir aussteigen und zu Fuß gehen, weil 8 Pferde den Wagen absolut stecken ließen. Die Düna war gefroren, hatte aber ½ Meile aufwärts eine offene Stelle, wo wir übergingen; die Wilna trieb mit Eis, der Niemen offen. Mitunter fehlten Pferde, weil alle Posten 8 und 10 nahmen, statt der sonstigen 3 und 4, unter 6 habe ich nirgends gehabt, und der Wagen war nicht überschwer. Conducteur, Postillon und Verräther (Vorreiter) thaten ihr Möglichstes, so daß ich mich der Pferdeschinderei selbst widersetzte. Glatte-Berge waren das übelste Hinderniß, besonders bergab stürzten mitunter alle 4 Hinterpferde im Knäuel übereinander, nur der Verräther auf dem rechten der beiden Vorderpferde fiel nie, und kaum waren sie wieder auf, so ging es in der gestreckten Carriere mit dem hochbepackten Wagen vorwärts, bergab und über Brücken immer, was sie winden konnten, mit Geschrei und Knallen; es mag ganz richtig sein, denn die Pferde fielen nur im Schritt; wenn sie aber bei diesen werstlangen Galoppaden auf abschüssigen Dämmen gefallen wären, so waren wir auch der reine ** vom

Prinzen **. Das ist nun vorbei, und macht mir Spaß, es erlebt zu haben. Hier steht die Newa fest wie Granit, seit gestern ist aber Thauwetter mit Sonnenschein. Daß die Stadt schön, ist bekannt, wenn ich mich aber dem Gefühl des Wunderns hingäbe, so würde es über die außerordentliche Belebtheit der Straßen sein; ungeachtet ihrer Breite gehören gute Kutscher dazu, um immer im Trabe sich durchwinden zu können, so wimmelt es von Wagen; die Schlitten verschwanden gestern. Meine Commissionen habe ich alle schon vorgestern besorgt; die Adresse für ** wird in der Kanzlei geschrieben. Ich kam hier unerwartet an.

1. April. Beim Schreiben des Datums fällt mir ein, daß heut mein Geburtstag ist, das erste Mal, daß ich ihn bei klingendem Frost verlebe, denn den haben wir heut wieder, und seit 12 Jahren der erste ohne Johanna. Gestern hatte ich eine lange Audienz bei der Kaiserin-Mutter und freute mich an der graziösen Vornehmheit der alten Dame. Heut beim Kaiser, so daß ich grade am Geburtstage die neue Function antrete. Der Kaiser hat vorgestern noch 2 Bären geschossen nun ist es aber leider aus mit Petz, er läßt sich nicht mehr ankommen, es sei denn zufällig. Der frische Schnee ist in 3 Tagen Thauwetter wie weggefegt worden, das ganze Land soll frei sein. Eben dringen Geschäfte ein. Von Johanna und Kindern heut liebe Briefe.

Bismarck an seine Gemahlin.

Moskau, 6. Juni 59. Ein Lebenszeichen will ich Dir wenigstens von hier geben, während ich auf den Samovar warte und sich hinter mir ein junger Russe im rothen Hemde mit vergeblichen Heizungsversuchen abmüht; er pustet und seufzt, aber es will nicht brennen. Nachdem ich in letzter Zeit über die sengende Hitze soviel geklagt habe, wachte ich heut zwischen Twer und hier auf und glaubte zu träumen, als ich das Land und sein frisches Grün weit und breit mit Schnee bedeckt erblickte. Ich wundere mich über nichts mehr, und drehte mich, nachdem ich über die Thatsache nicht länger in Zweifel sein konnte, rasch auf die andere Seite, um weiter zu schlafen und zu rollen, obschon das Farbenspiel von Grün und Weiß im Morgenroth nicht ohne Reiz war. Ich weiß nicht, ob er bei Twer noch liegt, hier ist er weggethaut, und ein kühler, grauer Regen rasselt auf das grüne Blech der Dächer. Grün ist mit vollem Recht die russische Leibfarbe. Von den 100 Meilen hierher habe ich etwa 40 verschlafen, aber die anderen 60 waren in jeder Handbreite grün in allen Schattirungen. Städte und Dörfer, überhaupt Häuser, mit Ausnahme der Bahnhöfe, habe ich nicht bemerkt, buschartige Wälder mit Birken decken Sumpf und Hügel, schöner Graswuchs

unter ihnen, lange Wiesen dazwischen, so geht es 10, 20, 40 Meilen fort. Acker erinnere ich mich nicht bemerkt zu haben, auch kein Haidekraut und keinen Sand; einsam grasende Kühe oder Pferde weckten mitunter die Vermuthung, daß auch Menschen in der Nähe sein könnten. Moskau sieht von oben wie ein Saatfeld aus, die Soldaten grün, die Kuppeln grün, und ich zweifele nicht, daß die vor mir stehenden Eier von grünen Hühnern gelegt sind. Du wirst wissen wollen, wie ich eigentlich hierher komme; ich habe mich auch schon danach gefragt und zunächst die Antwort erhalten, daß Abwechselung die Seele des Lebens ist. Die Wahrheit dieses tiefsinnigen Spruches wird besonders einleuchtend, wenn man 10 Wochen lang ein sonniges Gasthofszimmer mit Aussicht auf Steinpflaster bewohnt hat. Außerdem wird man gegen die Freuden des Umziehens, wenn sie sich in kurzer Zeit mehrmals wiederholen, ziemlich abgestumpft, ich beschloß daher, auf selbige zu verzichten, übergab ** alles Papier, gab Engel meine Schlüssel, erklärte, daß ich nach 8 Tagen im Stenbockschen Hause absteigen würde, und fuhr nach dem Moskauer Bahnhofe. Das war gestern Mittag 12, und heut früh um 8 stieg ich hier im Hotel de France ab. Jetzt will ich zunächst eine liebenswürdige Bekannte aus früheren Zeiten besuchen die etwa 20 Werst von hier auf dem Lande wohnt, morgen Abend bin ich wieder hier, besehe Mittwoch und Donnerstag Kreml und dergl., und schlafe Freitag oder Sonnabend in den Betten, welche Engel inzwischen kaufen wird. Langsam anzuspannen und schnell zu fahren, liegt im Charakter dieses Volkes. Vor 2 Stunden habe ich den Wagen bestellt, auf jede Anfrage, die ich seit 1½ Stunden von 10 zu 10 Minuten ergehen lasse, heißt es: sogleich! mit unerschütterlich freundlicher Ruhe, aber dabei bleibt es. Du kennst meine musterhafte Geduld im Warten, aber alles hat seine Grenzen; nachher wird gejagt, daß in den schlechten Wegen Pferd und Wagen brechen, und man schließlich zu Fuß anlangt. Ich habe inzwischen 3 Gläser Thee getrunken, mehrere Eier vertilgt, die Heizbemühungen sind auch so vollständig gelungen, daß ich das Bedürfniß fühle, frische Luft zu schöpfen. Ich würde mich aus Ungeduld rasiren, wenn ich einen Spiegel hätte. Sehr weitläufig ist diese Stadt, und sonderbar fremdartig durch ihre Kirchen mit grünen Dächern und unzähligen Kuppeln; ganz anders wie Amsterdam, aber beide sind die originellsten Städte, die ich kenne. Von der Bagage, die man hier im Coupé mitschleppt, hat kein deutscher Conducteur eine Ahnung; kein Russe ohne zwei wirkliche überzogene Kopfkissen, Kinder in Körben und Massen von Lebensmitteln aller Art. Ich wurde aus Höflichkeit in ein Schlafcoupé complimentirt, wo ich schlechter situirt war, als in meinem Fauteuil; es ist mir überhaupt wunderlich, so viel Umstände wegen einer Reise zu machen.

Archangelski, am Abend spät. Heut vor einem Jahr ließ ich mir auch nicht träumen, daß ich gerade hier jetzt sitzen würde; an dem Flusse, an welchem Moskau liegt, etwa 3 Meilen oberhalb der Stadt, steht inmitten weitläufiger Gartenanlagen ein Schloß in italienischem Styl; vor der Front zieht sich ein breiter, terrassirt abfallender Rasen, mit Hecken, wie in Schönbrunn, eingefaßt, bis zum Fluß, und links davon am Wasser liegt ein Pavillon, in dessen 6 Zimmern ich einsam circulire; jenseit des Wassers weite, mondhelle Ebene, diesseit Rasenplatz, Hecken, Orangerie; im Kamin heult der Wind und flackert die Flamme, von den Wänden sehen mich alle Bilder spukhaft an, von draußen weisen marmorne durchs Fenster. Morgen gehe ich mit meinen Wirthen nach Moskau zurück, sie übermorgen von dort über Petersburg nach Berlin; ich bleibe noch bis Freitag, wenn's Gottes Wille ist, to see what is to be seen. Die Feder ist übrigens zu schlecht, ich gehe ins Bett, so breit und kalt es auch aussieht, gute Nacht. Gott sei mit Dir und allem, was Reinfeld herbergt.

Den 7. Ich habe trotz des breiten, kalten Bettes sehr gut geschlafen, mir ein tüchtiges Feuer machen lassen, und sehe über den dampfenden Theekessel hinaus in den etwas klareren, aber immer noch grauen Horizont und in die gänzlich grüne Umgebung meines Pavillons; ein freundliches Stück Erde, und das angenehme Gefühl, für den Telegraphen unerreichbar zu sein. Mein Diener, als echter Russe, hat, wie ich sehe, in meinem Vorzimmer auf einem seidenen Divan geschlafen, und darauf scheint in der häuslichen Einrichtung gerechnet zu werden, indem man den Bedienten keine besondere Schlafgelegenheit anweist. An meinen Pavillon stößt ein wenigstens 150 Schritt langes, jetzt leeres Orangeriehaus, dessen Winterbewohner gegenwärtig längs der Hecken in stattlicher Größe aufgepflanzt sind. Das Ganze ist mit seinen Anlagen etwas wie ein sehr vergrößertes ** mit Roccoccobeisatz in Möbeln, Hecken, Terrassen, Statuen. Jetzt gehe ich spaziren.

Moskau, 8. Juni. Diese Stadt ist wirklich als Stadt die schönste und originellste, die es gibt; die Umgegend ist freundlich, nicht hübsch, nicht häßlich; aber der Blick von oben aus dem Kremlin auf diese Rundsicht von Häusern mit grünen Dächern, Gärten, Kirchen, Thürmen von der allersonderbarsten Gestalt und Farbe, die meisten grün, oder roth, oder hellblau, oben am häufigsten von einer riesenhaften goldenen Zwiebel gekrönt, und meist zu 5 und mehr auf einer Kirche, 1000 Thürme sind gewiß! etwas fremdartiger Schönes, wie dieses alles im Sonnenuntergang schräg beleuchtet, kann man nicht sehen. Das Wetter ist wieder klar, und ich würde noch einige Tage hier bleiben, wenn nicht Gerüchte von einer großen Schlacht in

Italien circulirten, die vielleicht Diplomatenarbeit nach sich ziehen kann, da will ich machen, daß ich auf den Posten komme. Das Haus, in dem ich schreibe, ist auch wunderlich genug, eins der wenigen, die 1812 überlebt haben, alte dicke Mauern, wie in Schoenhausen, orientalische Architectur, maurisch, große Räume.

Bismarck an seine Gemahlin.

Peterhof, 28. Juni 59. Aus vorstehendem Datum siehst Du schon, daß ich wieder auf bin. Ich fuhr heut früh hierher, um von der ** Abschied zu nehmen, die morgen in See geht. Für mich hat sie in ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit wirklich etwas Mütterliches, und ich kann mich zu ihr ausreden, als hätte ich sie von Kind auf gekannt. Sie sprach heut lange und vielerlei mit mir; auf einem Balkon mit Aussicht ins Grüne, strickend an einem weiß und rothen wollenen Shawl mit langen Stäben, lag sie, schwarz angezogen, in einer Chaiselongue, und ich hätte ihrer tiefen Stimme und ihrem ehrlichen Lachen und Schelten gern noch stundenlang zuhören mögen, so heimatlich war mir's. Ich war nur auf 2 Stunden im Frack gekommen; da sie aber schließlich sagte, sie hätte noch nicht Lust, von mir Abschied zu nehmen, ich aber wahrscheinlich schrecklich viel zu thun, so erklärte ich: „nicht das Mindeste" und sie: „dann bleiben Sie doch, bis ich morgen fahre." Ich nahm die Einladung mit Vergnügen als Befehl, denn es ist hier reizend und in Petersburg so steinern. Denke Dir die Höhen von Oliva und Zoppot alle in Parkanlagen verbunden und mit einem Dutzend Schlössern mit Terrassen, Springbrunnen und Teichen dazwischen, mit schattigen Gängen und Rasen bis ins Seewasser hinein, blauen Himmel und warme Sonne mit weißen Wolken, über die grünen Wipfelmeere hinaus das blaue wirkliche Meer mit Segeln und Möven; so gut ist es mir lange nicht geworden. In einigen Stunden kommt der Kaiser und Gortschakow, da wird auch wohl einiges Geschäft in die Idylle eindringen; aber Gott sei Dank, sieht es ja etwas friedlicher in der Welt aus trotz unserer Mobilmachung, und ich brauche mich weniger zu ängstigen vor gewissen Entschließungen. Es thun mir die österreichischen Soldaten leid, wie müssen sie geführt werden, daß sie jedesmal Schläge bekommen, am 24. wieder! Für die Minister ist es eine Lehre, die sie in ihrer Verstocktheit nicht einmal beherzigen werden. Weniger Frankreich als Oesterreich würde ich von dem Augenblicke an fürchten, wo wir den Krieg auf uns nähmen.

28. abends. Nachdem ich eine dreistündige Spazierfahrt im offenen Wagen durch die Gärten gemacht habe und alle ihre Schönheiten im einzelnen besehen, trinke ich Thee, mit dem Blick auf goldenen Abendhimmel und grüne Wälder; Kaisers

wollen den letzten Abend en famille sein, was ich ihnen nicht verdenke, und ich habe als Reconvalescent die Einsamkeit aufgesucht, für heut auch wirklich genug von meinem ersten Ausflug. Ich rauche meine Cigarre in Ruhe, trinke guten Thee und sehe durch die Dämpfe beider einen Sonnenuntergang von wahrhaft seltener Pracht. Beifolgenden Jasmin sende ich Dir als Beweis, daß er hier wirklich im Freien wächst und blüht. Dagegen muß ich gestehen, daß man mir die gewöhnliche Kastanie in Strauchgestalt als ein seltenes Gewächs gezeigt hat, welches im Winter eingewickelt wird. Sonst gibt es recht schöne große Eichen, Eschen, Linden, Pappeln und Birken wie Eichen so dick. —

Bismarck an seine Schwester.

Peterhof, 29. Juni 1859. Ich habe Dir mit dem Postschiff vom 25. meinen Glückwunsch in ein Paar Pantoffeln gesteckt schicken wollen, Du hättest ihn dann grade heut erhalten, aber ich habe in der vorigen Woche auch nicht einmal das thun können, so lag ich erschlagen auf dem Rücken. Ich bin schon seit dem Januar in Berlin nie wieder recht gesund gewesen, und Aerger, Klima und Erkältung trieben mein ursprünglich unscheinbares Gliederreißen vor etwa 10 Tagen auf die Höhe, daß mir der übliche Athem nicht mehr ausreichend zufloß und nur unter sehr schmerzhaften Anstrengungen einzuziehen war. Das Uebel, rheumatisch-gastrisch-nervös, hatte sich in der Lebergegend eingenistet, und wurde mit massenhaften Schröpfköpfen wie Untertassen und spanischen Fliegen und Senf über den ganzen Leib bekämpft, bis es mir gelang, nachdem ich schon halb für eine bessere Welt gewonnen war, die Aerzte zu überzeugen, daß meine Nerven durch 8jährigen ununterbrochenen Aerger und stete Aufregung geschwächt wären, und weiteres Blutabzapfen mich muthmaßlich typhös oder blödsinnig machen würde. Gestern vor 8 Tagen war's am schlimmsten; meine gute Natur hat sich aber rasch geholfen, seitdem man mir Sect in mäßigen Quantitäten verordnet hat. Ich bin gestern hierher gefahren, meine erste Ausfahrt, um von der Kaiserin-Mutter Abschied zu nehmen, die für mich die Güte selbst ist, und auf ihren Wunsch bin ich bis zu ihrer Abfahrt, die heut um Mittag statt finden wird, hier geblieben, um mich nach allen Leiden an Grün- und Wasser- und Landluft zu erfreuen. Schreibe über diese Krankheitsdetails nichts an Johanna, ich werde ihr das mündlich sagen; einstweilen habe ich ihr nur von gebräuchlichen Hexenschüssen geschrieben. Oskar werde ich besonders schreiben, sobald ich in Ruhe bin; ich war tief gerührt von seinem langen Brief, und hätte längst geantwortet, aber vor meiner Krankheit war ich 8 Tage in Moskaus Umgegend, und dann ist der Betrieb der

vielen Geschäfte jetzt doppelt zeitraubend durch den Aufenthalt des Hofes und Ministers in Zarskoe-Selo. Ich hoffe im ersten Drittel Juli Urlaub zu bekommen, und dann erst nach Berlin und hoffentlich über Kröchlendorf nach Pommern zu gehen.

Bismarck an seine Gemahlin.

Petersburg, 2. Juli 59. Vor einer halben Stunde hat mich ein Courier mit Krieg und Frieden geweckt. — Unsere Politik gleitet mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hinein, und haben wir erst einen Schuß am Rhein abgefeuert, so ist es mit dem italienisch-österreichischen Kriege vorbei und statt dessen tritt ein preußisch-französischer auf die Bühne, in welchem Oesterreich, nachdem wir die Last von seinen Schultern genommen haben, uns soviel beisteht oder nicht beisteht, als seine eigenen Interessen es mit sich bringen. Daß wir eine sehr glänzende Siegerrolle spielen, wird es gewiß nicht zugeben.

Wie Gott will! es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde, als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich scelettirt, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären.

Bismarck an seine Gemahlin.

Sonnabend. Petersburg. Bis halb 4 habe ich heut früh geschrieben, da ging die Sonne auf und ich zu Bett, und heut wieder vor 9 bis jetzt in der Tinte; in 1/2 Stunde geht's Schiff; ** segelt hinter mir. Ich habe 3 Tage hintereinander nach Zarskoe-Selo müssen, kostet immer den ganzen Tag; beim Kaiser aß ich neulich in den Kleidern von 4 verschiedenen Leuten, weil ich nicht auf Frack gefaßt war, ich sah sehr sonderbar aus. Man ist hier sehr gut für mich, in Berlin aber intriguirt Oesterreich und alle lieben Bundesgenossen, um mich hier wegzubringen, und ich bin doch so artig. Wie Gott will, ich wohne eben so gern auf dem Lande.

Bismarck an seine Schwester.

Berlin, 14./9. 59. Verzeih, daß ich auf Deinen Brief noch nicht geantwortet habe; ich glaubte noch einige Tage in Reinfeld bleiben zu können, wurde aber vor-

gestern plötzlich telegraphisch citirt. Sonst fuhr man in 28 Stunden hierher, seit die Eisenbahn eröffnet ist, braucht man 32, und steht um 4 Uhr auf. Ich bin eben, 6 Uhr, hier angelangt, habe mich satt gegessen und will nun schlafen. Morgen ganz früh soll ich den Regenten auf dem Bahnhof empfangen, wahrscheinlich mit nach Potsdam, um noch Briefe und Aufträge entgegenzunehmen, morgen Abend nach Warschau. Mit dem Kaiser werde ich wohl nach Breslau zurückkehren, von dort hierher wieder; vielleicht können wir uns dann endlich auf einen Tag sehen. Heute trifft in Tauroggen ein 14sitziger Wagen für mich ein, wie lange er dort auf mich warten wird, weiß der Himmel, dieses Vagabondiren in herbstlicher Kälte mit winterlichem Ziel ist nicht sehr lustig.

Bismarck an seine Schwester.

Berlin, 24. Sept. 59. Nachdem ich gestern Abend von ** erfahren, daß Ihr durch Berlin passirt und wahrscheinlich wieder in Kröchlendorf wärt, habe ich heut den Tag über unerhörte Anstrengungen gemacht, um auf morgen früh um sechs frei zu werden und morgen Abend über Kröchlendorf nach Stettin zu gelangen. Nachdem ich vom Reden mit Handwerkern und Staatsmännern heiser, vor Aerger, Hunger und Geschäftigkeit beinah blödsinnig geworden bin, erlahme ich jetzt, um 11 Uhr, vor der Aufgabe, einen weder kurzen, noch einfachen Brief an ** über heutige Verhandlungen zu schreiben, morgen um halb sechs aufzustehen, und einige Geld- und Justizgeschäfte demnächst schriftlich abzumachen. Je suis à bout de mes forces und muß schlafen, so schmerzlich es mir auch ist, auf die Dir für morgen zugedachte Ueberraschung zu verzichten. Zwei angefangene Briefe nach Baden habe ich schon zerrissen, ich kann meine Gedanken nicht mehr auf dem politischen Kothurn erhalten, und muß meine Abreise nach Stettin auf morgen Abend aufschieben. Dort übernachte ich, auf übermorgen habe ich mir mit Bernhard in Freienwalde Rendezvous gegeben, der bis Labes mit mir fahren kann, wo die Züge kreuzen; den Abend schlafe ich in Reddentin, und den 27. früh fahre ich nach Reinfeld, sonst kratzt mir Johanna die Augen aus, es ist ihres Vaters Geburtstag und die Pferde sind schon bestellt. Wenn ich glaubte, daß dieser Brief rechtzeitig in Deine Hände gelangte, so würde ich versuchen, Euch zur Mitfahrt nach R. zu bereden; aber Ihr werdet reisemüde sein. Ich habe mich, besonders die vierzehn Tage in Baden, sehr erholt. Das linke Bein ist noch schwach, wird vom Gehen dick, die Nerven von der Jodvergiftung noch nicht erholt, ich schlafe noch schlecht, und nach den vielen Leuten und Dingen, die ich heute ge- und besprochen habe, bin ich matt und erbittert, ich weiß nicht worauf; aber ich habe doch wieder

andere Weltanschauungen wie vor sechs Wochen, wo mir am Weiterleben wenig gelegen war, und die Leute, die mich damals hier gesehen haben, sagen, daß sie nicht geglaubt haben, dieses Vergnügen heut noch zu haben. Alle preußischen Gesandten sterben oder werden wahnsinnig, sagt mir ** mit einem Aussehen, welches die Wahrheit seiner Worte bekräftigt. Andere Menschen aber auch. Ich denke in Reinfeld vierzehn Tage zu bleiben, dann nach Norden aufzubrechen. Möglich ist, daß man mich nach Herkunft des Regenten nochmals hierher citirt, und vielleicht wird meine Reise durch die des Kaisers noch verzögert. Winterreise wird es doch, so wie so, in Petersburg haben sie schon Schnee und zwei Grad Frost. Ich kann mir nicht einmal einen anderen Posten wünschen, da ich nach ärztlicher Vorschrift faul sein soll; das geht nur in Petersburg, wenn ich nicht ganz ausscheiden will. Ich werde mich in den Bärenpelz wickeln und einschneien lassen, und sehen, was nächsten Mai beim Thauwetter von mir und den Meinigen übrig geblieben ist. Ist es zu wenig, so gehe ich zu Bau und schließe mit der Politik ab, wie Gischperl auf dem vierten Bilde. Schön wäre es aber doch, wenn wir uns vor dem Winterschlaf noch sehen könnten; komme ich wieder her in vierzehn Tagen, so ist es leicht; im anderen Fall müssen wir uns noch ein Mittel ausdenken, zusammen Danzig besehen, oder den Gollenberg.

Bismarck an seine Gemahlin.

Lazienki, 17. Oct. 59. Soweit hätten sie mir! Heut früh suchte ich in dem ersten polnischen Bahnhof nach dem Billetbüreau, um mich einschreiben zu lassen bis hier, als mich plötzlich ein wohlwollendes Geschick in Gestalt eines weißbärtigen russischen Generals ergriff; P. heißt der Engel, und ehe ich recht zur Besinnung kam, war mein Paß den Polizisten, meine Sachen den Douaniers entrissen, und ich aus dem Bummelzug auf den Extrazug verpflanzt, saß mit einer Cigarre dieses liebenswürdigen Herrn in einem kaiserlichen Salonwagen, und gelangte nach einem guten Diner in Petrikau hier auf dem Bahnhof an, wo ich von Alexander und Sachen durch das goldene Gedränge getrennt wurde. Mein Wagen war vor, ich mußte hinein und meine in mehreren Sprachen gerufenen Fragen, wo ich wohnte, verhallten in dem Wagengerassel, mit welchem zwei aufgeregte Hengste mich in die Nacht hineingaloppirten. Wohl eine halbe Stunde lang fuhr man mich in rasender Eile durch die Finsterniß, und nun sitze ich hier in Uniform mit Ordensband, welches wir sämmtlich auf der letzten Station anlegten — Thee neben mir, einen Spiegel vor mir, und weiß nichts weiter, nichts, als daß ich im Pavillon Stanilaus Augusts in Lazienki bin

aber nicht, wo das liegt, und lebe der Hoffnung, daß Alexander mit einem etwas bequemeren Kostüm meine Spur bald auffinden wird. Vor dem Fenster scheinen dem Rauschen nach hohe Bäume oder Springbrunnen zu sein, außer vielen Leuten in Hoflivrée entdecke ich noch keine menschliche Wesen ringsum. Der Kaiser kommt den 23. früh nach Breslau, bleibt dort bis heut über 8 Tage, und dann komme ich mit 2 Tagen Aufenthalt zu Dir.

Derselbe an dieselbe.

Lazienki, 19./10. 59. Ich kann Dir nur mit einfachen Worten sagen, daß es mir wohl geht. Gestern war ich den ganzen Tag en grandeur, Frühstück mit dem Kaiser, dann Audienz, eben so gnädig, wie in Petersburg und sehr theilnehmend; Tafel bei Se. Maj., abends Theater, recht gutes Ballet und alle Logen voll hübscher Damen; jetzt habe ich vortrefflich geschlafen, der Thee steht auf dem Tisch, und wenn ich ihn getrunken haben werde, fahre ich aus. Am 23. früh kommt der Kaiser nach Breslau, den 25. früh werden wir wohl nach Berlin fahren. Besagter Thee, den ich eben trank, bestand übrigens nicht nur aus Thee, sondern auch Caffee, 6 Eier, 3 Sorten Fleisch, Backwesen und 1 Flasche Bordeaux, und aus der Bresche, die ich dann frühmorgens schon angerichtet habe, würdest Du ersehen, daß die Reise mir nicht geschadet hat. Der Wind fährt wie ausgelassen über die Weichsel her und wühlt in den Kastanien und Linden, die mich umgeben, daß die gelben Blätter gegen die Fenster wirbeln; hier drin aber, mit Doppelfenstern, Thee und dem Gedanken an Dich und die Kinder, raucht sich die Cigarre ganz behaglich. Leider hat alles Behagen auf dieser Welt seine gemessenen Grenzen, und ich warte nur, daß das Frühstück der Leute im Vorzimmer, bei welchem ich eben Alexanders Stimme lebhaft nach einem Propfenzieher verlangen höre, beendigt sei, um mich in den Wagen zu werfen und erst nach verschiedenen Schlössern und Schlößchen, dann nach der Stadt zu fahren.

Derselbe an dieselbe.

Lazienki, 21. Oct. 59. Nur ein Lebenszeichen gebe ich Dir heut, ich habe zu lange geschlafen. Gestern war großes Diner, eine Wasser- und Waldillumination, die alles übertraf, was ich in der Art gesehen habe, und Ballet mit Mazurka zum Verlieben. Was gemacht werden kann, wird gemacht, und für amüsable Leute ist es hier wie in Abrahams Schoß. Ich würde empfänglicher dafür sein, wenn ich ein Wort der Nachricht von Euch hätte; Du hast bei der Unsicherheit meiner Reise wohl

nicht riskirt, hierher zu schreiben, oder es geht sehr langsam. Morgen um 9 fahren wir nach Skianiawicze, wo Jagd im Park ist, morgen Abend von da nach Breslau. Mit Gottes Hilfe bin ich heut über 8 Tage schon in Reinfeld, und finde Dich und das kleine Volk gesund und reisefertig. Ich sehne mich nach dem Moment, wo wir zum ersten Mal im Winterquartier ruhig am Theetisch sitzen werden, mag die Newa so dick gefroren sein, wie sie will.

Derselbe an dieselbe.

Skianiawicze, 22. Oct., 9 Uhr abends. 5 Stunden Dammwild geschossen, 4 Hasen gehetzt, 3 Stunden geritten, alles sehr gut bekommen. Eben steigen wir ins Coupé nach Breslau, wo wir morgen früh sind.

Bismarck an seine Schwester.

Peterhof, 1./13. Juli 60. Wie mitunter in den Bundestagssitzungen, so fällt mir auch hier für einen müßigen Moment keine angenehmere Verwendung ein, als Dir eine Zeile Nachricht über mein Befinden zu geben. Ich habe, in der Meinung, daß um acht Uhr ein Schiff nach Petersburg ginge, bis halb sieben bei Tische gesessen, genau lange genug, um bis zehn Uhr warten zu müssen, der Plan ist seit heut geändert, statt acht gehen sie um halb sieben und zehn. Es läßt sich hier aber aushalten, reizendes Wetter heut, Aussicht übers Grüne und auf die See aus einem wohl eingerichteten Eckzimmer des Schlosses, Musik zur Feier des kaiserlich-mütterlichen Geburtstags und ein guter Wagen, in dem ich noch eine Stunde spazieren fahren werde. Peterhof ist das Juwel der hiesigen Umgegend und als Park wie als Landschaft auch für den West-Europäer erfreulich zu sehen, etwas wie Gegend von Danzig und Zoppot, die Du natürlich wieder nicht kennst, und Rügen auch nicht, letzteres ist im Styl, aber schöner.

Mit meinem Befinden geht es über Erwarten gut, seit ich im eigenen Hause wohne; Deine Liebenswürdigkeit hat mir diesen Mangel in Berlin einigermaßen ersetzt; aber das grüne Gasthofszimmer und das ganze Provisorische meiner Existenz lastet noch drückend auf meinem Gedächtniß. Mir ist zu Muthe wie einem alten Pensionär, der mit den Händeln dieser Welt abgeschlossen hat, oder doch wie einem früher ehrgeizigen Militär, der den Hafen einer guten Commandantur erreicht hat, und mir ist, als könnte ich hier lange zufriedene Jahre hindurch meinem Ende entgegenreifen. Bis zwölf habe ich jeden Morgen mit Carlsbader, Spazieren, Frühstücken, Anziehen zu thun, von da bis fünf gibt mir der Dienst gerade genug regelmäßige Arbeit, um mich nicht überflüssig in der Welt zu fühlen. Das Mittag schmeckt

mir vortrefflich, am besten das, was ich nicht essen darf, von acht bis zehn reite ich, ebenfalls par ordonnance du médecin, und lese dann bis zwölf, mit dem begleitenden Genusse der gemeinen Lazarethpflaume, die eingegangenen Zeitungen und Depeschen. So halte ich's noch lange aus, vorausgesetzt, daß es mir gelingt, den Standpunkt des beobachtenden Naturforschers unserer Politik gegenüber festzuhalten. Gestern hat Johanna ihren ersten Eintritt in die Gesellschaft gemacht, da ich um zwölf im Bett sein soll und man vor elf nicht kommt, so war's kurz; die Cur ist mir sonst willkommener Vorwand, mir alle Geselligkeit vom Leibe zu halten. Heut war ich hier zur Tafel; das sind die einzigen Unregelmäßigkeiten, seit die erste Bewillkommnung am Hofe vorbei ist. Der Kaiser war sehr herzlich beim Wiedersehen, umarmte mich und hatte eine unverkennbar aufrichtige Freude, daß ich wieder da war. Johanna findet das Leben viel behaglicher, als sie dachte; etwas Kindererkältung störte ihr Gleichgewicht in den letzten Tagen, Gott sei Dank ist alles wieder gut, ebenso wie mit Deiner Marie.

Derselbe an dieselbe.

Zarskoe-Selo, 4. October 1860. Ich muß aus dem geschäftlichen Uhrwerk herausgerissen werden und durch kaiserlichen Befehl eine Mußestunde dictirt erhalten, um mich einmal besinnen und Dir schreiben zu können. Das alltägliche Leben nimmt mich von dem Augenblick der ersten Frühstückstasse bis gegen 4 ziemlich ruhelos in Anspruch, mit Arbeit aller Art, an Papier und Mensch, und dann reite ich bis 6; nach dem Essen aber nähere ich mich dem Tintenfaß auf ärztliches Verlangen nur mit Vorsicht und im äußersten Nothfalle, lese dagegen alles, was an Akten und Zeitungen eingegangen ist, und gehe um Mitternacht zu Bett, meist erheitert und contemplativ gestimmt über die sonderbaren Ansprüche, welche der Preuße in Rußland an seinen Gesandten macht. Vor dem Einschlafen denke ich dann auch an die beste meiner Schwestern, aber an diesen Engel zu schreiben gelingt mir nur, wenn ich um 1 zur Audienz hierher befohlen werde und dazu schon den Zug um 10 benutzen muß. So bleiben mir 2 Stunden, während deren man mich in die jetzt leere Wohnung der schönsten aller Großmütter, der Fürstin ** einquartiert hat, wo ich Dir schreibe und Papyros rauche, bis mich ein Besuch oder das Frühstück stören wird. Ich sehe über den Tisch aus dem Fenster, bergab, über Birken und Ahorn, in deren Laub Roth und Gelb schon das Grün beherrschen. Dahinter die grasgrünen Dächer des Städtchens, links von einer Kirche mit fünf goldenen Thürmen in Zwiebelform überragt,

und das Ganze am Horizont eingefaßt von der endlosen Busch=, Wiesen= und Waldebene, hinter deren braun=grau=blauen Schattirungen irgendwo mit einem Fernrohre die Isaacskirche von Petersburg zu sehen sein mag. Ein characteristisches Landschaftsbild, aber unter dem kalten grauen Himmel fast mehr als herbstlich, jedenfalls eine sehr nördliche Herbstlandschaft. Gestern ist der junge Großfürst Paul geboren, und in acht Tagen wird die viel verschobene Reise nach Warschau nun wohl angetreten werden. Ich bleibe hoffentlich hier, ich habe wenigstens geschrieben, daß ich die allgemein übliche Dienstpraxis des Empfangens an der Grenze bei hiesigen Entfernungen nicht anwendbar hielte und nur auf besondern Befehl kommen würde. Ich fühle mich, Gott sei Dank, sehr viel wohler als im Frühjahr, aber so ganz traue ich meiner Gesundheit doch nicht, und das dortige Hofleben mit täglichen stehenden Bällen bis 3 Uhr und seiner ganzen Ruhelosigkeit wird eine harte Probe auch für gesunde Leute sein. Nach dem langen Umhertreiben seit Anfang 59 ist mir das Gefühl, mit den Meinigen zusammen irgendwo wieder wirklich zu wohnen, so wohlthuend, daß ich mich schwer von der Häuslichkeit losreiße; wenigstens, bis es wieder Sommer ist, möchte ich ruhig, wie der Dachs, im Bau liegen. Johanna und den Kindern geht es, Gottlob, wohl, nachdem Bill uns einige Zeit geängstigt hatte, wie Dir Johanna geschrieben haben wird; aber der Lehrer und Josephine, die Bonne, liegen im Bett; ganz ohne ist man niemals, und der Arzt bleibt Stammgast. Gott gebe, daß in Deinem Hause alles Leiden gründlich vergangen ist! Man meldet mir eben den Oberhofmeister, und ich weiß nicht, ob ich dazu komme, diese Zeilen hier oder in Petersburg bis übermorgen weiter zu spinnen, wo der Adler abgeht, da ich viel Depeschen zu schreiben habe bis dahin.

Petersburg, den 12. October. Als ich heute in Reisevorbereitungen meine Brieftasche in die Hand bekam, fand ich darin den anliegenden Tintenerguß, dessen ich mich in Zarskoe schuldig machte, und will ihn Dir nicht vorenthalten. Seitdem ist mir die Aufforderung zugegangen, mich in Warschau einzufinden, und ich gehorche mit etwas schwerem Herzen, nachdem ich eine Einladung des Kaisers dahin ausweichend beantwortet hatte. Für Dienst bin ich gesund, für Vergnügen aber nicht ausreichend. Wenn Du dieses lesen wirst, vermuthlich Mittwoch, bin ich, so Gott will, schon in Berlin. Donnerstag reise ich nach Warschau, und von dort über Wilna wieder nach hier. Die Freude, Dich zu sehen, werde ich also nicht haben, wenn Du nicht zufällig in Berlin bist. Hoffentlich nächsten Sommer. Die Seereise wird nicht behaglich sein, aber der Weg zu Lande ist zu langweilig.

Derselbe an dieselbe.

Petersburg, den 9. December 1860. Ich setze voraus, daß Ihr schon in Berlin seid, da ich nicht weiß, was Ihr die langen Abende hindurch in Kröchlendorf anfangen könntet; wenn sie auch noch nicht so lang sind wie hier, wo jetzt Punkt 3 Uhr Licht gebracht wird, um lesen und schreiben zu können; an manchen nebligen Tagen kann man sich, in der trotz Doppelfenster durch die Kälte bedingten Entfernungen vom Fenster kaum über Mittag voll beiden Beschäftigungen hingeben. Doch kann ich nicht sagen, daß die Abende mir zu lang würden oder die Nächte, meine Gereiztheit über den schnellen Verlauf der Zeit ist gleich groß, des Abends, wenn ich zu Bett gehe, und des Morgens, wenn ich aufstehen soll. Ich habe eben viel zu thun; gesellig sind wir gar nicht; meine Mittel erlauben mir das nicht; in fremden Häusern erkälte ich mich, und im allgemeinen ist man hier als Gesandter mit 30,000 Thalern zu großer Einschränkung verurtheilt. Ich lasse mich zu Mittag besuchen, d. h. man ißt à la fortune du pot bei mir, aber ich gebe keine Soiréen. Abendgesellschaften, Theater u. s. w. verbietet die Trauer; Wagen, Kutscher, Jäger, alles schwarz ausgeschlagen. Auf der Jagd bin ich einmal gewesen, fand zwar die Wölfe klüger als die Jäger, habe mich aber doch gefreut, daß ich es wieder leisten kann. Die Kälte ist nicht übermäßig, 3, 5, 7, selten 11 Grad, gute Schlittenbahn seit einigen Wochen.

Ich bin in Weihnachtssorgen und finde hier nichts für Johanna, was nicht übertheuer wäre. Bitte, kaufe ihr wieder bei Friedeberg 12 bis 20 Perlen, die zu ihrer Schnur, d. h. zu den größten davon passen; so um 300 Thaler herum will ich daran wenden. Außerdem möchte ich gern einige Bilderbücher, Schneidersche Buchhandlung; ist die Besorgung Dir langweilig, so bitte * * darum. Ich meine Düsseldorfer Monatshefte, den vorigen Jahrgang, desgl. Düsseldorfer Künstleralbum, diesjährig und vorjährig; Münchener fliegende Blätter vom letzten Jahr und Münchener Bilderbogen, diesjährige und vorjährige Lieferung; auch Kladderadatschkalender und dergleichen Unsinn.

Bitte, schaffe dies alles so bald wie möglich an, und laß es mir durch Harrys Vermittelung mit dem nächsten Depeschensack zugehen, auch die Perlen, damit es wo möglich zu Weihnachten hier ist; es wird wohl bis dahin noch ein Feldjäger auf hier abgehen; auch einige Schachteln übliches Confect dabei, aber nicht zu viel, denn die Kinder sind ohnehin stets in beschleunigten Verdauungszuständen.

Der Tod des alten Bellin reißt eine Lücke in Schoenhausen, und setzt mich in Verlegenheit mit meinen dortigen Einrichtungen. Ich weiß nicht, ob die Wittwe im großen Hause bleiben will, oder ob sie ihr Schmiedehäuschen, den Eiskeller, bezieht, welches der Alte ihr zurechtmachen ließ. Den Garten werde ich wohl dem Pächter überlassen müssen, will mir aber freihalten, ihn von Jahr zu Jahr auf Kündigung zurückzunehmen, falls ich dahin ziehen sollte. Die Buchführung muß ich meinem Anwalt übergeben, ich weiß dort niemand.

Derselbe an dieselbe.

Petersburg, 26./14. März 61. Zunächst gratulire ich Dir zu meinem Geburtstag: dieser uneigennützige Schritt ist aber nicht die einzige Ursache der seltenen Erscheinung eines eigenhändigen Briefes von mir. Du weißt, daß am 11. April die Basis meines häuslichen Glückes geboren wurde, weniger bekannt ist Dir vielleicht der Umstand, daß ich meiner Genugthuung über die Wiederkehr dieses Tages im vorigen Jahre durch ein Geschenk zweier, bei Wagner unter den Linden erstandener brillanter Ohrringe Ausdruck gab und daß diese der liebenswürdigen Empfängerin vor kurzem abhanden gekommen, wahrscheinlich gestohlen sind. Um die Betrübniß über diesen Verlust einigermaßen zu lindern, hätte ich gern zum 11., es wird sich bis dahin doch irgend ein Courier oder Reisegelegenheit finden, ein paar ähnliche Zierrathen der ehelichen Ohrmuscheln. Wagner wird ungefähr noch wissen, wie sie waren und was sie kosteten, ich hätte sie gern möglichst ähnlich; einfache Fassung gleich den Deinigen, und können sie immerhin etwas theurer sein als die vorjährigen; das Gleichgewicht meines Budgets läßt sich so wie so nicht erhalten, mag der Schaden 100 Thaler größer oder kleiner sein. Ich muß abwarten, in wie weit sich meine Finanzen erholen, wenn ich im Sommer Frau und Kinder nach Pommern und die Pferde nach Ingermanland für einige Monate auf Grasung schicke. Nur die Erfahrung kann lehren, wie hoch sich die Ersparniß bei dieser Operation beläuft. Erweist sie sich als unzulänglich, so verlasse ich im nächsten Jahre mein sehr angenehmes Haus, und richte mich auf sächsisch-bairisch-württembergischem Fuß ein, bis das Gehalt erhöht wird, oder man mich der Muße des Privatlebens zurückgibt. Im übrigen habe ich mich mit der Existenz hier befreundet, finde den Winter durchaus nicht so übel, wie ich dachte, und verlange nach keiner Aenderung meiner Lage, bis ich mich, wenn's Gottes Wille ist, in Schoenhausen oder Reinfeld zur Ruhe setze, um meinen Sarg ohne Uebereilung zimmern zu lassen. Die Ambition, Minister zu sein, vergeht

einem heutzutage aus mannigfachen Gründen, die sich nicht alle zum schriftlichen Vortrag eignen, in Paris oder London würde ich weniger behaglich existiren als hier, auch nicht mehr mitzureden haben, und ein Umzug ist halbes Sterben. Der Schutz von 200,000 vagabondirenden Preußen, die zu $1/3$ in Rußland wohnen, zu $2/3$ es jährlich besuchen, gibt mir genug zu thun, um mich nicht zu langweilen, Frau und Kinder vertragen das Klima sehr gut, ich habe eine Anzahl angenehmer Leute, mit denen ich verkehre, schieße gelegentlich einen kleinen Bären oder Elch, den letzten 290 Werst von hier, reizende Schlittenbahn, und die große Gesellschaft, deren täglicher Besuch nicht den geringsten Vortheil für den königlichen Dienst liefert, vermeide ich, weil ich nicht schlafen kann, wenn ich so spät zu Bett gehe. Vor 11 kann man nicht wohl erscheinen, die meisten kommen nach 12 und gehen gegen 2 in eine zweite meist soupirende Soirée, das vertrage ich noch nicht, vielleicht nie wieder und ich bin nicht böse darüber, denn die Langweiligkeit des rout ist hier noch viel intensiver als irgendwo, weil man zu wenig gemeinsame Lebensverhältnisse und Interessen hat. Johanna geht öfter aus und beantwortet unverdrossen alle Erkundigungen nach meiner Gesundheit, als unentbehrlichen Dünger auf den unfruchtbaren Boden der Conversation. Ich wünsche, daß Johanna aus ökonomischen Gründen möglichst früh nach Deutschland geht, sie will aber nicht! nach Pommern wollt' ich sagen, und ich werde ihr folgen, so bald und so lange man mir Urlaub gibt. Ich werde irgend einen Brunnen trinken und dann vor allem Seebad nehmen, um die unerträgliche Verweichlichung meiner Haut wieder los zu werden. Von ** nichts zu hören, nichts zu sehen, und Feldjäger scheinen nicht mehr zu reisen, seit Monaten habe ich keine couriermäßigen Mittheilungen vom Ministerium, und was mit der Post kommt, ist langweilig. Leb wohl, mein geliebtes Herz, grüße Oskar. Die Newa trägt noch Fuhrwerk jeder Art, obschon wir seit Wochen Thauwetter haben, so daß in der Stadt kein Schlitten mehr geht, und die Wagen in den $1^1/_2$ Fuß tiefen Wasserlöchern der Eislage, welche das Straßenpflaster deckt, täglich brechen; man fährt wie in gefrorenem Sturzacker. Ihr sitzt wohl schon im Grünen?

Bismarck an Oskar von Arnim.

Reinfeld, 16. August 1861. So eben erhalte ich die Nachricht von dem schrecklichen Unglück, welches Dich und Malwine betroffen hat. Mein erster Gedanke war, sogleich zu Euch zu kommen, aber ich überschätzte damit meine Kräfte. Die Kur hat mich angegriffen, und der Gedanke, sie plötzlich abzubrechen, fand so entschiedenen Widerspruch, daß ich mich entschlossen habe, Johanna allein reisen

zu lassen. Ein solcher Schlag geht über den Bereich menschlicher Tröstung hinaus, und doch ist es ein natürliches Verlangen, denen, die man liebt, im Schmerze nahe zu sein und mit ihnen gemeinschaftlich zu klagen. Es ist das einzige, was wir vermögen. Ein schwereres Leid konnte Dich nicht wohl treffen; ein so liebenswürdiges und freudig gedeihendes Kind auf diese Weise zu verlieren und mit ihm alle Hoffnungen zu begraben, die die Freude Deiner alten Tage werden sollten, darüber wird die Trauer nicht von Dir weichen, so lange Du auf dieser Erde lebst; das fühle ich Dir nach mit tiefem schmerzlichen Antheil. Wir sind in Gottes gewaltiger Hand rathlos und hilflos, so weit Er selbst uns nicht helfen will und können nichts thun, als uns in Demuth unter Seine Schickung beugen. Er kann uns alles nehmen, was Er gab, und völlig vereinsamen lassen, und unsere Trauer darüber würde um so bitterer sein, jemehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen das allmächtige Walten ausarten lassen. Mische Deinen gerechten Schmerz nicht mit Bitterkeit und Murren, sondern vergegenwärtige Dir, daß Dir ein Sohn und eine Tochter bleibt, und daß Du mit ihnen, und selbst in dem Gefühl, ein geliebtes Kind 15 Jahre lang besessen zu haben, Dich als gesegnet betrachten mußt im Vergleich mit den vielen, welche Kinder niemals gehabt und Elternfreuden nicht gekannt haben. Ich will Dir nicht mit schwachen Trostgründen lästig werden, sondern Dir nur in diesen Zeilen sagen, wie ich als Freund und Bruder Dein Leid wie mein eigenes fühle und bis ins Innerste davon ergriffen bin. Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde wie ebensoviel Vorwürfe die Erinnerungen an alle Klagen und begehrlichen Wünsche, über welche ich so oft vergessen habe, wie viel Segen Gott uns gibt, und wie viel Gefahr uns umringt, ohne zu treffen. Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch 20 oder 30 Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsere Kinder sind an unserem jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht werth, wenn es damit vorbei wäre; erinnerst Du Dich noch dieser Worte eines Stolpmünder Reisegefährten? Der Gedanke, daß der Tod ein Uebergang zu einem andern Leben ist, wird Deinen Schmerz freilich wenig lindern, denn Du könntest glauben, daß Dein geliebter Sohn Dir die Zeit hindurch, die Du auf dieser Erde noch lebst, ein treuer und lieber Begleiter sein und Dein Andenken hier in Segen fortpflanzen werde. Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben. Man

schließt in unseren Jahren keine neuen Verbindungen mehr, die uns die absterbenden ersetzen könnten. Laß uns darum um so enger in Liebe zusammenhalten, bis auch uns der Tod von einander trennt, wie jetzt Deinen Sohn von uns. Wer weiß, wie bald! Willst Du nicht mit Malle nach Stolpmünde kommen, still mit uns einige Wochen oder Tage leben? Jedenfalls komme ich in 3 bis 4 Wochen zu Dir nach Kröchlendorf oder wo Du sonst bist. Meine geliebte Malle grüße ich von Herzen, möge Gott ihr, wie Dir, Kraft verleihen zum Tragen und geduldige Ergebung!

Bismarck an seine Schwester.

Petersburg, 17./5. Jan. 62. Ich wollte gestern Abend auf die Jagd fahren, etwa 15 Meilen von hier auf der Straße nach **, wo meiner einige von mir bereits käuflich requirirte wilde Vierfüßler warten, ich hatte deshalb in hastiger Eile alles geschrieben, was der heutige Courier mitnehmen sollte. Die brüderliche Liebe aber war dabei zu kurz gekommen. Nun wurde es wieder so kalt, daß die nächtliche Schlittenfahrt für meine Nase bedenklich und die Jagd für die Treiber grausam gewesen wäre. Ich habe sie also aufgegeben und Zeit gewonnen, Dir einige liebende Worte zu sagen, besonders Dir für Deine vortrefflichen Besorgungen und Briefe zu danken. Das Kleid hat allseitig den größten Beifall, und auch in der kleinen Broche hat sich Dein guter Geschmack bewährt. Weihnachten ist mit Gottes Gnade still und zufrieden von uns begangen und Marie in erfreulichem Fortschritt. Es wäre daher undankbar, über die Kälte zu klagen, die mit einer auch für Rußland ungewöhnlichen Beharrlichkeit den Stand von 18 bis 28 Grad festhielt, was für das kleine Gebirge im Südwesten von hier, wo ich meist jage, etwa 22 bis 32 ergibt. Seit 14 Tagen keine Stunde unter 18. Sonst ist es selten länger als 30 Stunden hintereinander über 20. Die Häuser frieren so durch, daß keine Heizung mehr hilft. Heute 24 Gr. hier am Fenster, helle Sonne, blauer Himmel. Du schreibst in Deinem Letzten von indiscreten Reden, die * * in Berlin geführt hat. Takt hat er nicht und wird er nie haben, für absichtlich feindlich gegen mich halte ich ihn nicht. Es passirt hier auch nichts, was nicht jeder wissen könnte. Wollte ich noch Carriere machen, so wäre es vielleicht gerade gut, wenn recht viel Nachtheiliges von mir gehört würde, dann käme ich wenigstens wieder nach Frankfurt, oder wenn ich 8 Jahre lang recht faul wäre und anspruchsvoll, das hilft. Für mich ist es damit zu spät, ich fahre deshalb fort, hausbacken meine Schuldigkeit zu thun. Ich bin seit meiner Krankheit geistig so matt geworden, daß mir die Spannkraft für bewegte Verhältnisse verloren gegangen ist. Vor drei

Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben, jetzt komme ich mir in Gedanken daran vor wie ein kranker Kunstreiter. Einige Jahre muß ich noch im Dienst bleiben, wenn ich's erlebe. In 3 Jahren wird Kniephof pachtlos, in 4 Schoenhausen; bis dahin weiß ich nicht recht, wo ich wohnen sollte, wenn ich den Abschied nähme. Das jetzige Revirement der Posten läßt mich kalt, ich habe eine abergläubische Furcht, einen Wunsch deshalb auszusprechen und ihn später erfahrungsmäßig zu bereuen. Ich würde ohne Kummer und ohne Freude nach Paris, London gehen, hierbleiben, wie es Gott und Sr. Majestät gefällt, der Kohl wird weder für unsere Politik, noch für mich fetter, wenn das eine oder das andere geschieht. Johanna wünscht sich nach Paris, weil sie glaubt, das den Kindern das Klima besser wäre. Krankheiten kommen überall, Unglücksfälle auch, mit Gottes Beistand übersteht man sie oder beugt sich in Ergebung Seinem Willen, die Localität thut dabei nichts. ** gönne ich jeden Posten, er hat das Zeug dazu. Ich wäre undankbar gegen Gott und Menschen, wenn ich behaupten wollte, daß es mir hier schlecht ginge, und für Aenderung bestrebt wäre; vor dem Ministerium habe ich geradezu Furcht wie vor kaltem Bade. Ich gehe lieber auf jene vacanten Posten oder nach Frankfurt zurück, selbst nach Bern, wo ich recht gern lebte. Soll ich hier fort, so wäre es mir lieb, bald davon zu hören. Am 1./13. Februar muß ich mich erklären, ob ich mein Haus behalte, muß en cas que si Bauten und Reparaturen bedingen, auch wären theuere Pferde und andere Sachen zu verkaufen, was hier Monate erfordert und tausende verlieren oder behalten macht. Ein Umzug im Winter ist kaum möglich. — Ich lese nach einigen Störungen den Brief über und finde, daß er einen hypochondrischen Eindruck macht; mit Unrecht, ich fühle mich weder mißvergnügt noch lebenssatt und habe bei prüfendem Nachdenken keinen unbefriedigten Wunsch entdeckt, als den noch zehn Grad Kälte weniger und etwa fünfzig Visiten schon gemacht zu haben, die auf mir lasten. Bescheidene Wünsche. Ich höre, daß man mich im Winter zum Landtag zu erwarten meint. Es fällt mir nicht ein, ohne stricten Befehl des Königs nach Berlin zu kommen, es sei denn im Sommer auf Urlaub. Johanna und die Kinder gehen, wie ich denke, in etwa vier Monaten nach Deutschland ab, ich folge, so Gott will, vier oder sechs Wochen später und kehre ebenso viel früher hierher zurück. Die Kinder haben der Kälte wegen seit fast drei Wochen das Haus nicht verlassen. Alle russischen Mütter haben dieses Regime, sobald es über zehn Grad ist, es muß also wohl durch Erfahrung geboten sein, wenn ich auch bis fünfzehn gehe, weiter nicht, und sie sehen für diesen Luftmangel wohl genug aus, trotz der Diätfehler, zu denen sie angeerbten Hang haben und den Weihnachtsnäschereien. Marie ist ein ver-

ständiges Persönchen geworden, aber doch auch ganz Kind noch, was ich recht gern sehe. Neben mir liegt gerade Varnhagens Tagebuch, ich begreife den Aufwand von sittlicher Entrüstung nicht, mit dem man diesen dürftigen Zeitspiegel von 36 bis 45 verdammt. Es stehen Gemeinheiten genug darin, aber gerade so wurde geredet in der Zeit, und schlimmer, es ist aus dem Leben. V. ist eitel und boshaft, wer ist das nicht? es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des einen oder des andern reift, mit Wurmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter, süß oder faul. Bei aller Zeit, die ich hatte, war doch so viel Quengelei aller Art, daß ich knapp bis zwei Uhr soweit geschrieben habe, und um drei muß der Feldjäger auf der Eisenbahn sein.

Derselbe an dieselbe.

Petersburg, den 7. März 1862. Ich benutze einen englischen Courier, um Dir einen Gruß von wenigen Zeilen zu senden; einen Stoßseufzer über alle Krankheit, mit der Gott uns heimsucht. Wir haben beinahe keinen Tag in diesem Winter gehabt, wo alles im Hause gesund gewesen wäre. Gegenwärtig hat Johanna einen Husten, der sie ganz erschöpft, und darf nicht ausgehen; Bill liegt im Bett, fiebert, Schmerzen in Leib und Hals, was es wird, weiß der Arzt noch nicht. Unsere neue Gouvernante hat kaum Hoffnung, Deutschland wiederzusehen; sie liegt seit Wochen, täglich schwächer und hilfloser, wahrscheinlich galoppirende Schwindsucht, meint der Doctor, wird das Ende sein. Ich selbst bin nur gesund auf der Jagd; sowie ich hier in die Bälle und Theater gerathe, erkälte ich mich, schlafe und esse nicht. Sobald die Witterung milder wird und alles reisefähig ist, schicke ich Kind und Kegel nach Reinfeld. Die Gleichmüthigkeit, mit der ich der Versetzungsfrage entgegensah, vermindert sich unter diesen Umständen; ich würde kaum den Muth haben, dem nächsten Winter hier zu trotzen. Mich allein herreisen zu lassen, dazu werde ich Johanna schwer überreden. Versetzt man mich nicht, so komme ich vielleicht um längeren Urlaub ein. Von ** habe ich neulich einen Brief gehabt, er glaubt für hier bestimmt zu sein, würde aber lieber nach Paris gehen; mir stellt er London in Aussicht, und ich habe mich mit dem Gedanken ziemlich vertraut gemacht. Prinzliche Briefe sprachen von ** Rücktritt und meiner Nachfolge; ich glaube nicht, daß es die Absicht ist, würde aber ablehnen, wenn's wäre. Abgesehen von allen politischen Unzuträglichkeiten fühle ich mich nicht wohl genug, für so viel Aufregung und Arbeit. Diese Rücksicht

macht mich auch bedenklich, wenn man mir Paris anböte; London ist ruhiger. Wenn Klima und Kindergesundheit nicht wären, so bliebe ich zweifellos am liebsten hier. Bern ist auch eine fixe Idee von mir; langweilige Orte mit hübscher Gegend sind für alte Leute entsprechend; nur fehlt dort alle Jagd, da ich Klettern nach Gemsen nicht liebe. —



Bismarck an der Seine.

1862.

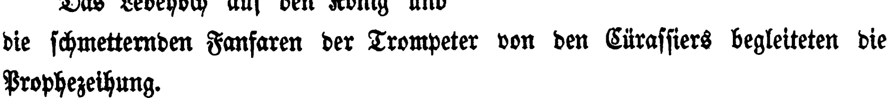
Wir kommen zu dem letzten Abschnitt in Bismarcks politischen Lehr- und Wanderjahren, zu seiner Gesandtschaft in Paris; dieselbe umfaßt nur einen Zeitraum von wenigen Wochen, ist aber durch bedeutende Bekanntschaften, die Bismarck damals machte, durch die genauere Kenntniß französischer Verhältnisse, die er damals erlangte und bei seinen späteren Badereisen nach Biarrits ausdehnte, für die Folge sehr wichtig geworden. Wir wissen es aus einem der mitgetheilten Briefe, daß Bismarck bereits in St. Petersburg eine Andeutung empfangen, daß sein König damit umgehe, ihn zum Ministerpräsidenten zu ernennen und ihn so an die Spitze der Staatsregierung zu stellen. Es wird die dort erwähnte Andeutung nicht die einzige gewesen sein, die Relationen zwischen dem Könige und ihm waren schon längere Zeit sehr intim. Die Ereignisse jener Tage liegen uns noch zu nahe, als daß der Schleier gänzlich gelüftet werden dürfte: wahrscheinlich war es König Wilhelms Absicht, Bismarck sofort, im Frühjahr 1862, zum Ministerpräsidenten zu ernennen; wir wissen nicht, was die Ernennung damals verhinderte; die Folge ließ es in mehrfacher Hinsicht als einen glücklichen Umstand erscheinen, daß Bismarck erst Gesandter in Paris gewesen, bevor er an die Spitze der Staatsregierung trat. Ob Bismarck Bedenken getragen, die große Verantwortlichkeit zu übernehmen — wer will das genau sagen? Reiflich geprüft wird er sich haben, aber sicherlich hätte er auch schon damals nicht einen Augenblick gezögert, dem Rufe

seines Königs mit patriotischem Eifer zu folgen, denn er sah durch die liberale Opposition die Reorganisation des Heeres bedroht, auf welcher für ihn die ganze Hoffnung beruhte, Preußen zur rechten Stunde seine rechte Stellung und Deutschland seine Zukunft zu sichern. Gewiß wußte er, daß ihm schwere Kämpfe bevorstanden, aber er wußte auch, daß sie durchgekämpft werden mußten; auf daß der Parlamentarismus für das Königthum von Preußen unschädlich gemacht und das schwarzweiße Banner auf sturmfreien Werken aufgepflanzt werden konnte.

Am 23. Mai 1862 wurde Bismarck zum Gesandten in Paris ernannt und ging dahin ab. Vorher hatte er einige Wochen in Berlin verweilt, wo sicher über seine Uebernahme der Präsidentschaft mehrfach verhandelt wurde, darauf deutet auch eine Stelle in dem nachfolgenden Briefe an die Schwester.

Am 17. Mai wurde die Statue des Grafen Brandenburg auf dem Leipziger Platz in Berlin im Beisein König Wilhelms eingeweiht; damals schon lag das Ministerium Bismarck, so zu sagen, in der Luft. Bismarck war zugegen. Als die Hülle des Standbildes unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches gefallen war, trat Seine Königliche Hoheit, der Prinz Carl an ihn heran und reichte ihm mit einem: „Guten Tag, Bismarck!“ die Hand.

„Begrüßen Sie den neuen Ministerpräsidenten!“ sagte ein Mitglied des ehemaligen Ministeriums Manteuffel sehr lebhaft zu einem Vertreter der neuen Aera.



Das Lebehoch auf den König und die schmetternden Fanfaren der Trompeter von den Cürassiers begleiteten die Prophezeihung.

Die nachfolgenden drei Briefe Bismarcks an seine Gemahlin zeigen, daß er sich durch das Ungewisse seiner damaligen Lage in peinlichster Weise bedrückt fühlte.

Berlin, 17./5. 62. Unsere Zukunft ist noch ebenso unklar wie in Petersburg. Berlin steht mehr im Vordergrund; ich thue nichts dazu und nichts dagegen, trinke mir aber einen Rausch, wenn ich erst meine Beglaubigung nach Paris in der Tasche habe. Von London ist im Augenblick gar nicht die Rede; es kann sich aber auch wieder ändern. Heut weihe ich erst Brandenburg ein, fahre dann nach **, bei **

zu speisen. Aus den Ministerbesprechungen komme ich den ganzen Tag nicht los, und finde die Herren nicht viel einiger untereinander, als ihre Vorgänger waren.

Berlin, 23. Mai 62. Aus den Zeitungen hast Du schon ersehen, daß ich nach Paris ernannt bin; ich bin sehr froh darüber, aber der Schatten bleibt im Hintergrund. Ich war schon so gut wie eingefangen für das Ministerium; ich reise, so schnell ich los komme, morgen oder übermorgen nach Paris. Aber ich kann unsere „unbestimmten" Sachen noch nicht dahin dirigiren, denn ich muß gewärtigen, daß man mich in wenig Monaten oder Wochen wieder herberuft und hier behält. Ich komme vorher nicht zu Dir, weil ich erst in Paris Besitz ergreifen will, vielleicht entdecken sie einen andern Ministerpräsidenten, wenn ich ihnen erst aus den Augen bin. Ich gehe auch nicht nach Schoenhausen, alles in Sorge, daß man mich noch wieder festhält. Gestern bin ich 4 Stunden als Major umhergeritten, wobei ich meine Ernennung für Paris aus dem Sattel erhielt. Die Fuchsstute ist hier, und meine Freude und Erholung im Thiergarten; ich nehme sie mit. Die Bären sind gestern nach Frankfurt abgereist. Ich habe alle Hände voll zu thun, um meine Abreise zu ermöglichen.

Berlin, 25. Mai 62. Du schreibst recht selten, und hast ohne Zweifel mehr Zeit dazu als ich. Seit ich hier bin, habe ich kaum einmal gründlich ausgeschlafen. Gestern ging ich um 8 Uhr früh aus, kam 5 Mal zum Umkleiden eilig nach Hause, fuhr um 8 noch nach Potsdam zu Prinz Friedrich Carl, und um 11 wieder her. Heut habe ich eben, um 4, die erste freie Minute, und benutze sie zur Sammlung dieser feurigen Kohle auf Dein schwarzes Haupt. Ich denke morgen, spätestens Dienstag, nach Paris aufzubrechen; ob auf lange, das weiß Gott; vielleicht nur auf Monate oder Wochen! Sie sind hier alle verschworen für mein Hierbleiben, und ich will recht dankbar sein, wenn ich im Garten an der Seine erst einen Ruhepunkt gewonnen, und einen Portier habe, der für einige Tage niemand zu mir läßt. Ich weiß noch nicht, ob ich unsere Sachen überhaupt nach Paris schicken kann, denn es ist möglich, daß ich schon wieder herberufen werde, ehe sie ankommen. Es ist mehr ein Fluchtversuch, den ich mache, als ein neuer Wohnsitz, an den ich ziehe. Ich habe sehr fest auftreten müssen, um nur einstweilen hier aus dem Gasthofswarteleben loszukommen. Ich bin zu allem bereit, was Gott schickt, und klage nur, daß ich von Euch getrennt bin, ohne den Termin des Wiedersehens berechnen zu können. Habe ich Aussicht, bis zum Winter in Paris zu bleiben, so denke ich, daß Du mir bald folgst, und wir richten uns ein, sei es auch auf kurze Zeit. Im Laufe des Juni wird es sich

hier entscheiden müssen, ob ich wieder herkomme, vor Ende des Sommers Landtagssitzung, oder länger und lange genug, um Euch überzusiedeln, in Paris bleibe. Was ich kann, thue ich, damit letzteres geschieht, und jedenfalls möchte ich, daß Du nach P. kommst, wenn es auch für kurze Zeit und ohne Einrichtung wäre, damit Du es gesehen hast. Gestern war großes Militärdiner, wo ich als Major figurirte, vorher Parade. Die Fuchsstute ist meine tägliche Freude im Thiergarten, aber für Militär nicht ruhig genug.



Ueber den Aufenthalt in Paris geben die nachstehenden Briefe die beste Nachricht.

Bismarck an seine Gemahlin.

Paris, 31. Mai 62. Nur wenige Zeilen im Drang der Geschäfte, um Dir zu sagen, daß es mir wohl geht, aber recht einsam mit dem Blick ins Grüne, bei trübem Regenwetter, Hummeln summen und Spatzen zirpen. Morgen große Audienz. Aergerlich ist, daß ich Leinwand kaufen muß, Hand-, Tisch- und Betttücher. Lasse die „unbestimmten" Sachen noch nicht von Petersburg abschicken; die nach Schoenhausen und Reinfeld aber auf Stettin dirigiren, beide an Bernhards Spediteur D. Witte Nachfolger, dem ich Bescheid schreibe. Die für Reinfeld gehen zu Schiff von Stettin nach Stolpmünde. Mein Bleiben hier ist noch nicht gesichert, ehe das Ministerium nicht für Hohenlohe einen andern Präsidenten hat, und ehe London nicht neu besetzt ist. Leb wohl, grüße herzlich und schreibe.

Derselbe an dieselbe.

Paris, 1. Juni 62. Heute wurde ich vom Kaiser empfangen und gab meine Briefe ab; er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker geworden, aber keineswegs dick und gealtert, wie man zu karikiren pflegt. Die Kaiserin ist noch immer eine der schönsten Frauen, die ich kenne, trotz Petersburg; sie hat sich eher embellirt seit 5 Jahren. Das Ganze war amtlich und feierlich, Abholung im Hofwagen mit Ceremonienmeister, und nächstens werde ich wohl eine Privataudienz haben.

Ich sehne mich nach Geschäften, denn ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Heut habe ich allein dinirt, die jungen Herren waren aus; den ganzen Abend Regen und allein zu Hause. Zu wem sollte ich gehen? mitten im großen Paris bin ich einsamer wie Du in Reinfeld, und sitze hier wie eine Ratte im wüsten Hause. Mein einziges Vergnügen war, den Koch wegzuschicken, wegen Rechnungsexceß. Du kennst meine Nachsicht in diesem Punkt, aber ** war ein Kind dagegen. Ich esse einstweilen im Café. Wie lange das dauert, weiß Gott. In 8 bis 10 Tagen erhalte ich wahrscheinlich eine telegraphische Citation nach Berlin, und dann ist Spiel und Tanz vorbei. Wenn meine Gegner wüßten, welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünsche! ** thäte dann vielleicht aus Bosheit das Seinige, um mich nach Berlin zu bringen. Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmstraße haben, als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon noch einen ** auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergibt; soll es sein, dann voran! wie unsere Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen. Im nächsten Sommer wohnen wir dann vermuthlich in Schoenhausen. Hurero! Ich gehe nun in mein großes Himmelbett, so lang wie breit, als einziges lebendes Wesen im ganzen Stockwerk, ich glaube, auch im Parterre wohnt niemand.

Bismarck an seine Schwester.

Paris, 16. Juni 1862. Heut wirst Du, wenn alles nach dem Programm gegangen ist, in Landeck eingetroffen sein, wo ich Dir frohe und gesunde Tage wünsche. Ich hoffe mich bei Vollendung Deines 29. Jahres noch mit einem Glückwunsch en régle einzufinden, wenn ich auch nicht genau weiß, in wie kurzer Zeit die Post zwischen hier und Landeck fährt. Mein Barometerstand ist noch immer auf veränderlich, wie seit Jahr und Tag, und wird auch wohl noch lange so bleiben, mag ich hier oder in Berlin wohnen. Ruhe ist im Grabe, hoffe ich wenigstens. Seit meiner Abreise habe ich über die ministerielle Frage kein Wort aus Berlin von irgend jemand. ** Urlaub ist abgelaufen und er tritt nicht wieder ein, das wußte ich vorher. Ende Juni warte ich in Ruhe ab; weiß ich dann noch nicht, was aus mir wird, so werde ich eindringlich um Gewißheit bitten, damit ich mich hier einrichten kann. Habe ich Aussicht, bis zum Januar hier zu bleiben, so denke ich Johanna im September zu holen, obschon ein Etablissement auf 4 Monat in eigner Häuslichkeit immer

sehr provisorisch ist und unbehaglich. Man schlägt bei Aus- und Einpacken ein kleines Vermögen an Glas und Porzellan entzwei. Für jetzt fehlt mir außer Frau und Kind hier vorzugsweise die Fuchsstute. Ich habe einige Miethgäule versucht, lieber aber reite ich nie wieder. Das Haus liegt sehr schön, ist aber dunkel, feucht und kalt. Die Sonnenseite mit Treppen und non-valeurs verbraucht, alles liegt nach Norden, riecht dumpfig und kloakig. Kein einziges Möbel auf, kein Winkel, in dem man gern sitzen möchte; $^3/_4$ vom Hause ist als „gute Stube" verschlossen, überzogen, und ohne große Umwälzung der Einrichtung für den täglichen Gebrauch nicht vorhanden. Die Zofen wohnen 3, die Kinder 2 Treppen hoch; der Hauptstock (1 Treppe) enthält nur das Schlafzimmer, mit einem großen Bett, sonst einen altmodischen Salon (Styl von 1818) neben dem andern, viel Treppen und Vorzimmer. Die eigentliche Existenz ist zu ebener Erde, Nordseite, am Garten, in dem ich mich wärme, sobald die Sonne scheint, höchstens 3 Mal wöchentlich auf einige Stunden. Am Rande siehst Du es: 1 Toilettenzimmer, Schwammgeruch und unbewohnbar, feucht; 2 Arbeitszimmer, dunkel, stinkt es; 3 Empfangszimmer; 4 Durchblick von Flur nach Garten mit Bücherspinden; 5 Eßzimmer; 6 schlafe ich; 7 Office; 8 Garten, wo diese Zeilen stehen quai d'Orsay und Seine; 9 und 10 Kanzlei; 11 Hausflur; 12 Treppenhaus. Dazu in der ganzen Beletage nur 1 Schlafzimmer und sonst nichts, und das ganze häusliche Treiben 2 Treppen hoch, enge, finstere, steile Treppen, die ich nicht gerade aus passiren kann wegen meiner Schulternbreite und ohne Crinoline. Die Haupttreppe geht nur in den ersten Stock, dafür aber 3 leiterartige an beiden Hausenden nach oben. So haben Hatzfeld und Pourtales die ganze Zeit existirt, sind aber auch dabei gestorben, in der Blüthe ihrer Jahre, und bleibe ich in dem Hause, so sterbe ich auch früher, als ich wünsche. Ich mag nicht umsonst darin wohnen, schon des Geruchs wegen.

Bitte schreibe doch an Johanna die Adresse, wo Du mir vor 2 Jahren so sehr guten Baumkuchen zum Geburtstage machen ließest. Ich habe der Großfürstin Marie einen versprochen. Oder schreibe mir lieber diese Adresse, ich bestelle den Kuchen brieflich von hier aus und lege ein Schreiben für ** bei, mit dem der Conditor die Sache durch Stettiner Schiff dann expedirt. Ich bin etwas in Sorge, wenn wir hier bleiben, daß es Johanna wenig gefallen wird. In einigen Tagen soll ich nach Fontainebleau; die Kaiserin ist etwas stärker geworden, dadurch hübscher

wie je, und immer sehr liebenswürdig und lustig. Nachher gehe ich auf einige Tage nach London. Eine Anzahl angenehmer Russinnen, die ich hier hatte, ist meist verschwunden. Wer hat eigentlich die Disposition über meine Fuchsstute, falls ich sie herkommen lassen wollte?

Ende Juni machte Bismarck einen kurzen Abstecher zur Industrieausstellung nach London und kehrte am 5. Juli nach Paris zurück. Am 14. schrieb er an seine Gemahlin:

Aus Deinem Brief vom 9. d. M. habe ich mit Freuden ersehen, daß Ihr gesund seid, und hoffentlich lese ich es morgen früh noch einmal. Heut traf endlich der Courier ein, um dessenwillen ich vorgestern vor 8 Tagen eiligst London verließ. Ich wäre dort gern einige Tage länger geblieben, man sah so viel schöne Gesichter und schöne Pferde. Das Gesandtschaftshaus aber ist mein Schrecken; schön eingerichtet, jedoch im Parterre außer der Treppe nur 3 Räume, wovon einer Kanzlei, einer Eßsaal, und zwischen beiden, zugleich als Sammelzimmer fürs Diner, und ohne eine Ecke, um einen Schlafrock abzulegen, das Arbeitscabinet Sr. Excellenz. Will man von dort ans Waschbecken u. dergl., so muß man die hohe, große Haustreppe steigen, durch das mit einem Bett versehene eheliche Schlafzimmer in ein kleines Hundeloch von Wohnzimmer gehen. Oben ist 1 großer Salon, 1 kleiner Tanzsaal, daneben gedachtes Schlafzimmer nebst Hundeloch; das ist der ganze Wohnraum. Dann 2 Treppen hoch 2 Zimmer für den Secretär und 5 kleine Dinger für Kinder, Lehrer, Gouvernante u. s. w. 3 Treppen unterm Dach die Dienerschaft, im Keller die Küche. Ich werde ganz elend bei dem Gedanken, da eingezwängt zu sein. Auf mein Urlaubsgesuch habe ich heut von B. die Antwort erhalten, der König könne sich noch nicht entschließen, ob er mir Urlaub gäbe, weil dadurch die Frage, ob ich das Präsidium übernähme, noch 6 Wochen in der Schwebe gehalten würde, und ich möchte schreiben, ob ich es für nützlich hielte, in der jetzigen Kammersession noch einzutreten und wann? und ob ich nicht vor Antritt meines Urlaubs nach Berlin kommen wollte. Letzteres werde ich nach Möglichkeit ablehnen, vorschlagen, mich bis zum Winter ruhig hier zu lassen und dann einstweilen, übermorgen oder Donnerstag nach Trouville gehen, westlich von Havre an der See, und dort den Winter abwarten. Ich kann von da in 5 Stunden immer hier sein. Seit gestern haben wir schönes Wetter, bis dahin war es elend kalt und Regen ohne Ende. Ich benutzte es gestern, um in St. Germain zu essen, schöner Wald, 2 Werst lang, Terrasse über der Seine, mit reizender Aussicht über Wälder, Berge, Städte und Dörfer, alles meist in Grün bis Paris. Eben

bin ich in der mildesten Mondnacht durchs bois de Boulogne gefahren, tausende von Wagen Corso-File, Wasserflächen mit bunten Lichtern, dann Concert im Freien, es geht nun schlafen. Unsere Wagen sind in Stettin angelangt; ich lasse sie dort oder in Külz unterbringen. Meine Collegen sind alle fort, und der einzige Bekannte in der großen Stadt, mit dem ich verkehre, ist der alte **, was ihm und mir vor 20 Jahren nicht träumte. Meine Bedienung ist Limberg als Russe, ein Italiener Fazzi, der mit Stolberg in Marocco war als Lakai, 3 Franzosen (Kanzleidiener, Kutscher, Koch) und ein Kurhesse mit einer belgischen Frau als Portier. —

Bismarck ging zunächst nach Trouville, wie er angekündigt, es wollte ihm dort aber so wenig behagen, daß er es nach wenigen Tagen schon wieder verließ. Am 25. Juli trat er jene schöne Reise nach dem Südwesten Frankreichs bis nach Spanien hinein an, auf welcher er Stärkung für die wuchtige Aufgabe fand, die ihm zwei Monate später zufallen sollte, jene große Aufgabe, die er nicht suchte, die er aber auch nicht ablehnte. Er genoß die Wohlthat dieser Erholung mit vollem Bewußtsein, er wußte ja, was ihm bevorstand. Mit besonderer Wonne genoß er die Seebäder in San Sebastian und Biarrits, wo er „ganz Seesalz und Sonne" war, wo er ganz so lebte, „wie in Stolpmünde, nur ohne Sect." Er bestieg die Pyrenäen und freute sich an den Maulbeeren, Oliven und rothen Trauben in Avignon und war ein so fleißiger Correspondent für seine Gemahlin, daß die blauen Couverts nicht ausreichten, in denen seine Briefe von der spanischen Grenze nach Hinterpommern flogen. Wie mancher dieser Briefe ist im Freien auf einem Felsblock, oder auf dem Rasen auf der Unterlage einer Zeitung geschrieben! Einige davon mögen hier ihre Stelle finden.

Bordeaux, 27. Juli 62. Du kannst mir das Zeugniß eines fleißigen Correspondenten nicht versagen, heut früh schrieb ich Deinem Geburtstagskinde aus Chenonceaux und heut Abend Dir aus der Stadt des rothen Weines. Diese Zeilen werden aber einen Tag später eingehen, als jene, die Post geht erst morgen Nachmittag. Ich bin erst vorgestern Mittag aus Paris gefahren, es ist mir aber, als wäre es eine Woche. Sehr schöne Schlösser habe ich gesehen, Chambord, wovon die aus einem Buch gerissene Anlage eine unvollkommene Idee gibt, entspricht in seiner Verödung dem Geschick seines Besitzers. In den weiten Hallen und prächtigen Sälen, wo Könige mit Maitressen und Jagden ihren Hof hielten, bilden die Kinderspielsachen des Herzogs von Bordeaux das einzige Mobiliar. Die Führerin hielt mich für einen französischen Legitimisten und zerdrückte eine Thräne, als sie mir die

kleine Kanone ihres Herrn zeigte. Ich bezahlte den Tropfen tarifmäßig mit 1 Fr. extra, obschon ich keinen Beruf habe, den Carlismus zu subventioniren. Die Schloßhöfe lagen so still in der Sonne, wie verlassene Kirchhöfe; von den Thürmen hat man eine weite Rundsicht, aber nach allen Seiten schweigender Wald und Haidekraut bis an den äußersten Horizont, keine Stadt, kein Dorf, kein Bauerhof, weder am Schloß, noch im Umkreis. Aus beiliegenden Proben von Haidekraut wirst Du nicht mehr erkennen, wie purpurn diese von mir geliebte Pflanze dort blüht, die einzige Blume in den königlichen Gärten und Schwalben, fast das einzige lebende Wesen im Schloß. Für Sperlinge ist es zu einsam. Prächtig liegt das alte Schloß von Amboise, man sieht von oben die Loire 6 Meilen weit auf und ab. Von dort hierher geht man allmählich in den Süden über. Das Getreide verschwindet und macht dem Mais Platz, dazwischen rankiger Wein und Kastanienwälder, Schlösser und Schlößchen mit vielen Thürmen, Schornsteinen und Erkern, alle weiß mit hohen, spitzen Schieferdächern. Es war glühend heiß, und ich sehr froh, ein halbes Coupé allein zu haben. Am Abend herrliches Wetterleuchten im ganzen Osten, und jetzt eine angenehme Kühle, die ich bei uns noch schwül finden würde. Die Sonne ging schon um 7 Uhr 35 unter, in Petersburg wird man jetzt, um 11, noch ohne Licht sehen können. Bisher ist kein Brief für mich hier, vielleicht finde ich einen in Bayonne. 2 Tage werde ich hier wohl bleiben, um zu sehen, wo unsere Weine wachsen. —

Bordeaux, Mittwoch, 29. Juli 62. Dein Brief vom 23. ist mir gestern glücklich hier zugekommen, und danke ich Gott für Euer Wohlsein. Gestern habe ich den ganzen Tag mit unserm Consul und einem General eine reizende Tour durchs Medoc gemacht, — Lafitte, Mouton, Pichon, Laroze, Latour, Margaux, St. Julien, Branne, Armeillac und andere Weine in der Ursprache von der Kelter getrunken. Wir haben im Schatten 30, in der Sonne 55 Grad am Thermometer, aber mit gutem Weine im Leibe spürt man das gar nicht. Im Augenblick fahre ich nach Bayonne, und schreibe Dir von da mit mehr Ruhe, als jetzt in der Eisenbahnhast.

Bayonne, 29. Juli 62. Ich benutze die Zeit, bis meine Sachen vom Bahnhof kommen, um mein kurzes Schreiben von heut früh aus Bordeaux etwas zu vervollständigen. Das Land, welches ich so eben durchfahren habe, versetzt mich auf den ersten Anblick lebhaft ins Gouvernement Pskow oder Petersburg. Von Bordeaux bis hier ununterbrochen Fichtenwald, Haidekraut und Moor, bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Wenn ich aber mit der

Lorgnette hinsah, schwand die Illusion; statt der Kiefer ist es die langhaarige Seepinie, und die anscheinende Mischung von Wachholder, Heidelbeeren und dergl., welche den Boden deckt, löst sich in allerhand fremdartige Pflanzen mit myrten- und cypressenartigen Blättern auf. Die Pracht, in der das Haidekraut hier seine violettpurpurnen Blüten entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart, mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begränzt dieses B moll der Haide, welches mir in seiner weicheren Idealisirung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte. Von St. Vincent sieht man zuerst über Haide und Kiefern hinweg, die blauen Umrisse der Pyrenäen, eine Art riesigen Taunus, aber doch kühner und zackiger in den Umrissen. Die Post ist bis 4 Uhr, während der heißen Zeit, geschlossen, ich kann erst in 1 Stunde Deinen Brief bekommen und würde doppelt ungeduldig sein, wenn ich nicht gestern Deinen Brief vom 23. schon gehabt hätte und der hiesige älter ist. Ich denke, gegen Abend zu Wagen nach Biarrits zu fahren, dort morgen zu baden, und dann meinen Weg zur Grenze fortzusetzen. In Fuentarabia erwarte ich Nachricht, ob G. in St. Sebastian ist; dann besuche ich ihn; ist er aber schon nach Madrid zurück, so begnüge ich mich, die Bidassoa überschritten zu haben, fahre hier wieder her, und sodann längs der Berge nach Pau; von dort wende ich mich rechts ins Gebirge, zuerst nach Eaux Bonnes und Eaux Chaudes, von da nach Cauterets, St. Sauveur, Luz, Barrèges, Bagnères de Luchon. Ich kann nicht sagen, daß ich mich langweile, eine Menge neuer Eindrücke sprechen mich an, aber ich komme mir doch wie ein Verbannter vor, und bin mit meinen Gedanken mehr an der Kamenz, als am Adour. Deutsche Zeitungen habe ich seit 6 Tagen nicht gesehen und vermisse sie auch nicht.

San Sebastian, 1. Aug. 62. Der Weg von Bayonne hierher ist herrlich, links die Pyrenäen, etwas wie Dent du Midi und Moleson, was hier aber Pic und Port heißt, im wechselnden Alpenpanorama, rechts das Meer, Ufer wie bei Genua. Der Uebergang nach Spanien ist überraschend, in Behobie, dem letzten französischen Ort, konnte man noch glauben, ebensogut an der Loire zu sein, in Fuentarabia eine steile Gasse, 12 Fuß breit, jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz, auf dem Markte Trommeln und Pfeifen und einige hundert Weiber, alt und jung, die unter sich tanzten, während die Männer rauchend und drapirt zusahen. Die Gegend ist bis hierher außerordentlich schön, grüne Thäler und waldige Hänge, darüber phantastische Linien von Festungswerken, Reihe hinter Reihe; Buchten der See mit ganz schmalen Einfahrten, die wie Salzburger Seen in Bergkesseln, tief ins Land schneiden. Aus meinem Fenster

sehe ich auf eine solche, durch eine Felseninsel gegen die See abgeschlossen, von Bergen mit Wald und Häusern steil eingerahmt, links unten Stadt und Hafen. Um 10 badete ich und nach dem Frühstück gingen oder schlichen wir durch die Hitze auf den Berg der Citadelle, und saßen lange auf einer Bank, einige 100 Fuß unter uns die See, neben uns eine schwere Festungsbatterie mit einer singenden Schildwache. Dieser Berg oder Fels wäre eine Insel, wenn ihn nicht eine niedrige Landzunge mit dem Festlande verbände. Die Landzunge scheidet zwei Meeresbuchten von einander, und so hat man von der Citadelle nach Norden den weiten Blick in die See, östlich und westlich auf die beiden Buchten, wie zwei Schweizerseen, südlich auf die Landzunge mit der Stadt darauf, und dahinter, landwärts, himmelhohe Gebirge. Ich wollte Dir ein Bild davon malen können, und wenn wir 15 Jahr jünger wären, so führen wir beide her. Morgen oder übermorgen gehe ich nach Bayonne zurück, bleibe aber einige Tage noch in Biarrits, wo es nicht so schön am Strande ist, wie hier, aber doch hübscher, als ich dachte, und civilisirter zu leben. Von Berlin und Paris höre ich zu meiner Beruhigung kein Wort. Ich bin sehr sonnenroth und hätte am liebsten eine Stunde heut in der See gelegen; das Wasser trägt mich wie ein Stück Holz, es ist gerade noch kühl genug, um angenehm zu sein. Man ist fast trocken, wenn man in die Anziehhütte kommt, dann setze ich mir den Hut auf und gehe im Peignoir spazieren; 50 Schritt davon baden die Damen, ländlich, sittlich. — Douanen und Paßscheerereien ohne Ende und unglaubliche Chausseegelder, sonst bliebe ich noch länger hier, anstatt in Biarrits zu baden, wo man ein Costüm dazu anlegen muß.

Biarrits, 4. Aug. 62. Ich fürchte, daß ich in unserer Correspondenz etwas Verwirrung angerichtet habe, weil ich Dich verleitet, zu früh nach Orten zu schreiben, wo ich noch nicht bin. Es wird besser sein, daß Du Deine Briefe nach Paris adressirst, ganz als ob ich dort wäre, die Gesandtschaft schickt sie mir dann nach, und dorthin kann ich schneller Nachricht geben, wenn ich meinen Reiseplan ändere. Gestern Abend bin ich aus St. Sebastian wieder nach Bayonne gelangt, wo ich die Nacht schlief, und sitze hier in einem Eckzimmer des Hotel de l'Europe, mit reizender Aussicht auf die blaue See, die ihren weißen Schaum zwischen wunderlichen Klippen hindurch gegen den Leuchtthurm treibt. Ich habe ein schlechtes Gewissen, daß ich so vieles Schöne ohne Dich sehe. Wenn man Dich durch die Luft herführen könnte, so wollte ich gleich noch einmal mit Dir nach St. Sebastian. Denke Dir das Siebengebirge mit dem Drachenfels ans Meer gestellt; daneben den Ehrenbreitenstein und zwischen beiden dringt ein Meeresarm etwas breiter als der Rhein ins Land, und bildet hinter den Bergen eine runde Bucht. In dieser badet man in durchsichtig klarem Wasser,

so schwer und so salzig, daß man von selber oben auf schwimmt und durch das breite Felsenthor ins Meer sieht, oder landeinwärts, wo die Bergketten immer höher und immer blauer sich überragen. Die Frauen der mittleren und unteren Stände sind auffallend hübsch, mitunter schön; die Männer mürrisch und unhöflich, und die Bequemlichkeiten des Lebens, an die wir gewöhnt sind, fehlen. Die Hitze ist hier nicht schlimmer, als dort und ich mache mir nichts daraus, befinde mich im Gegentheil sehr wohl, Gott sei Dank. Vorgestern war ein Sturm, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen habe. Bei einer Treppe von 4 Stufen auf dem Hafendamm mußte ich 3 Mal Anlauf nehmen, ehe es mir gelang, heraufzukommen; Steinstücke und halbe Bäume flogen in der Luft. Ich bestellte dabei leider meinen Platz auf einem Segelschiff nach Bayonne wieder ab, weil ich nicht denken konnte, daß nach 4 Stunden alles still und heiter sein würde. So kam ich um eine reizende Seefahrt längs der Küste, blieb einen Tag mehr in St. Sebastian, und fuhr gestern in der Diligence ziemlich unbehaglich eingepackt zwischen niedlichen Spanierinnen, mit denen ich kein Wort sprechen konnte. So viel Italienisch verstanden sie aber doch, daß ich ihnen meine Zufriedenheit mit ihrer Außenseite klar machen konnte. Ich sah mir heut einen Reiseplan an, wie ich von hier, d. h. von Toulouse, per Eisenbahn über Marseille nach Nizza gelange, dann zu Schiff nach Genua, von dort über Venedig, Triest, Wien, Breslau, Posen, Stargard nach Cöslin! wenn nur Berlin erst passirbar ist. Jetzt kann ich nicht gut daran vorbeifahren.

Luchon, 9. Sept. 62. Vorgestern sind wir von hier auf den Col de Venasque gestiegen, zuerst 2 Stunden durch prächtige Buchenwälder, voll Epheu, Felsen und Wasserfällen, dann ein Hospiz, dann 2 Stunden steiles Steigen zu Pferde im Schnee, mit Fernsichten, stillen, tiefen Seen zwischen Schnee und Klippen, und 7500 Fuß hoch öffnet sich eine schmale Pforte im scharfen Kamme der Pyrenäen, durch die man Spanien betritt. Das Land der Kastanien und Palmen zeigt sich hier als Felsenkessel, ringsum eingefaßt von der Maladetta, die vor uns lag, Pic de Sauvegarde und Pic de Picade, rechts flossen die Gewässer zum Ebro, links zur Garonne, und bis zum Horizont starrte ein Gletscher und Schneegipfel hinter dem andern, weit nach Catalonien und Aragon hinein. Dort frühstückten wir, etwas schräg an die Felsen gedrückt, rothe Rebhühner ohne Salz und ohne Wasser, und ritten dann auf schwindelnden Stegen, aber in herrlichem Wetter wieder abwärts. Gestern hatten wir eine ähnliche Expedition nach Superbagnères und an die Pforten der Hölle, le gouffre d'enfer, in dessen Tiefen sich ein prachtvoller Wasserfall zwischen Buchen, Eichen, Kastanien und Eschen stürzt. An Wasserfällen sind die Pyrenäen den Alpen ent-

schieden überlegen, sonst sind letztere doch imposanter. Heut sahen wir den See von Oo, Felsenkessel wie der Obersee bei Berchtesgaden, aber belebt durch einen gewaltigen Wasserfall, der in ihn stürzt. Wir befuhren ihn, sangen französische Chansonetten mit Mendelssohn abwechselnd, d. h. ich hörte zu; ritten dann heim in starkem Regen und sind nun wieder trocken und hungrig. Unter 6 bis 8 Stunden zu Pferde geht es keinen Tag. Morgen hat der Scherz ein Ende, und „Ach wie so bald verhallt" u. s. w. war heut an der Tagesordnung. Morgen Abend sind wir in Toulouse, wo ich Briefe von Dir über Paris zu finden hoffe. Der letzte, den ich habe, war Deiner vom 29., den mir R. schickte. Es ist meine Schuld, weil ich bestellt hatte, nur bis zum 4. von Paris aus auf hier zu schicken, dann nach Toulouse; ich dachte schon den 6. aus Luchon und in T. zu sein. Von Berlin weiß ich gar nichts, habe seit 14 Tagen keine Zeitung gelesen, und mein Urlaub ist um. Ich erwarte in Toulouse einen Brief von ** und daß man mich nach Berlin citirt, ohne bestimmte Entscheidung.

Toulouse, 12. Sept. 62. Durch fehlerhafte Einrichtung von meiner Seite und Postpedanterie war ich etwas mit Deinen Briefen auseinander gekommen, und bin sehr erfreut und dankbar, hier deren 4 von Deiner lieben Hand mit guten Nachrichten zu finden. Ich hatte auch einen von ** mit Klarheit über die Zukunft erwartet, erhielt aber nur den von **. Ich hatte keine Ahnung von des Königs Reise nach Doberan und Carlsruhe, ich habe in glücklichem Vergessen der Welt Berge und Wälder durchstreift, und bin etwas bedrückt, mich seit 6 Wochen zum ersten Mal wieder in einer großen Stadt zu finden. Ich gehe einstweilen heut mit ** bis Montpellier, und muß mich noch besinnen, ob ich von dort zunächst nach Paris zurückgehe, um mich mit Sachen zu versehen, oder ob ich ** bis Genf begleite und von dort direct nach Berlin fahre. Mein Urlaub ist um; ** schreibt, daß der König den 9. in Carlsruhe ist, nach Deinem Brief erst den 13. Es würde das Beste sein, wenn ich von hier den Urlaub auf weitere — Wochen nach Pommern erbitte, und in Paris die Antwort, sowie die Rückkehr des Königs nach Berlin erwarte, ehe ich reise; denn Gewißheit ist jetzt nöthig, oder ich nehme Knall und Fall meinen Abschied. Ich bin in dieser Minute noch nicht im Stande, mich zu entschließen; ich will erst etwas spazieren gehen, dabei wird mir wohl einfallen, wie ich es machen muß.

Ich wundere mich, daß meine Briefe Dir nicht regelmäßig zugegangen sind. Der längste Zwischenraum, den ich je vergehen ließ, waren 4 Tage zwischen meinem letzten Brief aus Luchon und dem vorletzten aus Bayonne, weil wir täglich von

Morgen bis Abend ritten, aßen oder schliefen, und Papier nicht immer bei der Hand. Gestern war ein Regentag, zur Eisenbahn geeignet, die uns von Montrejeau hierher führte, noch neu und schlecht; flaches Land mit Wein und Wiesen. Ich schreibe jetzt an ** und **, wenn es sein kann, will ich in Paris bleiben. —

Mit diesen Briefen sind die Lehr- und Wanderjahre Bismarcks beschlossen; die nächsten Tage schon führten ihn von Avignon nach Berlin, seine Meisterschaft zu erweisen.



Nachtrag zur zweiten Abtheilung.

Zu den Briefen Bismarcks an seine Gemahlin aus der Frankfurter Zeit

gehören noch folgende:

Frankfurt, 18./5. 51. Frankfurt ist gräßlich langweilig, ich bin so verwöhnt mit viel Liebe um mich, und viel Geschäften und merke jetzt erst, wie undankbar ich gegen so manche Leute in Berlin immer gewesen bin, denn von Dir und Zubehör will ich ganz absehn, aber selbst das kühlere Maß von landsmannschaftlicher und Parteizuneigung, was mir in Berlin wurde, ist ein inniges Verhältniß zu nennen gegen den hiesigen Verkehr, der im Grunde nichts als gegenseitiges mißtrauisches Ausspioniren ist; und wenn man noch etwas auszuspüren und zu verbergen hätte! es sind lauter Lappalien, mit denen die Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher, als der Abgeordnete der II. Kammer im Gefühl seiner Würde. Wenn nicht äußere Ereignisse zutreten, und die können wir superklugen Bundestagsmenschen weder leiten noch vorherbestimmen, so weiß ich jetzt ganz genau, was wir in 1, 2 oder 5 Jahren zu Stande gebracht haben werden, und will es in 24 Stunden zu Stande bringen, wenn die andern nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig sein wollen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X. oder Herrn v. ?arsky aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich

reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, so kann er mehr wie ich. Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt. Doch nun habe ich genug geschimpft, nun will ich Dir sagen, daß ich mich wohl befinde. Vorgestern war ich in Mainz; die Gegend ist doch reizend. Der Roggen steht schon in vollen Aehren, obschon es infam kalt ist, alle Nacht und des Morgens. Die Excursionen mit der Eisenbahn sind das Beste hier. Nach Heidelberg, Baden-Baden, Odenwald, Homburg, Soden, Wiesbaden, Bingen, Rüdesheim, Niederwald, kann man bequem in 1 Tag, 5—6 Stunden dableiben und Abends wieder hier sein; bis jetzt habe ich's noch nicht benutzt, ich werde es aber, damit ich Dich dann führen kann, wenn Du hier bist. Rochow ist gestern nach Warschau gereist; Abends 9 Uhr fuhr er ab, übermorgen Mittag ist er da, und heut über 8 Tage wahrscheinlich wieder hier. Ueber Politik und einzelne Personen kann ich Dir nicht viel schreiben, weil die meisten Briefe geöffnet werden. Wenn sie Deine Adresse auf meinen und Deine Hand auf Deinen Briefen erst kennen, werden sie sich's wohl begeben, da sie nicht Zeit haben, Familienbriefe zu lesen.

Frankfurt, 3. Juli 51. Vorgestern habe ich mit vielem Dank Deinen Brief und die Nachricht von Euer aller Wohlsein erhalten. Vergiß aber nicht, wenn Du mir schreibst, daß die Briefe nicht blos von mir, sondern von allerhand Postspionen gelesen werden, und tobe nicht so sehr gegen einzelne Personen darin, denn das wird alles sofort wieder an den Mann gebracht und auf meine Rechnung geschrieben; außerdem thust Du den Leuten unrecht. Ueber meine Ernennung oder Nichternennung weiß ich gar nichts, als was man mir bei meiner Abreise sagte; alles andere sind Möglichkeiten und Vermuthungen. Das Schiefe in der Sache ist bisher nur das Stillschweigen auf Seite der Regierung mir gegenüber, indem es billig wäre, mich nachgrade wissen zu lassen, und zwar amtlich, ob ich mit Frau und Kind im nächsten Monat hier oder in Pommern wohnen werde. Sei vorsichtig in Deinen Reden gegen alle dort ohne Ausnahme, nicht blos gegen X., namentlich in Urtheilen über Personen, denn Du glaubst nicht, was man in dieser Art erlebt, wenn man erst einmal Gegenstand der Beobachtung wird; sei darauf gefaßt, daß hier oder in Sanssouci mit Sauce aufgewärmt wird, was Du etwa in den Bassalken, oder in der

Badehütte flüsterst. Verzeih, daß ich so ermahnend bin, aber nach Deinem letzten Brief muß ich etwas die diplomatische Heckenscheere zur Hand nehmen. Wenn die ***, und andre Leute, in unserm Lager Mißtrauen säen können, so erreichen sie damit einen der Hauptzwecke ihrer Briefdiebstähle. Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei ** und habe mir mit einem Gemisch von Wehmuth und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehn. Möchte es doch Gott gefallen, mit Seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen ** und Miß ** jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die grade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und werthlos welken, bis wieder 14 Jahr vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguiren und zu spioniren, ich weiß es wahrlich nicht. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegentheil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmuth, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt. Statt dessen muß ich nun langweilige ** besuchen und endlose Ziffern über deutsche Dampfcorvetten und Kanonenjollen lesen, die in Bremerhafen faulen und Geld fressen. Ich möchte gern ein Pferd haben, aber allein mag ich nicht reiten, das ist langweilig, und die Gesellschaft, die hier mitreitet, ist auch langweilig, und nun muß ich zu Rochow und zu allerhand — in's und — off's, die mit der Großfürstin Olga hier sind. —

Frankfurt, 8./7. 51. Gestern und heut wollte ich gern an Dich schreiben, kam aber vor allem Geschäftswirrwarr nicht eher dazu, als jetzt spät am Abend, wo ich

von einem Spatziergang zurückkomme, auf dem ich in reizender Sommernachtluft, Mondschein und Pappelblättergeschwirr den Aktenstaub des Tages abgestreift habe. Am Sonnabend bin ich mit Rochow und Lynar nachmittags nach Rüdesheim gefahren, da nahm ich mir einen Kahn, fuhr auf den Rhein hinaus, und schwamm im Mondschein, nur Nase und Augen über dem lauen Wasser, bis nach dem Mäusethurm bei Bingen, wo der böse Bischof umkam. Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben, und den Himmel mit Mond und Sternen, und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgzinnen im Mondlicht zu sehen, und nichts als das leise Plätschern der eignen Bewegung zu hören; ich möchte alle Abend so schwimmen. Dann trank ich sehr netten Wein, und saß lange mit Lynar rauchend auf dem Balkon, den Rhein unter uns. Mein kleines Testament und der Sternenhimmel brachten uns auf christliche Gespräche, und ich rüttelte lange an der Rousseauschen Tugendhaftigkeit seiner Seele, ohne etwas andres, als daß ich ihn zum Schweigen brachte. Er ist als Kind mißhandelt von Bonnen und Hauslehrern, ohne seine Eltern recht kennen zu lernen, und hat auf Grund ähnlicher Erziehung ähnliche Ansichten aus der Jugend mitgebracht wie ich, ist aber befriedigter darin als ich jemals war. Am andern Morgen fuhren wir mit dem Dampfschiff nach Coblenz, frühstückten dort eine Stunde, und kehrten auf demselben Wege nach Frankfurt zurück, wo wir abends eintrafen. Ich unternahm die Expedition eigentlich in der Absicht, den alten Metternich auf Johannisberg zu besuchen, der mich hat einladen lassen, aber der Rhein gefiel mir so, daß ich lieber spaziren fuhr nach Coblenz und den Besuch verschob. Wir haben ihn damals auf der Reise unmittelbar nach den Alpen und bei schönstem Wetter gesehen; an diesem frischen Sommermorgen und nach der staubigen Langeweile von Frankfurt ist er wieder sehr in meiner Achtung gestiegen. Ich verspreche mir rechten Genuß davon, mit Dir ein paar Tage in Rüdesheim zu sein, der Ort ist so still und ländlich, gute Leute und wohlfeil, und dann nehmen wir uns ein kleines Ruderboot und fahren gemächlich hinab, besteigen den Niederwald und diese und jene Burg und kehren mit dem Dampfschiff zurück. Man kann des Morgens früh hier abgehen, 8 Stunden in Rüdesheim, Bingen, Rheinstein u. s. w. bleiben und abends wieder hier sein. Meine Ernennung hier scheint nun doch sicher zu sein.

Frankfurt, 13./8. 51. Ich habe heut und gestern viel gearbeitet, wegen der Reise des Königs und unzähligen anderen Weiterungen mit den kleinen Höfen, und nun erwarte ich jede Stunde einen langweiligen Gesandtenbesuch, so daß dieser Brief sehr kurz wird, aber ein Liebeszeichen soll er doch sein. Wer hat den Unsinn

wegen Petersburg ausgeheckt? Aus Deinen Briefen habe ich das erste Wort davon vernommen. Möchtest du nicht zu Nikolai? Einen Winter dort denke ich mir gar nicht so übel, aber die Trennungen habe ich satt, und für Dich und die Babies möchte das Klima doch nicht rathsam sein. Gestern habe ich einen langen und einsamen Spatziergang gemacht im Gebirge bis tief in die wundervolle Mondnacht hinein. Ich hatte von 8 bis 5 Uhr gearbeitet, dann gegessen und schwelgte in der frischen Abend- und Bergluft des Taunus, nachdem ich das staubige Nest hier vermittelst einer halbstündigen Eisenbahnfahrt nach Soden um 2 Meilen hinter mir gelassen hatte. Der König reist den 19. hier durch und kommt über Ischl und Prag den 7. Sept. nach Berlin zurück. Ich werde ihm wohl nach Coblenz entgegengehen, da ich mit ** viel zu bereden habe. Bringt er meine Ernennung mit, wie ich voraussetze, so nehme ich gleich ein Quartier, und dann können wir von Deiner Herreise sprechen.

Frankfurt, 23./8. 51. Ueber alle Geschäfte ist die Poststunde heran, und ich will Dir doch lieber flüchtig schreiben als garnicht. Seit Montag bin ich immer unterwegs. Zuerst großes Galadiner hier für den Kaiser von Oesterreich, wobei für 20,000 Thlr. Uniformen goldbeladen am Tisch saßen, dann nach Mainz, den König zu empfangen, er war sehr gnädig für mich, seit langer Zeit zum ersten Mal wieder harmlos und heiter mit mir spaßend. Großes Souper, dann Arbeit mit Manteuffel bis gegen 2, dann Cigarre mit dem lieben alten Stolberg, um halb 6 wieder auf Parade, hier große Vorstellung, ich mit nach Darmstadt, dort Diner, nachher ging der König nach Baden, ich nach 3 langweiligen Stunden mit dem dortigen ** am Abend wieder hier her. Mittwoch noch im Bett wurde ich zum Herzog von Nassau nach Biberich geholt, aß dort. Spät abends kam ich zurück, um am andern Morgen sehr früh von Präsident G. und J. geweckt zu werden, die mich in Beschlag nahmen, nach Heidelberg entführten, wo ich die Nacht blieb und reizende Stunden mit ihnen auf dem Schloß Wolfsbrunn und Neckarsteinach verlebte; gestern Abend kam ich erst zurück von diesem Exceß. G. war liebenswürdiger wie je, er stritt garnicht, schwärmte, war poetisch und hingebend. Auf dem Schloß sahen wir vorgestern einen Sonnenuntergang wie unsern vom Rigi, gestern frühstückten wir oben, gingen zu Fuß nach Wolfsbrunn, wo ich an demselben Tisch Bier trank wie mit Dir, fuhren dann den Neckar aufwärts nach Steinach, und trennten uns am Abend in Heidelberg, G. geht nach Coblenz heut, J. nach Italien. —



Bismarck und Napoleon III. am Strande von Biarritz.


Ministerpräsident
und
Graf.
„Dein machtvolles Rüsten
Verstehen sie nicht,
Die rettenden Küsten,
Die sehen sie nicht,
Wenn alles sie wüßten,
Sie folgten dir nicht –
Und soll dir's gelingen
So mußt du sie zwingen!"

VII.

Ministerpräsident und Graf.

„Dein machtvolles Rüsten
Verstehen sie nicht,
Die rettenden Rüsten,
Die sehen sie nicht,
Wenn alles sie wüßten,
Sie folgten Dir nicht —
Und soll Dir's gelingen,
So mußt Du sie zwingen!"

Der Conflict.



Mit dem raschen, dem hastigen Leben und Treiben, welches unserer Zeit merkbarste Signatur ist, mit dem rapiden Verlauf der politischen Ereignisse zeigt sich natürlich verschwistert auch ein überschnelles Vergessen. Die meisten unter uns werden schon jetzt Mühe haben, sich ein klares Bild von der allerdings ziemlich schwer zu beurtheilenden Situation zu machen, in welcher sich

Preußen gegen den Herbst des Jahres 1862 befand. Diese Situation hier zu zeichnen ist nicht unsere Aufgabe an dieser Stelle, ganz abgesehen von den sonderbaren Schwierigkeiten, welche zur Zeit der Lösung solcher Aufgabe entgegenständen; wir müssen uns hier an flüchtigen Andeutungen genügen lassen.

Das abgetretene liberale Ministerium hatte dem conservativen, das ihm folgte, den Conflict mit der Wahlkammer des Landtags hinterlassen.

König Wilhelm wollte keinen Staatsstreich; er bemühte sich deshalb unablässig, eine Verständigung herbeizuführen und sah sich bei diesen dornigen Bemühungen durch den loyalen Eifer und Hingebung conservativer wie liberaler Männer,



besonders auch durch seinen immer getreuen Kriegsminister, den General von Roon, unterstützt; aber alle Versuche scheiterten zum tiefsten Schmerz für das landesväterliche Herz des Königs.

Es galt endlich, einen leitenden Minister zu finden, der Hingebung und Energie, Kühnheit und Umsicht genug hatte, um die Geschäfte fortzuführen, trotz des Conflictes, bis mit der Zeit die Action der Geschichte zu einer Versöhnung der brennenden Gegensätze geführt.

Die Wahl des Königs fiel auf seinen damaligen Gesandten in Paris, auf Bismarck, und aus den Pyrenäen rief ihn der Telegraph nach Berlin.

König Wilhelm war sich sehr wohl bewußt, daß gerade die Wahl dieses Staatsmannes, für den Augenblick wenigstens, den Conflict verschärfen mußte, denn für die große Masse der Gegner war und blieb noch lange Bismarck nur der Heißsporn der Junkerpartei, der feurige und energische conservative Parteiführer; nur wenige wußten, zu welchem Staatsmann Bismarck in Frankfurt, wo er den für Preußen so verhängnißvollen Fuchsbau der deutschen Kleinstaaterei mit seinen zahllosen Schlupfwinkeln, Luft- nnd Angströhren gründlich kennen gelernt, in St. Petersburg, wo er bei einem Politiker ersten Ranges, wie es Fürst Gortschakoff ist, studirt, und endlich auf dem heißen Boden zu Paris geworden, herangereift war.

„Bismarck, das ist der Staatsstreich!“ rief ein demokratisches Organ damals, und leise sagten das wohl auch viele Conservative, die eben auch nur noch Rettung in einem Staatsstreich sahen. Aber Bismarck war eben nicht der Staatsstreich, sondern ein Staatsmann und zwar der Staatsmann, dem der König sein Vertrauen schenkte.

Nach langen, reiflichen Ueberlegungen erst faßte der König den schweren Entschluß; die Berufung Bismarcks mußte ihm unter den gegebenen Verhältnissen doppelt und dreifach schwer werden, denn wenn Er auch seinen Bismarck kannte, die Masse des Volkes kannte ihn nicht, und überall, in allen Kreisen, in allen Gestalten, erhub sich der Widerstand mit Zetergeschrei.

Und als die Berufung wirklich ergangen war, da erhuben sich wieder schwere Bedenken auf der anderen Seite; welche Bedingungen wird Bismarck machen? mit welchem Programm wird er in die Situation eintreten wollen?

Da wurde General von Roon, den Bismarck schon als Knabe gekannt, den er bei Feldmessungen in Pommern einst mit seiner kleinen Flinte begleitet hatte, ihm entgegengeschickt. Und siehe da, alle diese Bedenken waren überflüssig gewesen, die brandenburgische Vasallentreue Bismarcks antwortete auf den Appell des Lehnsherrn mit einem einfachen: „Hier!“

Bismarck stellte keine Bedingungen, er rückte mit keinem Programm heraus; der treue Lehnsmann von Churbrandenburg stellte sich ganz einfach seinem Könige zur Verfügung mit jener ritterlichen Hingebung, die auch das Schwerste als selbstverständlich betrachtet. Das geliebte Königthum von Preußen mußte gegen den Parlamentarismus gehalten, die neue Organisation des Heeres, auf welcher Preußens und Deutschlands Zukunft beruhte, gerettet werden, das war die Aufgabe, die Bismarck zufiel.

Als Bismarck im halben September 1862 nach Berlin kam, fand er sich der fast siegesgewissen Fortschrittspartei gegenüber, die übermüthig, wie ein Randalirfuchs mit Pfundsporen und Schleppsäbel, einherrasselte, alles was ihr in den Weg kam, „rempelte,“ täglich neue „Scandäler contrahirte“ und es in einer Weise trieb, daß klügere Leute der Partei selbst die Köpfe darüber schüttelten. Neben der Fortschrittspartei, zum Theil von ihr beherrscht und ins Schlepptau genommen, befand sich die liberale Partei nach ihrem großen Fiasco in völliger Auflösung, hegte aber, wenige ausgenommen, eine fast noch größere Abneigung gegen Bismarck, als der Fortschritt; erklärlich, denn diesen Politikern gerade hatte Bismarck seit dem ersten vereinigten Landtage in vielen scharfen Kämpfen entgegengestanden.

Für sich hatte Bismarck nur die conservative Partei, aber diese war im Verlauf der neuen Aera bis auf einen fast verschwindenden Bruchtheil wie weggewischt aus der Wahlkammer, sie stand nur noch durch das Herrenhaus und durch die Neue Preußische Zeitung nebst einem Theile der Provinzialpresse, in politischer Action und fing damals erst an, durch Wiederbelebung des conservativen Vereinswesens ihren Widerstand stärker zu betonen. Die neue Aera hatte den conservativen Politikern gezeigt, daß eine conservative Partei in Preußen, wenn auch mit vollster Selbständigkeit in einzelnen Fragen, im ganzen und großen doch nur die Regierungspartei sein kann. „Mit der Regierung voll Muth, ohne die Regierung voll Wehmuth, wenn's sein muß gegen die Regierung in Demuth, so geht die conservative Partei ihren Weg!“ so lautete einst ein schöner und stolzer Spruch aus conservativem Munde, aber er ist doch nur wahr, wenn es sich um einzelne Fragen handelt. Das conservative Preußen kann nur mit der königlichen Regierung gehen; auf der anderen Seite aber ist es auch eben so gewiß, daß eine wirklich königliche Regierung in Preußen nur eine conservative sein kann. Die aus Frankreich oder England importirten Beweise für das Gegentheil sind bei den eigenthümlichen Verhältnissen Preußens nicht zutreffend und darum wirken sie verwirrend.

Die Unterstützung, welche die conservative Partei damals Bismarck zu bieten vermochte, war, so zu sagen, die einer geschlagenen Armee, auch hier mußte die Truppe erst wieder reorganisirt werden, bevor sie vor den Feind geführt werden konnte. Aber die conservative Unterstützung wurde willig und mit voller Hingebung geboten, selbst von derjenigen Fraction der Partei, die mit Bismarck grollte, seit er in Frankfurt Front gegen Oesterreich gemacht, ja ihm feindselig fast gegenüberstand, seit er auf ein freundlicheres Verhältniß mit Frankreich, auf die vielberufene Politik gemeinsamer Interessen hingearbeitet und sich für Italien erklärt hatte. Die scharfen Hochkirchen-

männer, die geistvollen Vertreter des conservativen Idealismus, die festen Stützen der Politik der heiligen Alliance, die schwärmerischen Vertheidiger aller Legitimitäten, aus deren Reihen Bismarck selbst einst hervorgegangen, sie waren zum Theil seine Gegner geworden, aber in der schweren Stunde, da er an die Spitze der Regierung trat, versagten sie sich ihm nicht, und „unsere Himmelblauen", wie sie der selige Baron von Hertefeld, mit einer eigenthümlichen Mischung von Bewunderung und Bosheit, zu nennen pflegte, haben Bismarck schwere Jahre hindurch redlich beigestanden in dem guten Kampfe, den er fürs preußische Königthum kämpfte.

Welch ein Kampf das aber war, das mag man daran ermessen, daß viele der besten Mitkämpfer Bismarcks sich schon nicht mehr um den Sieg schlugen, sondern, so zu sagen, nur um ein ritterlich Sterben. Ueberall konnte man damals in conservativen Kreisen hören, daß man sich nur noch stemme, weil's die Pflicht gebiete; der Sieg des Fortschritts und des Parlamentarismus über das alte preußische Königthum sei nur noch eine Frage der Zeit, aber man müsse stehend sterben. Die letzten Streiter für das preußische Königthum wollten wenigstens die Achtung der Gegner erzwingen. So sprach man damals; die meisten haben's schon längst wieder vergessen, aber es ist gut, zuweilen auch daran zu erinnern. Im Jahre 1863 entschloß sich einer der eifrigsten persönlichen Anhänger Bismarcks zur Uebernahme einer wichtigen Mission, die ihm dieser übertrug, mit der festen Ueberzeugung, daß er damit in einen ehrenvollen Untergang eintrete. Freilich gab es auch damals frische, unverzagte Seelen, die in ihrem unverwüstlichen Glauben an das preußische Königthum wie in einem sturmfreien Werke standen und das Fähnlein der Hoffnung lustig flattern ließen, aber viele waren es wahrlich nicht.

Ob Bismarck zu diesen gehörte? Ja!

Er glaubte an sein preußisches Königthum, an Preußens und Deutschlands Zukunft aber er war sich auch vollkommen bewußt, daß er in einem Kampfe auf Leben und Tod stand.

Er hat sich darüber nicht öffentlich ausgesprochen, aber einzelne Andeutungen, die er in der ihm eigenthümlichen Weise zu verschiedenen Zeiten gegen Freunde fallen ließ, setzen es außer Zweifel. Mehrmals sagte er: „Der Tod auf dem Schaffot ist unter Umständen eben so ehrenvoll, wie der auf dem Schlachtfelde!" oder: „Ich kann mir schlimmere Todesarten denken, als die Hinrichtung!"

Nur sechs Jahre liegen zwischen jener Zeit, in der solche Worte eine furchtbar ernste Bedeutung hatten, und heute, wo jene Zeit uns wie ein wüster Traum erscheint; daß sie uns aber nur als ein solcher noch erscheint, das ist nächst Gottes

Barmherzigkeit und König Wilhelms Tapferkeit das Werk von Bismarcks treuer Hingebung und seiner energischen Politik.

Uebrigens trat Bismarck mit starker Hoffnung sein Amt an; er hoffte anfänglich wirklich auf eine Lösung des Conflictes. Alle, die ihn in jenen September- oder Octobertagen gesehen und gesprochen haben, erinnern sich des frischen Wesens und der freudigen Zuversicht, mit welcher er ans Werk ging. „Er sieht mager, gesund und sonnenbraun aus, wie ein Mann, der einen Ritt durch die Wüste auf dem Dromedar gemacht hat!“ so schilderte ihn ein Freund in jenen Tagen. Ihm dünkte es im Anfang nicht unmöglich, die feindlichen Parteiführer zu gewinnen, er verhandelte damals mit vielen; ob Liberale oder Fortschrittsleute, es waren ja doch schließlich Preußen; er appellirte an den preußischen Patriotismus in ihnen, sie mußten, wenn sie auch andere Wege verfolgten, mit ihm doch des Vaterlandes Ruhm und Größe als gemeinsames Ziel im Auge haben! Wenn sie aber Preußens und Deutschlands Heil wollten, so mußten sie auch das Mittel dazu, das neuorganisirte Heer, wollen. So manchem, mit welchem Bismarck damals verhandelte oder verhandeln ließ, mag auch das Herz bei solchem Appell laut genug geklopft haben, aber er gewann doch nur wenige, bei vielen erhub sich die starre Parteidoctrin als unübersteigliche Schranke, bei anderen wich unbesiegliches Mißtrauen jedem Versuche zur Verständigung aus; viele verstanden auch wohl die Andeutungen, und weiter konnte Bismarck zunächst nichts geben, gar nichts; und so stieß er endlich auf eine Summe von Enttäuschungen, die ihn zwar nicht entmuthigte, seine patriotische Seele aber nach und nach mit dem tiefsten Kummer erfüllen mußte.

Zu Anfang aber, wie schon erwähnt, trat er frisch und voll Hoffnung auf; auch die ersten Fehlschläge und Enttäuschungen machten ihn keineswegs irre, sein Ton war ein durchaus versöhnlicher den gegnerischen Parteien gegenüber; er that um seines Königs willen damals so manchen Schritt zur Versöhnung, der ihm schwer anging, ohne auch nur zu zögern.

Der noch bei den Eltern in Pommern weilenden Gemahlin konnte Bismarck damals nur spärliche Mittheilungen zugehen lassen. Die schöne Zeit der „blauen Couverts“ war vorüber, die Fülle der Arbeit begann immer wuchtiger zu lasten. Am 7. October schrieb er ihr aus einer Sitzung des Abgeordnetenhauses wie folgt: „Am Kammertisch mit einem Redner, der mir Sottisen sagt, auf der Tribüne vor mir, zwischen einer abgegebenen und einer abzugebenden Erklärung, gebe ich Dir Nachricht von meinem Wohlbefinden. Arbeit ist viel, etwas müde, nicht genug Schlaf, aller Anfang ist schwer; mit Gottes Hilfe wird es besser werden, es ist ja

auch so recht gut, nur das Leben auf dem Präsentirteller ist etwas unbehaglich. Ich esse alle Tage bei den guten Roons, die Dir eine rechte Stütze sein werden. Ich sehe, daß ich verkehrt angefangen habe, hoffentlich nicht als böses Omen! (der Brief ist auf der innern Seite des Bogens angefangen.) Wenn R. und die Fuchsstute nicht wären, so würde ich mir etwas vereinsamt vorkommen, obwohl ich nie allein bin ......"

Bismarck wohnte damals noch provisorisch im Staatsministerium, in der „Auerswaldhöhle", und bezog das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erst, als die Familie aus Pommern zurückgekehrt war.

Auch das hier folgende Billet ist in jenen Tagen an die Schwester geschrieben worden; der Bismarck'sche Humor schlägt darin noch vor.

Berlin, 10. Oct. 1862.

„So gute Blutwurst aß ich nie und so gute Leber nur selten; mögen Deine Schlachtthaten an Dir gesegnet werden; ich frühstücke seit 3 Tagen daran. Koch Rimpe ist angelangt, und ich esse einsam im Hause, wenn nicht an Sr. M. Tafel. In Paris ging es mir gut, in Letzlingen schoß ich 1 Hirsch, 1 Sau, 4 Schaufler, 5 Spießer, 4 St. Damwild, und pudelte doch gehörig, wenn auch nicht soviel wie meine Nachbarn. Die Arbeitslast wächst hier aber täglich. Heut von 8 bis 11 Diplomatie, von 11 bis $2\frac{1}{2}$ verschiedene streitsüchtige Ministerconferenzen, dann bis 4 Vortrag beim König, von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{4}$ Galopp im Regen bis Hippodrom, um 5 zur Tafel, von 7 bis jetzt 10 Uhr Arbeit aller Art, aber gesund und guten Schlaf, starken Durst!"

Es sollte, es konnte aber nicht lange so bleiben; das starke Selbst- und Siegesbewußtsein, mit welchem die Fortschrittspartei und zwar mehr und mehr in den schroffsten, häufig persönlich höchst verletzenden Formen auftrat, mußte Bismarck die Ueberzeugung geben, daß es auch ihm nicht gelingen werde, den Conflict zu lösen. Er mußte sich nun entschließen, nach dem Willen seines Königs der Zeit allein die Lösung zu überlassen, aber trotzdem innerhalb der Verfassungsbestimmungen die Regierung zu leiten. Festen Schrittes ist er diesen schweren Weg gegangen, und seine Zuversicht wußte er auch anderen einzuhauchen. Ja, König Wilhelm selbst, dessen mildes Herz hart litt in diesen Conflictswirren, erfrischte sich an seines Ministers sicherem Auftreten, so daß er einst, auf Bismarck deutend, einer schönen russischen Fürstin, welche ihn über sein gesundes Aussehen beglückwünschte, antwortete: „Voilà mon médecin!"

Einem alten Bekannten, der Bismarck damals begegnete und ihn fragte: „Wie geht es Ihnen?“ antwortete er: „Wie soll's mir gehen? Sie wissen, wie ich so gern faul bin, und nun muß ich arbeiten!“

Der Führer einer der zahlreichen Deputationen jener Tage, über die von den Gegnern, als Loyalitätsdeputationen, sehr viel Spott getrieben wurde, die aber doch ihre sehr große Bedeutung hatten, war auch Bismarck vorgestellt worden; er faßte



den persönlichen Eindruck, den ihm der Ministerpräsident gemacht, mit ziemlich singendem sächsischen Patois in die bewundernde Phrase zusammen: „Hören Sie, dem Manne gegenüber kann man ja gar keine Dummheit sagen!“

„Da sind Sie wohl noch nie in der Kammer gewesen?“ fragten die Berliner Freunde den ehrlichen Wettiner oder Löbejühner.

Gewiß ist es bezeichnend für Bismarcks versöhnliche Absichten, daß er in einer Commissionssitzung aus seiner Brieftasche ein Zweiglein zog, es den neben ihm sitzenden gegnerischen Abgeordneten zeigte und ihnen harmlos plaudernd erzählte, daß er diesen Oelzweig in Avignon gepflückt habe, um ihn der Fortschrittspartei als Friedenszeichen zu bieten, leider müsse er hier erfahren, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen.

Am 29. September 1862 hatte er die Zurückziehung des Budgets für 1863 verkündet, „weil es die Regierung für ihre Pflicht halte, die Hindernisse der Verständigung nicht höher anschwellen zu lassen, als sie ohnehin

seien.“ Er sprach damals seine Absichten, seine Ziele, so klar aus, als er irgend wagen durfte.

„Der Conflict werde zu tragisch aufgefaßt,“ sagte er, „und von der Presse zu tragisch dargestellt; die Regierung suche keinen Kampf. Könne die Krisis mit Ehren beseitigt werden, so biete die Regierung gern die Hand dazu. Die große Selbständigkeit des Einzelnen mache es in Preußen schwierig, mit der Verfassung zu regieren. Eine Verfassungskrisis sei keine Schande, sondern eine Ehre. „Wir sind vielleicht zu gebildet, um eine Verfassung zu ertragen; wir sind zu kritisch.“ Die öffentliche Meinung wechsele; die Presse sei nicht die öffentliche Meinung; man wisse, wie die Presse entstehe. Die Abgeordneten hätten die Aufgabe, die Stimmung zu leiten, über ihr zu stehen. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. Baiern, Würtemberg und Baden mögen dem Liberalismus indulgiren; darum wird ihnen doch keiner Preußens Rolle anweisen. Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpaßt ist, Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Eisen und Blut.“

Man verstand gegnerischerseits aber diese offene Sprache so wenig, daß man nur über die „Blut- und Eisenpolitik“ spottete und des Witzelns darüber kein Ende war.

Als die Kammer auf diese versöhnlichen Schritte mit den Beschlüssen vom 7. October, durch welche alle Ausgaben für verfassungswidrig erklärt wurden, welche die Volksvertretung abgelehnt hatte, antwortete, gab Bismarck die schneidige Erklärung ab:

„Nach dieser Resolution vermag die königliche Staatsregierung sich von einer Fortsetzung des von ihr versuchten Vermittelungsverfahrens einen Erfolg gegenwärtig nicht zu versprechen, muß vielmehr von einer Erneuerung der Verhandlung nur eine Verschärfung der principiellen Gegensätze gewärtigen, welche die Verständigung für die Zukunft erschweren würde.“

Am Tage darnach (8. October 1862) wurde er, der am 23. September zum Staatsminister und interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums berufen worden, zum Präsidenten des Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Am 13. October wurde die Sitzung des Landtags geschlossen, und dabei nahm

denn Bismarck wieder Gelegenheit, sich mit großer Mäßigung und Milde über seine Stellung auszusprechen, er sagte:

„Sie (die Regierung) ist sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerthen Zustande erwächst; sie ist aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und findet darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt nothwendig sind, indem sie die Zuversicht hegt, daß dieselben seiner Zeit die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden."

Das ist der Beginn des so arg verschrieenen „budgetlosen" Regiments; es wird jetzt wohl niemand mehr bestreiten, daß darin gerade die mildeste Form des Widerstandes gewählt wurde. Ein Budget war allerdings nicht zu Stande gekommen, aber die Regierung wurde gewissenhaft nach den Bestimmungen der Verfassung weiter geführt, wie es der König befohlen. Es war ein harter, unaufhörlicher Kampf, der nun begann, ein Leib und Seele ermüdender Streit, aber niemals appellirte die Regierung an die Gewalt, es blieb ein Krieg der Meinungen und Ueberzeugungen, ein Krieg mit geistigen Waffen, wie ihn die Weltgeschichte auf politischem Gebiet noch nicht gesehen, wie er eben nur in Preußen möglich war.

Es ist hier vielleicht die rechte Stelle, um auf einen Punkt der Politik Bismarcks aufmerksam zu machen, der uns im allgemeinen noch nicht gewürdigt genug erscheint, der aber gerade höchst charakteristisch für Bismarcks Weise ist; wir meinen die große Vorsicht, mit welcher er stets das Königthum selbst über den Conflict hinaushob. Freilich kämpfte er den Kampf für das preußische Königthum, auf welchem Preußens und Deutschlands Zukunft beruhete, der Conflict aber war zwischen ihm, zwischen der Staatsregierung und dem Hause der Abgeordneten, nicht zwischen der Krone und dem Landtag, am wenigsten zwischen dem Könige und dem Volke. Konnte der König auf die Reorganisation verzichten, so brauchte er nur Bismarck zu entlassen, und es war kein Conflict mehr da. Bismarck personificirte sich mit dem Conflict. Er konnte in demselben zu Grunde gehen, das Königthum blieb unberührt aufrecht. An solcher Hingebung aber hatte die constitutionelle Fiction von der Unverantwortlichkeit des Königs nicht den geringsten Antheil; es war eben wieder die brandenburgische Vasallentreue, die mit ihrem ritterlichen Schilde den Lehnsherrn deckte.

In den letzten Tagen des October ging Bismarck noch einmal nach Paris, um sich am Tuilerienhofe officiell zu verabschieden, am 1. November hatte er seine Abschiedsaudienz bei dem Kaiser Napoleon in Saint-Cloud. Es konnte nicht fehlen, daß das Gespräch auch die große Aufgabe berührte, deren Lösung Bismarck so muthig übernommen. Napoleon hatte damals nur geringen Glauben an das Gelingen und deutete wohl auf das Schicksal des Fürsten Polignac hin, Bismarck aber war sich der Verschiedenheit der Situation von 1830 in Frankreich und 1862 in Preußen vollkommen bewußt.

Unmittelbar nach der Audienz kehrte er nach Berlin zurück.



Der Mann am Steuer.

Die Action der Geschichte mußte den Conflict lösen, aber sie konnte ihn nur lösen, wenn Preußen energisch eintrat in diese Action, und so sehen wir Bismarck, den Mann am Steuer, unbeirrt durch die täglichen Angriffe der Fortschrittspartei, das preußische Staatsschiff durch Untiefen und Klippen fest und sicher dem offenen Wasser zulenken, auf dem es dann endlich, von dem Hauch Gottes in der Weltgeschichte getrieben, mit vollen Segeln dem Sonnenaufgang des Sieges entgegenflog.

Gleich nach Uebernahme des Ministeriums, noch im December 1862, ließ Bismarck Oesterreich Eröffnungen machen; konnte sich Oesterreich entschließen, der preußenfeindlichen Politik Schwarzenberg Valet zu sagen, Preußen die ihm zustehende Stellung in Deutschland und damit Deutschland selbst zu geben, was es haben mußte, so war Bismarck bereit, in eine Coalitionspolitik mit Oesterreich einzutreten; konnte sich Oesterreich aber zu solcher Politik nicht erheben, so war Preußen entschlossen, dem ungesunden, unklaren Wesen, das wie ein erdrückender Alp auf dem deutschen Leben lag, allein den Todesstoß zu geben, der unnatürlichen Schwebe ein Ende zu machen und Deutschland einen neuen, gesunden Leib zu schaffen.

Mit voller Offenheit, wie das stets seine eigenste Art, sprach sich Bismarck Oesterreich gegenüber aus. Dieses operirte damals mit dem Project der sogenannten Delegationen am Bunde, d. h. mit einer Reform, die keine Reform, sondern eine ganz bedeutungslose Spielerei, nicht einmal eine Täuschung war.

In der berühmten Circulardepesche vom 24. Januar 1863 sagte Bismarck:

„Ich hatte zur Herbeiführung besseren Einverständnisses beider Höfe die Initiative in der Form von Unterredungen mit dem Grafen Karolyi ergriffen, in welchen ich dem kaiserlichen Gesandten Nachstehendes zu erwägen gab. Nach meiner Ueberzeugung müssen unsere Beziehungen zu Oesterreich unvermeidlich entweder besser oder schlechter werden. Es sei der aufrichtige Wunsch der königlichen Regierung, daß die erstere Alternative eintrete; wenn wir aber das hierzu nöthige Entgegenkommen des kaiserlichen Cabinets nachhaltig vermißten, so sei es für uns nothwendig, die andere ins Auge zu fassen und uns auf dieselbe vorzubereiten.

„Ich habe den Grafen Karolyi daran erinnert, daß in den Jahrzehnten, die den Ereignissen von 1848 vorhergingen, ein stillschweigendes Abkommen zwischen den beiden Großmächten vorwaltete, kraft dessen Oesterreich der Unterstützung Preußens in europäischen Fragen sicher war und uns dagegen in Deutschland einen durch Oesterreichs Opposition unverkümmerten Einfluß überließ, wie er sich in der Bildung des Zollvereins manifestirt. Unter diesen Verhältnissen erfreute sich der deutsche Bund eines Grades von Einigkeit im Innern und von Ansehen nach außen, wie es seitdem nicht wieder erreicht worden ist. Ich habe unerörtert gelassen, durch wessen Schuld analoge Beziehungen nach der Reconstituirung des Bundestages nicht wieder zu Stande gekommen sind, weil es mir nicht auf Recriminationen für die Vergangenheit, sondern auf eine praktische Gestaltung der Gegenwart ankam. In letzterer finden wir gerade in den Staaten, mit welchen Preußen, der geographischen Lage nach, auf Pflege freundschaftlicher Beziehungen besonderen Werth legen muß, einen zur Opposition gegen uns aufstachelnden Einfluß des kaiserlichen Cabinets mit Erfolg geltend gemacht. Ich gab dem Grafen Karolyi zu erwägen, daß Oesterreich auf diese Weise zum Nachtheil für die Gesammtverhältnisse im Bunde die Sympathien der Regierungen jener Staaten vielleicht gewinne, sich aber diejenigen Preußens entfremde. Der kaiserliche Gesandte tröstete sich hierüber mit der Gewißheit, daß in einem für Oesterreich gefährlichen Kriege beide Großstaaten sich dennoch unter allen Umständen als Bundesgenossen wiederfinden würden.

„In dieser Voraussetzung liegt meines Erachtens ein gefährlicher Irrthum, über welchen vielleicht erst im entscheidenden Augenblick eine für beide Cabinette verhängnißvolle Klarheit gewonnen werden würde, und habe ich deshalb den Grafen Karolyi dringend gebeten, demselben nach Kräften in Wien entgegenzutreten. Ich habe hervorgehoben, daß schon im letzten italienischen Kriege das Bündniß für Oesterreich nicht in dem Maße wirksam gewesen sei, wie es

hätte der Fall sein können, wenn beide Mächte sich nicht in den vorhergehenden acht Jahren auf dem Gebiete der deutschen Politik in einer schließlich nur für Dritte Vortheil bringenden Weise bekämpft und das gegenseitige Vertrauen untergraben hätten. Dennoch seien damals in dem Umstande, daß Preußen die Verlegenheiten Oesterreichs im Jahre 1859 nicht zum eigenen Vortheil ausgebeutet, vielmehr zum Beistande gerüstet habe, die Nachwirkungen der früheren intimeren Verhältnisse unverkennbar gewesen. Sollten aber letztere sich nicht neu anknüpfen und beleben lassen, so würde unter ähnlichen Verhältnissen ein Bündniß Preußens mit einem Gegner Oesterreichs ebenso wenig ausgeschlossen sein, als, im entgegengesetzten Falle, eine treue und feste Verbindung beider deutschen Großmächte gegen gemeinschaftliche Feinde. Ich wenigstens würde mich, wie ich dem Grafen Karolyi nicht verhehlte, unter ähnlichen Umständen niemals dazu entschließen können, meinem allergnädigsten Herrn zur Neutralität zu rathen; Oesterreich habe die Wahl, seine gegenwärtige antipreußische Politik mit dem Stützpunkte einer mittelstaatlichen Coalition fortzusetzen, oder eine ehrliche Verbindung zu suchen. Zu letzterer zu gelangen, sei mein aufrichtigster Wunsch. Dieselbe könne aber nur durch das Aufgeben der uns feindlichen Thätigkeit Oesterreichs an den deutschen Höfen gewonnen werden.

„Graf Karolyi erwiderte mir, daß es für das Kaiserhaus nicht thunlich sei, seinen traditionellen Einflüssen auf die deutschen Regierungen zu entsagen. Ich stellte die Existenz einer solchen Tradition mit dem Hinweis in Abrede, daß Hannover und Hessen seit hundert Jahren vom Anbeginn des siebenjährigen Kriegs vorwiegend den preußischen Einflüssen gefolgt seien, und daß in der Epoche des Fürsten Metternich die genannten Staaten auch von Wien aus im Interesse des Einverständnisses zwischen Preußen und Oesterreich ausdrücklich in jene Richtung gewiesen worden seien, daß also die vermeintliche Tradition des österreichischen Kaiserhauses erst seit dem Fürsten Schwarzenberg datire, und das System, welchem sie angehöre, sich bisher der Consolidirung des deutschen Bündnisses nicht förderlich erwiesen habe. Ich hob hervor, daß ich bei meiner Ankunft in Frankfurt im Jahre 1851 nach eingehenden Besprechungen mit dem damals auf dem Johannisberg wohnenden Fürsten Metternich gehofft habe, Oesterreich selbst werde es als die Aufgabe einer weisen Politik erkennen, uns im deutschen Bunde eine Stellung zu schaffen, welche es für Preußen der Mühe werth mache, seine gesammte Kraft für gemeinschaftliche Zwecke einzusetzen. Statt dessen habe Oesterreich dahin gestrebt, uns unsere Stellung im deutschen Bunde zu verleiden und zu erschweren, und uns thatsächlich auf das Be-

streben nach anderweiten Anlehnungen hinzuweisen. Die ganze Behandlungsweise Preußens von Seiten des Wiener Cabinets scheint auf der Voraussetzung zu beruhen, daß wir mehr als irgend ein anderer Staat auswärtigen Angriffen ausgesetzt seien, gegen welche wir fremder Hilfe bedürfen, und daß wir uns deshalb von Seiten der Staaten, von welchen wir solche Hilfe erwarten könnten, eine rücksichtslose Behandlung gefallen lassen müßten. Die Aufgabe einer preußischen Regierung, welcher die Interessen des königlichen Hauses und des eigenen Landes am Herzen liegen, werde es daher sein, das Irrthümliche jener Voraussetzung durch die That nachzuweisen, wenn man ihren Worten und Wünschen keine Beachtung schenke.

„Unsere Unzufriedenheit mit der Lage der Dinge im deutschen Bund erhalte in den letzten Monaten neue Nahrung durch die Entschlossenheit, mit welcher die mit Oesterreich näher verbundenen deutschen Regierungen in der Delegirtenfrage angriffsweise gegen Preußen vorgingen. Vor 1848 sei es unerhört gewesen, daß man im Bunde Fragen von irgendwelcher Erheblichkeit eingebracht habe, ohne sich des Einverständnisses beider Großmächte vorher zu versichern. Selbst da, wo man auf den Widerspruch minder mächtiger Staaten gestoßen sei, wie in der Angelegenheit der süddeutschen Bundesfestungen, habe man es vorgezogen, Zwecke von dieser Wichtigkeit und Dringlichkeit viele Jahre unerfüllt zu lassen, anstatt den Widersprechenden mit dem Versuch der Majorisirung entgegenzutreten. Heutzutage werde dagegen der Widerspruch Preußens nicht nur gegen einen Antrag, sondern gegen die Verfassungsmäßigkeit desselben als ein der Beachtung unwerther Zwischenfall behandelt, durch welchen man sich in entschlossenem Vorgehen auf der gewählten Bahn nicht beirren lasse. Ich habe den Grafen Karolyi gebeten, den Inhalt der vorstehend angedeuteten Unterredung mit möglichster Genauigkeit, wenn auch auf vertraulichem Wege zur Kenntniß des Grafen Rechberg zu bringen, indem ich die Ueberzeugung aussprach, daß die Schäden unserer gegenseitigen Beziehungen nur durch rückhaltslose Offenheit zu heilen versucht werden könnten.

„Die zweite Unterredung fand am 13. December v. J., einige Tage nach der ersten, aus Veranlassung einer Depesche des königlichen Bundestagsgesandten statt. Ich suchte den Grafen Karolyi auf, um den Ernst der Lage der Dinge am Bunde seiner Beachtung zu empfehlen, und verhehlte ihm nicht, daß das weitere Vorschreiten der Majorität auf einer von uns für verfassungswidrig erkannten Bahn uns in eine unannehmbare Stellung bringe, daß wir in den

Consequenzen desselben den Bruch des Bundes voraussähen, daß Herr v. Usedom über diese unsere Auffassung dem Freiherrn v. Kübeck und dem Freiherrn v. d. Pfordten keinen Zweifel gelassen, auf seine Andeutungen aber Antworten erhalten habe, die auf kein Verlangen nach Ausgleichung schließen ließen, indem Freiherr v. d. Pfordten auf beschleunigte Abgabe unseres Minoritätsvotums dränge.

„Ich bemerkte hiergegen, daß unter solchen Umständen das Gefühl der eigenen Würde uns nicht gestatte, dem von der anderen Seite herbeigeführten Conflict ferner auszuweichen, und daß ich deshalb den königlichen Bundestagsgesandten telegraphisch zur Abgabe seines Minoritätsvotums veranlaßt habe. Ich stellte in Aussicht, daß wir die Ueberschreitung der Competenz durch Majoritätsbeschlüsse als einen Bruch der Bundesverträge auffassen und dem entsprechend verfahren würden, indem diesseit der königliche Bundestagsgesandte ohne Substitution abberufen werden würde, und deutete die praktischen Consequenzen an, welche sich aus einer solchen Situation in verhältnißmäßig kurzer Zeit ergeben müßten, indem wir natürlich die Wirksamkeit einer Versammlung, an welcher wir uns aus rechtlichen Gründen nicht mehr betheiligten, in Bezug auf den ganzen Geschäftskreis des Bundes nicht weiter für zulässig anerkennen könnten. . . . .

. . . .

„Wenige Tage darauf erhielt ich die vertrauliche Mittheilung, daß der kaiserlich österreichische Gesandte in St. Petersburg (Graf Thun) über Berlin auf seinen Posten zurückkehren und die schwebende Streitfrage mit mir besprechen werde. Als derselbe hier eintraf, habe ich mich durch die eben erwähnten bedauerlichen Erfahrungen nicht abhalten lassen, seine mir zum Zweck einer Verständigung gemachten Eröffnungen in der entgegenkommendsten Weise aufzunehmen. In Folge derselben erklärte ich mich bereit, auf verschiedene zwischen uns verabredete Auswege zur Beilegung der Frankfurter Schwierigkeiten einzugehen . . . . . Graf Thun schlug mir darauf vor, eine Zusammenkunft zwischen dem Grafen Rechberg und mir behufs weiterer Besprechung der Frage zu veranstalten. Ich erklärte mich hierzu bereit, erhielt indessen in den folgenden Tagen durch Graf Karolyi vertrauliche Mittheilungen, nach welchen Graf Rechberg vor unserer Zusammenkunft die Erklärung meines Einverständnisses mit Bundesreformvorschlägen erwartete, für welche meines Erachtens längere und eingehendere Verhandlungen erforderlich gewesen wären. Da hierzu die Zeit bis zum 22. December zu kurz war, so glaubte ich auf die vorgeschlagene Zusammenkunft nur in dem Falle eingehen zu können, daß von vorgängigen,

bindenden Verabredungen Abstand genommen werde ..... Da Graf Rechberg hierauf erklären ließ, daß Oesterreich auf weitere Verfolgung des Antrages in Betreff der Delegirtenversammlung nicht ohne gesichertes Aequivalent verzichten könne, so ist die Zusammenkunft bisher unterblieben. —"

Wie es hier so klar dargelegt wird, so ging es leider bei allen Verhandlungen, stets suchte Preußen mit Oesterreich zu gehen, stets wich Oesterreich aus, es wollte in deutschen Angelegenheiten auch fürder seinen Weg allein wandeln, den Schwarzenbergischen Weg, der über die volle Bedeutungslosigkeit Deutschlands zur Erniedrigung und Unterdrückung Preußens führen sollte; da blieb denn Preußen endlich auch weiter nichts übrig, als die ihm gesteckten Ziele auf eigenem Pfade zu verfolgen. — In diese Zeit fällt der Abschluß der Preußisch-Russischen Convention über gemeinsame Maaßregeln zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes. Diese Convention, durch welche die freundschaftlichen Beziehungen Preußens und Rußlands noch befestigt wurden, ist vielfach absichtlich und unabsichtlich mißdeutet worden. Ihr innerer Zusammenhang und ihre Rückwirkung bedürfen weiterer Aufklärung, welche jetzt zu geben nicht rathsam wäre.

Der diplomatische Feldzug, den die andern Mächte aus Anlaß der Convention eröffneten, blieb bekanntlich ohne Resultat, verlief im Sande.

Die traurigste Figur in diesem Handel spielte die preußische Fortschrittspartei, welche in ihrem blinden Eifer gegen Bismarck die Convention angriff, weil Preußen durch dieselbe zu einem Vorposten Rußlands erniedrigt würde. Man hätte über eine so bodenlose Beschränktheit, wenn es überhaupt eine solche war, lachen können, wenn es doch nicht gar zu traurig gewesen wäre, daß auch hier wieder der Gegnerschaft Preußens im Auslande eine Bundesgenossenschaft im eigenen preußischen Lager zufiel. Das sollte sich unglücklicher Weise später noch öfter wiederholen.

Im Sommer 1863 hatte Bismarck seinen König nach Carlsbad und von dort nach Gastein begleitet, als Oesterreich mit seinen neuen haltlosen Reorganisationsvorschlägen, in denen überdem noch ganz tendenziös das unfähige Föderativprincip den preußischen Unionsbestrebungen gegenüber betont war, hervortrat. König Wilhelm erhielt die Einladung zu dem Frankfurter Fürstencongreß zu Gastein, und der Kaiser Franz Joseph selbst überreichte ihm persönlich eine ausführliche Denkschrift über diese Reformvorschläge. Dieselben enthielten, was freilich nicht von Oesterreich zugestanden wurde, nicht viel mehr als das alte von Preußen bereits bekämpfte Delegirtenproject, welches in keiner Weise den Ansprüchen Preußens und den Bedürfnissen des deutschen Volkes genügen konnte.

König Wilhelm, der mit seinem Premier von Gastein über München und Stuttgart nach Baden-Baden gegangen war, lehnte es ab, auf dem Frankfurter Fürstencongreß zu erscheinen, der dann wohl mit ganz anerkennenswerthem Geschick, auch mit Geschmack, in Scene gesetzt wurde, aber nicht das geringste Resultat hatte, obwohl die anwesenden Fürsten die Grundzüge des österreichischen Projectes genehmigt hatten.

Und wie kam es, daß dieser glänzende Fürstencongreß so unbeklagt zum Orkus gehen, so spurlos verschwinden konnte, daß schon etliche Wochen danach niemand mehr von demselben sprach? Einfach, weil sich Preußen von demselben fern gehalten hatte.

Man hatte in Wien geglaubt, Preußen mit fortreißen zu können, als das mißglückt war, wollte man nicht umkehren und mußte nun die bittre Erfahrung machen, daß in Deutschland nichts möglich sei ohne Preußen. Man hatte Preußen wie immer unterschätzt, das rächte sich, aber man fuhr trotz alledem fort, Preußen geringzuschätzen, und das sollte sich noch viel schwerer rächen.

Jetzt konnten auch die blödesten Augen einsehen, daß die Rivalität Preußens und Oesterreichs erst zum Austrag gebracht werden mußte, bevor an eine Reconstruirung Deutschlands gedacht werden durfte. Oesterreich hatte alle Vorschläge Preußens, die im wesentlichen auf ein friedliches Scheiden Oesterreichs aus dem deutschen Bunde und auf ein Bundesverhältniß des neuen reconstruirten Bundes unter Preußens Führung mit Oesterreich hinausliefen, abgewiesen, darauf aber mit der Reformacte geantwortet, welche eine Nullificirung Preußens in sich schloß. Oesterreich und die mit ihm verbündeten Mittelstaaten hatten Preußen vor die Wahl gestellt, sich unbedingt zu unterwerfen, sich nullificiren zu lassen, oder sich selbst aus dem neuen Bunde auszuschließen.

Preußen vollzog mit ruhiger Würde diesen Act der Selbstausschließung, und siehe da! die Sache ging nicht, die Wiener Reformacte war Maculatur.

In seinem Bericht an des Königs Majestät vom 15. September 1863 und in der königlichen Antwort an die Theilnehmer des Fürstentages vom 22. desselben Monats stellte nun Bismarck eine positive Reihe von „Vorbedingungen“ für die Theilnahme Preußens an weiteren Verhandlungen auf.

Er forderte: 1) das „Veto Preußens und Oesterreichs mindestens gegen jeden Bundeskrieg, welcher nicht zur Abwehr eines Angriffes auf das Bundesgebiet unternommen“ werde; 2) die „volle Gleichberechtigung

Preußens mit Oesterreich zum Vorsitze und zur Leitung der Bundesangelegenheiten"; und 3) eine „Volksvertretung, welche nicht aus Delegation, sondern aus directen Wahlen nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Staaten hervorgehe, und deren Befugnisse zu beschließender Mitwirkung jedenfalls ausgedehnter zu bemessen sein würden, als in dem Entwurfe der Frankfurter „Reformacte". Zur Begründung dieser Forderung hob er in dem Bericht an den König besonders hervor: „Die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volkes seien wesentlich und unzertrennlich identisch mit denen des deutschen Volkes; wo dieses Element zu seiner wahren Bedeutung und Geltung komme, da werde Preußen niemals befürchten dürfen, in eine seinen eigenen Interessen widerstrebende Politik hineingezogen zu werden." — Außer den drei Punkten führte er auch noch aus, daß es den „deutschen Souveränen" obliege, entweder „über dasjenige, was sie der Nation darzubieten beabsichtigten, die Aeußerung der Nation selbst durch das Organ gewählter Vertreter zu vernehmen, oder die verfassungsmäßige Einwilligung der Landtage jedes einzelnen Staates herbeizuführen."

Daß aber Bismarck auch ganz vollkommen die letzten, eigentlichen Ziele der Oesterreichisch-Mittelstaatlichen Politik erkannt hatte, das geht aus dem folgenden Satze des Berichts an des Königs Majestät hervor:

„Nach der ganzen auffälligen Haltung, wie sie Oesterreich in dieser Angelegenheit beobachtet, könne man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob dem kaiserlich-österreichischen Cabinet von Hause aus nicht die Betheiligung Preußens an dem gemeinsamen Werke, sondern die Verwirklichung des Separatbündnisses als Ziel vorgeschwebt habe, welches schon in der ersten Mittheilung vom 3. August für den Fall in Aussicht genommen wurde, daß Preußen sich den Anträgen Oesterreichs nicht anschließen werde."

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Bismarck durch seine feste Haltung dem Fürstencongreß und der Oesterreichisch-Mittelstaatlichen Politik gegenüber nicht nur Preußens, sondern auch Deutschlands Zukunft gerettet hat; damals freilich war man so zerfahren und verblendet, daß man es eigentlich gar nicht merkte; die kleinen Kämpfe in der Kammer hatten den Leuten das Verständniß für die großen Dinge, die sich vollzogen, geraubt. Offenbar war Bismarck schon damals der Meinung, daß es zum Kriege kommen müsse, man kann es klar genug aus dem Bericht herauslesen, in welchem er die Auflösung der Wahlkammer des Landtags begründete. Da heißt es: „Auf dem Gebiete der deutschen Bundesverfassung

sind Bestrebungen zu Tage getreten, deren unverkennbare Absicht es ist, dem preußischen Staate diejenige Machtstellung in Deutschland und in Europa zu verkümmern, welche das wohlerworbene Erbtheil der ruhmvollen Geschichte unserer Väter bildet, und welche das preußische Volk sich nicht streitig machen zu lassen jederzeit entschlossen gewesen ist. Unter diesen Umständen wird es für Ew. Majestät Unterthanen zugleich ein Bedürfniß sein, bei den bevorstehenden Wahlen der Thatsache Ausdruck zu geben, daß keine politische Meinungsverschiedenheit in unserm Lande tief genug greift, um, gegenüber einem Versuche zur Beeinträchtigung der Unabhängigkeit und der Würde Preußens, die Einigkeit des Volkes in sich und die unverbrüchliche Treue zu gefährden, mit welcher dasselbe seinem angestammten Herrscherhause anhängt."

Und drüben im Lager Oesterreichs und seiner Verbündeten glaubte man an Krieg, vielleicht rechnete man sogar darauf, und der Krieg kam ja damals auch, aber merkwürdiger Weise nicht der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich, sondern zur namenlosen Ueberraschung der Welt zogen Preußen und Oesterreich Hand in Hand als Bundesgenossen aus zum Kriege gegen Dänemark.

Es ist ganz unmöglich, klar darzulegen, wie es Bismarck gelungen ist, Oesterreich zu diesem Kriege zu führen, wie es ihm möglich wurde, den alten Rivalen für Preußens Interesse, im Gegensatz gegen dessen ganze bisherige Politik, das Schwert ziehen zu lassen. Es ist wohl richtig, wenn man sagt, daß Bismarcks energische Initiative Oesterreich mit fortgerissen habe, aber klarer wird die Sache dadurch doch nicht. Es ist gewiß auch nicht ganz unrichtig, wenn die österreichische Diplomatie spricht, sie habe mit handeln müssen, um Preußen überwachen und zügeln zu können, aber es war doch nicht falsch, wenn der Wiener rief: „Der Bismarck, er führt uns halt am Bandel!" als Oesterreich nach Holstein mit ging, nach Schleswig, nach Jütland, im Interesse Preußens und Deutschlands. Mächtig mitgewirkt zu diesem politischen Wunder hat unstreitig Oesterreichs brennende Begierde, der kaiserlichen Armee neuen Kriegsruhm zu gewinnen nach dem Unglück von 1859, einen frischen Lorbeerkranz an die alte schwarzgelbe Fahne zu heften. Solchen Kranz aber haben die österreichischen Krieger sich dort im Norden redlich erstritten. Möglicher Weise hat auch der Umstand mitgewirkt, daß Oesterreichs Kaiser stets ein freundliches Wohlwollen für Bismarcks Person hegte, vielleicht mit in der nicht ganz ungerechtfertigten Meinung, daß Bismarcks conservative Politik in irgend einer Weise auch günstig in Oesterreich wirken müsse. Man erzählt sich, daß Kaiser Franz Joseph,

als einst Bismarck in seiner Gegenwart scharf getadelt wurde, ganz ungezwungen ausgerufen habe: „Wenn ich ihn nur hätte!"

Wenn aber Bismarck also Oesterreich als den Bundesgenossen Preußens nach Norden führte und dadurch Einmischungen von anderer Seite fern hielt, so schuf er sich für die Folge dadurch auch Schwierigkeiten, welche höher, weit höher anzuschlagen sind, als es gewöhnlich geschieht. Er wußte sehr gut, daß nach dem Siege über Dänemark der alte Hader mit Oesterreich aufs neue entbrennen werde, entbrennen müsse, und ihm konnte es nicht entgehen, daß ein in Gemeinschaft mit Oesterreich siegreich geführter Krieg alle Sympathieen, die Oesterreich im Heere und im conservativen Preußen hatte, mächtig steigern mußte. Die tiefe Abneigung gegen einen Bruch mit Oesterreich, die Bismarck im eigenen Lager zu bekämpfen hatte, trat denn auch gleich nach dem Kriege immer lebhafter hervor und erschwerte seine Stellung von Tage zu Tage. All die Traditionen ruhmreicher Bundesgenossenschaft aus den großen Tagen des Befreiungskrieges waren wieder lebendig geworden in der Hütte wie im Palast, und sie hatten eine reale Macht, denn es ist ja eine ganz unbestreitbare Wahrheit, daß Oesterreich der beste Bundesgenoß für Preußen ist von dem Augenblick an, wo es sich entschließt, ohne Groll und Neid Preußen seine ihm gebührende Stellung in Deutschland zu lassen. Das war ja eben das Verhängniß Deutschlands, daß Oesterreich sich nicht entschließen konnte, Preußen zu geben, was Preußen gebührte; Bismarcks große politische Aufgabe aber war es, von Oesterreich zu erzwingen, was Preußen und Deutschland zukommt.

Doch das, was wir hier angedeutet haben, sollte sich erst nach dem Siege geltend machen; mit dem Beginn des dänischen Feldzuges ging es wie ein frischer Hauch durch die schwüle politische Atmosphäre im Innern Preußens; freilich beharrte die Fortschrittspartei in ihrer Feindseligkeit, im Volke selbst aber begann es zu tagen, es kam über die nicht ganz in politischer Leidenschaft befangenen Gemüther doch eine Ahnung von der Bedeutung Bismarcks. Der Kanonendonner von Missunde hatte den preußischen Patriotismus geweckt, Preußen war noch niemals taub, wenn des Königs Trompete zum Kampf lud, und das preußische Herz hat sich noch alle Mal geregt, wenn die Adlerfahnen entfaltet wurden. Das aber mußte dem Minister zu Gute kommen, dessen Politik zu Kampf und Sieg führte.

Als Prinz Friedrich Carl Preußens Fahne siegreich aufgepflanzt hatte auf Düppels Wall, im April 1864, da ging König Wilhelm selbst nach Norden, um seine tapfern Krieger zu ehren, Bismarck begleitete ihn auf diesem Triumphzug und er konnte dort wohl den Eindruck empfangen, daß er nicht mehr der weithin so verhaßte

Ministerpräsident war, sondern daß dieser Sieg die Schaar seiner Verehrer mächtig gestärkt hatte.

Im Sommer desselben Jahres begleitete er seinen königlichen Herrn nach Carlsbad, und in dieser Zeit war es, wo er die neue Kameradschaft Oesterreichs auf eine harte Probe stellte. Sächsische und hannoversche Truppen hielten im Namen des deutschen Bundes das Herzogthum Holstein besetzt — wir preisen uns glücklich, daß wir nicht genöthigt sind, uns hier weiter auf die schreckliche schleswig-holsteinische Frage einzulassen. Bismarck hielt es für nöthig, die Sachsen und Hannoveraner zu entfernen aus den Herzogthümern, welche Preußen und Oesterreich mit dem Schwert erobert hatten, die von Dänemark im Wiener Frieden dann auch an Preußen und Oesterreich abgetreten wurden. Durch die Entfernung der mittelstaatlichen Truppen aber wurde die Lage entschieden vereinfacht und die Frage wieder einen Schritt näher der Lösung geführt. Es ließ sich voraussehen, daß Oesterreich bei seinen geheimen Verbindungen mit den Mittelstaaten diesen Schritt übel vermerken würde, dennoch setzte ihn Bismarck ins Werk, und man ließ ihn österreichischerseits geschehen, wenn auch die Presse darüber wüthete, wovon sich Bismarck, der von Carlsbad über Prag nach Wien und dann nach Gastein ging, schon auf der Reise überzeugen konnte.

Von Gastein kehrte Bismarck im Gefolge des Königs auf Einladung des Kaisers von Oesterreich nach Wien zurück, wo er Theil an den großen Jagden der beiden Monarchen im Wildpark nahm und sich seines Jagdglücks zu rühmen hatte. Von dem Kaiser Franz Joseph wurde er bei diesem Besuch sehr ausgezeichnet und empfing den hohen ungarischen Orden des heiligen Stephan.

Von Wien begleitete er den König nach Baden und ging dann nach seinem stillen Reinfeld in Pommern, kehrte aber noch ein Mal nach Baden zurück, bevor er sich nach Biarritz begab, wo er bis in den November Seebäder nahm; nach kurzem Aufenthalt in Paris kam er nach Berlin zurück.

Hier trat er in die alten Kämpfe mit der Fortschrittspartei ein, die sich in ihrem Haß gegen den Ministerpräsidenten begreiflicher Weise in demselben Maße steigerte, als derselbe sich bedeutender und größer zeigte.

Nach dem so „elegant“ geführten Kriege, der zugleich auch eine Probe für die reorganisirte Armee und das Zündnadelgewehr war, der den patriotisch kriegerischen, d. h. den ächten preußischen Geist wieder geweckt, hatte der König seinem Ministerpräsidenten das höchste Ehrenzeichen Preußens, den hohen Orden vom schwarzen Adler, verliehen. Unter denen, die sich gedrungen fühlten, Bismarck zu dieser wohlverdienten Auszeichnung schriftlich Glück zu wünschen, befand sich auch sein ehemaliger

Lehrer, Director Dr. Bonnell. Eines Abends nun trat Bismarck bei demselben ein, um ihm persönlich zu danken, harmlos plaudernd saß er mit Bonnells Familie am Theetisch, erzählte in seiner körnigen Weise viel von Biarritz, wo er sich sehr wohlgefallen, berührte flüchtig die zahlreichen Drohbriefe und Mordanschläge, mit denen er incommodirt werde, die er aber verachte, weil noch niemals eine Partei Vortheil aus dem politischen Mord gezogen habe, dann aber erzählte er von einem Traume, den er in Biarritz gehabt. In diesem Traume sei er auf einem Gebirgspfade in die Höhe gestiegen, der immer enger geworden sei, bis er endlich vor einer hohen Wand gestanden und neben sich in einen tiefen Abgrund geblickt habe. Einen Augenblick habe er überlegt, ob er umkehren solle, dann habe er sich entschlossen und mit seiner Gerte einen Schlag gegen die Wand geführt, augenblicklich sei diese verschwunden und der Weg frei gewesen. Nachdem er noch manches aus alter und neuer Zeit gesprochen, stand er auf und sagte: „Jetzt muß ich gehen, sonst beunruhigt sich meine Frau wieder!“

Träume sind Schäume, sagt das Sprichwort, aber sie sind es doch nicht immer, und heute kennt jeder die Wand, die vor Bismarcks Schlag verschwand.

Das folgende Jahr 1865 kam; durch den Wiener Frieden vom 30. October 1864 waren die Herzogthümer Holstein und Schleswig an Preußen und Oesterreich abgetreten, das heißt, sie waren dahin gekommen, wohin sie gehörten, zu Deutschland. Das war aber lediglich das Werk der ebenso kühnen als geschickten Politik Bismarcks, denn solche Erwerbung war ganz gegen die Absicht, gegen den Willen Oesterreichs. Es kam nun darauf an, sich mit dieser Erwerbung einzurichten, und alsbald ergab sich, daß Oesterreich gegen die große nationale Politik Bismarcks, deren letztes Ziel ziemlich offen ausgesprochen, ein deutscher Bund unter Preußens Führung war, mit dem traurigen Particularismus eines neuen schleswig-holsteinischen Kleinstaats operiren wollte. Kein Zweifel, daß es bei solcher Politik Oesterreichs nur darauf ankam, Preußens deutsche Politik zu durchkreuzen, die Verwirklichung des Bismarckschen Unionsgedankens unmöglich zu machen; aber auch kein Wunder, daß die mitteldeutschen Höfe die Politik Bismarcks nicht unterstützten, denn sie mußten allerdings einen Theil jener Souveränetät, die ihnen allen doch erst in neuester Zeit zu Theil geworden, der Nation opfern, wenn die Politik Bismarck siegreich war. Diese Souveräne konnten sich nicht entschließen, in eine ähnliche Stellung etwa zurückzutreten, wie sie einst so lange als deutsche Reichsfürsten inne gehabt, sie wollten ihre scheinbare Souveränetät behaupten, und sie vermochten nicht einzusehen, daß sie, im Fall des österreichischen Sieges, Oesterreichs

Vasallen wurden auf Kosten germanischer Nation, um den Preis von Deutschlands Zukunft. Vergebens mühete sich Bismarck am Bunde, wie an den deutschen Höfen, gesunderen Gesinnungen Eingang zu verschaffen, er kam nicht vorwärts, und die immer schroffern Formen, in denen Oesterreich in den eroberten Herzogthümern auftrat, konnten ihm keinen Zweifel mehr darüber lassen, daß die Wiener Politik mit ihrem ganzen Anhang in Deutschland entschlossen war, Preußen zur Unterwerfung, zur Aufgabe seiner rettenden Unionspolitik, zur Annahme der österreichischen Föderation, das heißt zu seiner Erniedrigung und seiner Unterwerfung zu zwingen.

Traurig genug, daß Oesterreich bei seinem feindseligen Vorgehen auch auf den innern Conflict in Preußen zählte, der um so eifriger geschürt wurde, je klarer die Führer der Fortschrittspartei erkannten, daß sich das Herz des Volkes immer mehr dem Staatsmanne zuwendete, der seine Siege zum höhern Ruhme Preußens und zum Heile Deutschlands erfocht, der sie auf einem Felde schlug, wohin sie ihm nicht zu folgen vermochten, auf dem Felde der Ehre und der Thaten. Was half es auf die Länge, daß sie durch ihre gepfefferten Reden die Majorität in der Kammer siegreich gegen das Ministerium führten, daß sie Bismarck und den andern Ministern das tägliche Leben verbitterten und ihnen ihre Arbeit saurer machten, wenn dieses Ministerium trotzalledem siegreich vorging in der Weltgeschichte und Bismarck, wenn auch nicht die Stimmen der Majorität, so doch die Herzen des Volkes gewann!

Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß Bismarck schon im Sommer 1865 die Stunde des großen Kampfes zwischen Preußen und Oesterreich gekommen glaubte und daß er entschlossen war, männlich einzustehen für seine gesunde Politik, und mit dieser Ueberzeugung treten wir vor ein großes Räthsel, vor die Episode von Gastein.

Bismarck war im Sommer 1865 mit dem Könige nach Carlsbad gegangen, von da nach Gastein und Salzburg, nach Ischl zum Kaiser von Oesterreich.

Der Schleier tiefsten Geheimnisses deckt noch, was damals geschehen; freilich versicherte der Historiker A. Schmidt (Preußens deutsche Politik, pag. 273), schon am 15. Juli habe sich Bismarck in Carlsbad gegen den französischen Botschafter am Wiener Hofe, den Herzog von Grammont, dahin ausgesprochen, daß er den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich für unvermeidlich halte, ja, daß derselbe zu einer Nothwendigkeit geworden sei. Das ist aber entschieden unwahr, eben so unwahr wie die weitere Mittheilung desselben Historikers, Bismarck habe am 23. Juli dem Premierminister des Königs von Baiern, dem Freiherrn von der Pfordten,

gerade heraus gesagt: „Nach seiner festen Ueberzeugung sei der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich sehr wahrscheinlich und nahe bevorstehend. Es handle sich, wie er die Sache auffasse, um ein Duell zwischen Oesterreich und Preußen allein. Das übrige Deutschland könne mit voller Beruhigung den passiven Zuschauer dieses Duells abgeben. Preußen habe niemals daran gedacht, und denke auch noch jetzt nicht daran, sein Machtgebiet über die Mainlinie hinaus zu erstrecken. Lange werde übrigens die Entscheidung nicht auf sich warten lassen. Ein einziger Stoß, eine Hauptschlacht — und Preußen werde in der Lage sein, die Bedingungen zu dictiren. Es sei durch das dringendste Interesse der Mittelstaaten geboten, ihrerseits Stellung zu nehmen. Die Neutralität, auch die des sächsischen Bodens, werde Preußen achten. Eine Localisirung des Krieges, und zwar durch einen Stoß von Schlesien her, sei nicht blos beschlossen, sondern auch, nach dem bereits eingezogenen Gutachten der competentesten militärischen Autoritäten, möglich. Den Mittelstaaten sei zudem in der Proclamirung der bewaffneten Neutralität noch ein Mittel mehr zur Sicherung jener Localisirung gegeben. Baiern aber speciell werde wohl zu erwägen haben, daß es der natürliche Erbe der Stellung Oesterreichs in Süddeutschland sei.“

Das was Bismarck dem Freiherrn von der Pfordten wirklich gesagt hat, ist in dieser Fassung gar nicht mehr erkennbar.

Am 14. August wurde der Vertrag von Gastein geschlossen, der das Condominat Preußens und Oesterreichs in Holstein und Schleswig theilte. Dieser Vertrag nöthigte Oesterreich, die Mittelstaaten abermals im Stich zu lassen; die Mittelstaaten hätten hierbei lernen können, wie wenig man sich im Grunde zu Wien um sie kümmerte. Sie mußten ein Jahr später diese Erkenntniß theuer genug erkaufen!

Was hat nun Bismarck zum Abschluß dieses Waffenstillstandes, denn etwas anderes war der Gasteiner Vertrag nicht, bewogen? Wer will es bestimmt sagen? Es ist eben ein noch nicht gelöstes Räthsel. Wirkten dabei militärische Rücksichten entscheidend? war die Jahreszeit zu weit vorgerückt? war es die europäische Politik, die hemmte? die noch nicht beendeten Verhandlungen mit Italien? drohende Intervention von anderer Seite? mußte Rücksicht getragen werden den alten Sympathien für Oesterreich in Preußen, welche durch den letzten gemeinsamen Krieg eine gewaltige Steigerung erfahren hatten? folgte König Wilhelm der alten traditionellen Vorliebe für Oesterreich? wollten der König und sein Minister Oesterreich einen letzten Termin stellen und hofften sie, daß die Wiener Politik noch in der zwölften

Stunde sich ändern werde? deutet der Ankauf des Herzogthums Lauenburg vielleicht auf einen gehofften Ausweg?

Möglicher Weise müssen alle diese Fragen mit: Ja! beantwortet werden, thatsächlich wurde der Vertrag zu einer letzten Probe, ob es für Preußen noch länger möglich sei, mit Oesterreich zu gehen. Uebrigens darf doch auch nicht übersehen werden, daß der vielfach angefochtene Vertrag sehr günstig für Preußen war. Preußen blieb trotz des Condominats, schon durch seine geographische Lage, Herr in den Herzogthümern, es war dort immer der Stärkere.

Von Oesterreich ging Bismarck mit dem Könige über München und Frankfurt nach dem Rhein, verweilte in Baden-Baden und Homburg, machte die großen Manöver in der Provinz Sachsen bei Merseburg mit, dann ging er nach dem Herzogthum Lauenburg, dessen Specialminister er ist, und fand endlich seine Erholung wieder in Biarritz.

Unter dem 15. September 1865 wurde er in den Preußischen Grafenstand erhoben.

Kurze Zeit nachdem er über Paris nach Berlin zurückgekehrt war, im December 1865, erkrankte er und blieb leidend den ganzen Winter hindurch, wenn er auch die Geschäfte ganz wie sonst mit voller Anstrengung fortführte.

In diese Zeit fällt eine kleine Episode, deren wir gar nicht gedenken würden, wenn sie eines Theils nicht einen recht eclatanten Beweis für die Unzuverlässigkeit dessen, was alle Welt sagt, böte und andererseits Bismarck nicht Anlaß zu einem Briefe an seinen alten Freund André von Roman gegeben hätte, der kurz darauf in den Berliner Blättern erschien. In Gastein hatte nämlich ein Photograph ein Bild angefertigt, auf welchem Graf Bismarck und neben ihm die königliche Kammersängerin Pauline Lucca erschien. An dieser Zusammenstellung nahmen viele Freunde Bismarcks Anstoß; es kam allerlei wüstes Gerede auf, was denn endlich Herrn André bewogen haben mag, Bismarck darüber schriftlich zu befragen. Bismarck antwortete auf Andrés Brief wie folgt:

Berlin, den 26. December 1865. Lieber André. Wenn auch meine Zeit knapp bemessen ist, so vermag ich doch nicht, mir die Beantwortung einer Interpellation zu versagen, die mir in Berufung auf Christi Namen aus ehrlichem Herzen gestellt wird. Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Aergerniß gebe, aber gewiß bin ich, daß das in meinem Beruf nicht ausbleiben kann; ich will nicht davon reden, daß es in den Lagern, welche mir mit Nothwendigkeit politisch gegenüberstehen, ohne Zweifel zahlreiche Christen gibt, die mir auf dem Weg des Heils

weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampf zu leben habe; ich will mich nur darauf berufen, daß Sie selbst sagen: „Verborgen bleibt vom Thun und Lassen in weiten Kreisen nichts.“ Wo ist der Mann, der in solcher Lage nicht Aergerniß geben sollte, gerechtes oder ungerechtes? Ich gebe Ihnen mehr zu, denn Ihre Aeußerung vom Verborgenbleiben ist nicht richtig. Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe! Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach, eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht; er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst selbst einmal versuchen. Was die Virchowsche Sache anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rath annimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt. Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es unrichtig, daß ich niemals ein Gotteshaus besuche. Ich bin seit fast 7 Monaten entweder abwesend oder krank; wer also hat die Beobachtung gemacht? Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel, als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richter an mir berufen fühlen, will ich gern genauer Auskunft darüber geben; Sie selbst werden es mir ohne medicinische Details glauben. Ueber die Luccaphotographie würden auch Sie vermuthlich weniger streng urtheilen, wenn Sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat. Außerdem ist die jetzige Frau von Rahden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebensowenig, wie mir selbst, jemals unerlaubte Beziehungen nachgesagt hat. Dessenungeachtet würde ich, wenn ich in dem ruhigen Augenblick das Aergerniß erwogen hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherz genommen haben, aus dem Bereich des auf uns gerichteten Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse und mich in keiner Weise des Urtheils derer, die mit mir denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft aber und von Ihrer eigenen christlichen Erkenntniß erwarte ich, daß Sie den Urtheilenden Vorsicht und Milde bei künftigen

Gelegenheiten empfehlen; wir bedürfen deren alle. Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes an Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte, noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urtheil machen. In Eile Ihr v. Bismarck.

Mag dieser Brief nun auch durch eine Indiscretion an die Oeffentlichkeit gelangt sein, die wir unter andern Umständen beklagt haben würden, hier, wir gestehen es offen, freuen wir uns der Frucht derselben, und unsere Leser werden unserer Ansicht sein, ohne daß wir nöthig haben, uns weiter auszusprechen und den Inhalt des Briefes zu qualificiren.

Wir schließen diesen Abschnitt mit Briefen Bismarcks, welche er während der Sommerreisen 1863, 1864 und 1865, auf denen er sich meist in Begleitung des Königs befand, an die Seinen, meist an seine Gemahlin, geschrieben.

Carlsbad, 7. Juli 63.

** hat meine wärmste Theilnahme; Kinder verlieren ist schlimmer, als selbst sterben; es ist so gegen den Lauf der Dinge. Aber wie lange dauert's, so folgt man ihnen. Ich habe heut einen recht sonnigen Gang gemacht, von 12 bis 2, das Schweizerthal, hinter dem Militärspital aufwärts, und bei Donitz an der Eger oberhalb Carlsbad, und den Bergen, dann beim König, dem es bei 3 Becher Sprudel, Gottlob, vortrefflich geht. Ich wohne jetzt im „Schild“, gerade vis à vis vom Hirschensprung, und aus den Rückfenstern sehe ich Ottos Höhe, 3 Kreuzberg u. s. w. Es ist ganz schön und geht mir gut, aber etwas Heimweh habe ich mitunter, mit Euch in Reinfeld zu sein und die ganze Ministerwelt hinter mir zu lassen.

Carlsbad, 13. Juli 63.

Ich denke, mich morgen Abend nach Schwarzenberg und von da in die staubige Wilhelmsstraße zu begeben, zwei Tage dort zu bleiben und entweder in Regensburg, oder in Salzburg wieder zum Könige zu stoßen und mit ihm nach Gastein zu gehen. Wie lange ich dort bleibe, wollen wir sehen. Ich werde mich noch oft nach den stillen Wäldern hier zurücksehnen, Aberg, Esterhazyweg, Hammer, Kehrwiederweg, Aich, und ich wußte immer glücklich alle Bekannte abzustreifen, oder mich bei Begegnungen ins Dickicht zu drücken. Heut habe ich fast den ganzen Tag gearbeitet.

Berlin, 17. Juli 63.

Seit vorgestern Abend vegetire ich in unsern öden Räumen, erstickt unter der Lawine von Papieren und Besuchen, die auf mich einstürzten, sobald meine Ankunft bekannt wurde. Jetzt will ich eine halbe Stunde in den Garten und Dir nur noch dies Lebenszeichen geben. Gestern hatte ich ein russisches Zolldiner, heute ein französisches. Morgen fahre ich über Dresden-Prag-Pilsen nach Regensburg zum König zurück und bleibe mit ihm in Gastein.

Nürnberg, 19. Juli 63.

Ich weiß nicht, ob ich dieses dicke Papier von hier absende, aber ich habe eben einen unausgefüllten Augenblick, den ich benutze, um Dir zu sagen, daß es mir wohl geht. Ich bin gestern von Berlin nach Dresden gefahren, habe B. und R. besucht, die Dich sehr grüßen lassen (Gräfin R. ebenfalls), habe dann in Leipzig nur 3 Stunden, aber sehr gut geschlafen und bin seit 5 Uhr hierher gefahren, wo ich auf einen Zug warten muß, der mich gegen 11 am Abend nach Regensburg zum Könige bringen soll. N. N. hat allerhand Leute hierher bestellt, mit denen ich nichts zu thun haben mag und dazu den besten Gasthof gewählt; in Folge dessen nahm ich einen andern, der mir bisher keinen günstigen Eindruck macht; besseres Papier als dieses besitzt er nicht. Dazu hat Engel kein reines Hemd im Nachtsack und die Sachen auf dem Bahnhof, so daß ich in Eisenbahnstaub und Unbehagen hier sitze, auf ein vermuthlich schlechtes Diner wartend.

Das Reisen bekommt mir vortrefflich; sehr lästig ist es aber, auf jeder Station wie ein Japanese angestaunt zu werden; mit dem Incognito und seinen Annehmlichkeiten ist es vorbei, bis ich dermaleinst gleich andern vor mir verschollen sein werde, und irgend ein anderer den Vorzug hat, Gegenstand allgemeinen Uebelwollens zu sein. Ich wäre recht gern über Wien nach Salzburg gefahren, wo der König morgen ist; ich hätte unsre Hochzeitsreise nochmals durchgelebt, aber politische Bedenken hielten mich ab, die Leute hätten mir, Gott weiß welche, Pläne angedichtet, wenn ich dort mit ** zugleich angekommen wäre. Ich werde R. wohl gelegentlich in Gastein oder Salzburg sehen.

Ich muß schließen, obschon meine Suppe noch nicht da ist; aber ich kann auf diesem Papier, dazu mit Stahlfeder, nicht weiter, sonst bekomme ich Krampf in den Fingern.

Salzburg, 22. Juli 63, 6 Uhr früh.

Aus diesem reizenden Städtchen muß ich Dir wenigstens das Datum schreiben, im Augenblick der Abfahrt. Roons sämmtlich unten, mich zum Abschiednehmen erwartend. Gestern Königssee, Edelweiß, Bartholomäus.

Gastein, 24. Juli 63.

Ich wollte Dir Edelweiß mitschicken, es ist aber abhanden gekommen, Salzachofen kamen mir vor 10 Jahren noch imposanter vor; das Wetter war zu schön; der Weg hierher, den Du nicht sahst, ist schön, aber nicht überwältigend. Hier wohne ich dem Könige gegenüber am Wasserfall, gegen den der Golling ein Kind, nur in den Pyrenäen sah ich zwei schönere, keine größeren. Ich habe zwei Bäder genommen, sehr angenehm, aber müde danach, und unlustig zum Arbeiten. Ich werde von morgen an erst mittags baden, und vorher schreiben. Luft reizend, Gegend mehr imposant als freundlich. Dem Könige geht es gut.

Gastein, 28. Juli 63.

Wie dieser Tag vor 16 Jahren Sonnenschein in mein wüstes Junggesellenleben brachte, so hat er heut auch dieses Thal damit erfreut, und ich habe es auf einem reizenden Morgenspaziergang zum ersten Mal in seiner ganzen Schönheit gesehen. Moritz würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum besetzt. Steile Wände, einige tausend Fuß hoch, mit Tannen- und Wiesengrün und eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegrenze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bändern umzogen, die der Schnee während der 5 Regentage reichlich bepudert hat und deren untere Grenze die Sonne nun allmählich höher rückt. Dutzende von silbernen Fäden durchziehen das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Fall, den sie mit der Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden. Die Ache ist ein Strom mit etwas mehr Wasser, als die Stolpe bei Strellin, und vollführt einen rasenden Walzer durch ganz Gastein, indem sie einige hundert Fuß in verschiedenen Absätzen zwischen Felsen herabspringt.

Bei diesem Wetter läßt sich leben hier, nur möchte ich gar nichts zu thun haben, immer an den Höhen umherschlendern, mich auf sonnige Bänke setzen,

rauchen und die zackigen Schneespitzen durch das Glas ansehen. Gesellschaft ist wenig hier, ich lebe nur mit der Umgebung des Königs in Verkehr, mit der mich Mittag und Thee täglich zusammenführen; die übrige Zeit reicht zum Arbeiten, Schlafen, Baden, Gehen kaum hin. Den alten ** habe ich gestern Abend besucht; zugleich mit dem Kaiser, der am 2. erwartet wird, kommt N. N. und wird mir vorklagen, daß das Lügen der Fluch dieser Welt sei.

Ich höre eben, daß der König (dem es sehr wohl geht, nur hat er sich am Hacken durchgegangen und muß leider still sitzen) den Feldjäger bis morgen zurückhält, und mit der Post kommt dieser Brief wohl nicht früher, da er durch das Oeffnen einen Tag verlieren würde. Ich lasse ihn also liegen. Der gute Prinz Friedrich ist gestern von seinen Leiden erlöst; es ging dem Könige sehr nah.

Gastein, 2. Aug. 63.

Bills Tag ist mit gutem Wetter von mir gefeiert, dem Könige gemeldet, der sich nach dem Alter und dem Fleiße seines Pathen erkundigte. Heut kommt der Kaiser, alles flaggt und bekränzt sich, die Sonne scheint, und ich bin noch nicht aus dem Zimmer gewesen, schreibe seit 3 Stunden, darum nur herzliche Grüße. Wenn ich nicht über Berlin schreibe, so falle ich der hiesigen Post in die Hände; ich schreibe zwar keine Geheimnisse, aber es ist doch unbehaglich. Die Stute ist wieder in Berlin. Ich bade täglich, es ist nett, aber ermüdend.

Gastein, 12. Aug. 63.

Mir geht es wohl, aber Courierangst in allen Richtungen. Ich habe vorgestern 7000 Fuß hoch 2 Gemsen geschossen, ganz gebraten, trotz der Höhe. Am 15. fahren wir von hier nach Salzburg, 16. Stuttgart, 17. Baden. Ich kann wegen der Frankfurter Windbeuteleien nicht vom König fort.

Gastein, 14. Aug. 63.

Damit Du ersiehst, ob es wirklich schneller geht, schicke ich Dir diesen Brief mit Post, während gleichzeitig der Courier abgeht. Ich schreibe seit 4 Stunden, und bin so im Zuge, daß die Feder nicht zu halten ist, heiße Sonne seit 8 Tagen, abends Gewitter, der König wohl, aber doch angegriffen vom Baden; er badet täglich und arbeitet wie in Berlin, läßt sich nichts sagen. Gott gebe, daß es ihm bekommt! Ich habe heut mein letztes Bad, 20 oder 21 im ganzen, in 26 Tagen. Mir ist sehr wohl, aber Arbeit über Kopf! Ich bin so beansprucht, daß ich wenig Leute sehen kann.

Morgen Abend schlafen wir in Salzburg, den 16. wahrscheinlich in München, 17. Stuttgart, Constanz oder Baden, noch ungewiß. Schreib nach Baden, wo ich wohl einige Tage bleibe. Von ** ein Brief aus Spa, vielleicht besuche ich sie dort, aber wer weiß ce qu'on devient in 8 Tagen, vielleicht schon alles wieder anders.

Baden, 28. Aug. 63.

Ich habe eine rechte Sehnsucht, einmal einen faulen Tag in Eurer Mitte zu verleben; hier werde ich auch bei dem reizendsten Wetter die Tinte nicht von den Fingern los. Gestern bin ich bei wundervollem Mondschein bis Mitternacht in den Feldern spazieren gegangen, kann aber doch die Geschäfte nicht aus dem Kopfe los werden. Die Gesellschaft hat auch nichts Ausruhendes an sich. Die N. N. ist reizend anzusehen, spricht mir aber zuviel Politik, ** natürlich auch immer auf Berichtfuß; die **, die mir sonst sehr angenehm ist, hat Leute um sich, die mein Behagen mit ihr stören, und neue Bekanntschaften sind sehr angreifend. Bequem ist mir eigentlich unser A. Mit ihm und E., der auf 2 Tage hier ist, dinirte ich gestern auf meinem Zimmer. Der König ist wohl, aber von Intriguen umlagert; heut speise ich bei Ihrer Majestät der Königin. Schleinitz ist hier, Hohenzollern wird erwartet, Goltz nach Paris abgereist. Ich denke, der König wird spätestens Sonntag von hier aufbrechen; einige Tage später muß ich in Berlin sein; vielleicht gewinne ich dazwischen Zeit zu einem Abstecher nach Spa, wo ich O. treffe, vielleicht muß ich auch mit zur Königin von England, die der König auf der Rückreise in Rosenau bei Coburg besuchen will. Jedenfalls hoffe ich mir im September einige Tage frei zu machen für Pommern. Ich wollte, irgend eine Intrigue setzte ein anderes Ministerium durch, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehen und still auf dem Lande leben könnte; die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, seit 10 Wochen im Wirthshause Schreiberdienste und in Berlin wieder; es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landedelmann, und ich sehe einen Wohlthäter in jedem, der mich zu stürzen sucht. Dabei brummen und kitzeln und stechen die Fliegen hier im Zimmer, daß ich dringend Aenderung meiner Lage wünsche, die mir allerdings in wenig Minuten mit dem Berliner Zuge ein Feldjäger mit 50 inhaltlosen Depeschen bringen wird.

Berlin, 4. Sept. 63.

Endlich finde ich einen Augenblick Zeit, Dir zu schreiben. Ich hatte gehofft, auf einige Tage mich in Kröchlendorff wenigstens zu erholen, aber es ist wieder

ganz die alte Tretmühle, gestern Nacht bis 1 Uhr Arbeit, und dann goß ich Tinte statt Sand darüber, daß sie mir auf die Knie floß. Heut um 9 Uhr schon die Minister hier, um 1 zum zweiten Mal, und mit ihnen der König. Das Ergebniß aller Berathung ist die Auflösung der Kammer gewesen, zu der ich kein Herz hatte. Aber es ging nicht anders; Gott weiß, wozu es gut ist. Nun geht der Wahlschwindel los. Gesund bin ich dabei mit Gottes Hilfe; aber es gehört ein demüthiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der Zukunft unsres Landes nicht zu verzweifeln. Möge Er vor allem dem Könige Gesundheit schenken!

Sehr nett ist es hier im öden Hause nicht; aber ich komme nicht zum Bewußtsein davon vor Arbeit. Heut sind die Pferde wieder angekommen, recht erholt. Die Sorge wegen der Fuchsstute war ein Schwindel.

Bukow, 21. Sept. 63.

Ich wollte Dir heut, am letzten Sommertage, einen recht bequemen und verständigen Brief schreiben und legte mich mit diesem Gedanken vor 3 Stunden auf das Sopha, schlief aber ein und erwachte erst eben, wo ich nur noch ¼ Stunde bis zur Tafel habe, die um 6 ist. Ich war um 7 ausgerückt, bis ½2 ununterbrochen geritten als „Herr Oberstwachtmeister", um unsere braven Soldaten Pulver verbrennen und Attacken reiten zu sehen. Ich schloß mich erst Fritz an, der 3 Regimenter Cavallerie commandirte, ging dann zur Garde du Corps über, jagte wie unsinnig über Stock und Block und habe lange keinen so behaglichen Tag verlebt. Hier wohne ich neben dem Könige und 2 Adjutanten in einem netten alten Hause bei Graf Flemming; hübsche Gegend mit Hügeln, Seen und Wäldern, und vor allem nichts zu thun, nachdem ich gestern meine Geschäfte mit ** beendet habe. Morgen früh muß ich leider wieder in die Tretmühle, und jetzt zum Essen, nachdem ich mich ganz dumm geschlafen habe, und dabei das Genick verbogen an dem steilen Sopha. Wir haben 80 Personen zu Tisch, allerhand fremde Officiere, Engländer, Russen und den ganzen Bund im Haus. Ich habe gar kein Civil mit, bin auf 48 Stunden also ganz Major.

Berlin, 29. Sept. 63.

Ich war am Sonnabend so weit fertig, daß ich nur noch Vortrag beim Könige hatte und Sonntag Mittag bei Euch zu sein hoffte. Aus dem Vortrag ergab sich aber für mich eine vierstündige, selbstzuschreibende Arbeit und die Nothwendigkeit, den König vor seinem Abgange nach Baden wiederzusehen. Es

blieb gerade Zeit für einen Tag in Kröchlendorff, da bin ich denn am Sonnabend Abend, nachdem ich mich krumm und lahm geschrieben, hingefahren, um Mitternacht angekommen, gestern morgen nach Passow gefahren, um 5 beim König gewesen und ihn um 3/4 8 zur Eisenbahn geleitet. Nun fahre ich heut mit Moritz und Roon bis Freienwalde, habe mit Bernhard wegen Kniephof zu thun, und hoffe von dort übermorgen zu Euch zu fahren, falls mir soviel Zeit bleibt, daß es lohnt. Ich soll dem König nach Baden folgen, das „Wann“ ergibt sich erst aus unsrer Correspondenz und den Geschäften. Bleibt mir soviel Zeit, daß ich 2 oder 3 Tage in Reinfeld bleiben kann, so komme ich; wo nicht, so wird das Schirrmeistern mehr wie das Ausruhen, und ich sehe Dich dann hier in Berlin wieder. Am 17. komme ich dann voraussichtlich mit dem Könige aus Köln zurück.

M. sitzt mir gegenüber und arbeitet an meinem Tische eine gemeinschaftliche Sache.

Berlin, 27. Oct. 1863.

Es ist bitterkalt, aber mir geht es wohl. Heizt Ihr auch in Reinfeld? ich hoffe; hier geschieht es seit 8 Tagen. Gestern nach dem Essen saß ich mit K. im blauen Salon allein, und er spielte, als ich Deinen Sonntagsbrief erhielt. In der That, schöne Festtagsstimmung, in der Du geschrieben hast. Trau auf Gott, mein Herz, und auf das Sprichwort, daß die bellenden Hunde nicht beißen. Ich habe den König nicht nach Stralsund begleitet, weil es eine angreifende Partie ist und mich im Arbeiten 2 Tage zurückbringt. Heut Abend ist S. M. wieder hier; die Bedrohungen seines Lebens sind viel besorglicher, als die gegen mich gerichteten, aber auch dies steht ja nur in Gottes Hand. Laß Dir die letzten schönen Tage nicht durch Sorgen verkümmern, und wenn Du aufbrichst, so schick ein weibliches Wesen voraus, um hier einzurichten nach Deinen Wünschen.

Ich muß an die Arbeit. Lebe wohl. Heut um 9 nur 3 Grad und heiße Sonne. Dies*) bekomme ich heute morgen zwei Mal von verschiedenen Richtungen.

Babelsberg, 1. Nov. 63.

Ich benutze einen Augenblick, wo ich hier den König erwarte, der in Sans-Souci speist, um Dir zwei Worte zu schreiben, wie sonst wohl aus Zarskoe oder Peterhof. Nur um zu sagen, daß ich wohl bin und mich herzlich freue, Dich

*) Eine Abschrift des 91. Psalm.

nun bald wieder in den leeren Berliner Räumen schalten zu sehen. Am 9. kommt der Landtag mit seiner Quälerei, doch denk' ich, am Tage der Eröffnung noch mit Sr. Maj. nach Letzlingen zu fahren und 2 Tage im Walde zu leben. Während der Zeit wirst Du hoffentlich mit dem Hämmern und Schleppen fertig, welches Deinen geliebten Einzug nothwendig begleitet, und bei der Rückkehr finde ich dann alles auf dem rechten Fleck.

Ich habe in diesen Tagen einsam und arbeitsam für mich gelebt; meist allein gegessen, und außer dem Reiten das Haus nicht verlassen, still und verdrießlich, gelegentlich ein Ministerrath. Diese Woche wird deren wohl täglich haben; in Aussicht auf die lieben Kammern, und nachdem der König 8 Tage in Stralsund und Blankenburg gewesen und viel aufgespeichert ist. Eben höre ich seinen Wagen rollen und schließe mit herzlichen Grüßen. —

Carlsbad, Dienstag 64.

Gott sei Dank, daß Ihr wohl seid, ich auch, aber zeitlos, mehr als je. In Zwickau auf dem Perron traf ich mit Rechberg zusammen; wir fuhren in einem Coupé und Wagen bis hier, also 6 Stunden Politik gesprochen und hier erst! Gestern Abend bei der Großfürstin Thee, König Otto, Erzherzog Carl F., viel Diplomaten und viel Arbeit mit R.

Carlsbad, 20. Juli 64.

So eben ist der König nach Marienbad abgereist, Spaliere von schönen Damen mit riesenhaften Bouquets, die seinen Wagen überfüllten, R. mit dem größten, Hoch, Hurrah, Rührung! Nun ist für mich einige Leere, alle Bekannte mit fort. Morgen früh nach Wien, die Nacht schlafen wir in Prag, vielleicht haben wir in 8 Tagen Frieden mit den Dänen, vielleicht im Winter noch Krieg! Ich werde meinen Aufenthalt in Wien so kurz wie möglich machen, um nicht zu viel Bäder zu verlieren in Gastein. Danach werde ich wohl noch einmal mit Sr. Majestät nach Wien gehen, dann nach Baden, dann kommt der Kaiser von Rußland nach Berlin, Anfangs September. Vor dem keine Aussicht auf Ruhe; ob dann?

Wien, 22. Juli 64.

Ich bin mit ** und ** und noch zwei Leuten, die mich durch ihre kalligraphischen Leistungen unterstützen, gestern früh aus Carlsbad gefahren, zu Wagen bis Prag, von dort heut den Dir bekannten Eisenstrang hierher, leider diesmal

nicht um nach Linz zu schiffen, sondern um mich und andere zu quälen. Ich wohne bei **, habe einstweilen niemand als R. gesehn; zwei Stunden im Volksgarten eingeregnet und Musik gehört, von den Leuten betrachtet wie ein neues Nilpferd für den zoologischen Garten, wofür ich Trost in sehr gutem Bier suchte. Wie lange ich hier bleibe, sehe ich noch nicht vorher; morgen viel Besuche zu machen, bei R. auf dem Lande essen, dann womöglich Frieden mit Dänemark schließen und schleunigst nach Gastein in die Berge fliehen. Ich wollte, das alles wäre erst vorüber. Die zwei Reisetage haben mich geistig etwas geruht, aber leiblich bin ich sehr müde und sage Dir gute Nacht.

Wien, 27. Juli 64.

Einen Brief von Dir habe ich hier erhalten und sehne mich nach dem zweiten. Ich führe ein arbeitsames Leben, täglich 4 Stunden mit zähen Dänen, und noch nicht zum Schluß. Bis Sonntag muß es entschieden sein, ob Krieg oder Frieden. Gestern aß ich bei M., sehr angenehme Frau, nette Töchter. Wir tranken viel, waren sehr lustig, was ihm bei dem Kummer, den Du kennst, nicht oft passirt. Er ist grau geworden und hat sich die Haare kurz geschnitten. Heut aß ich nach der Conferenz beim Kaiser in Schönbrunn, promenirte mit R. und W. und dachte an unsere Mondscheinexpedition. Eben war ich eine Stunde im Volksgarten, leider nicht incognito, wie damals vor 17 Jahren, angestiert von aller Welt; diese Existenz auf der Schaubühne ist recht unbehaglich, wenn man in Ruhe „ein Bier“ trinken will. Sonnabend hoffe ich nach Gastein zu fahren, es mag Friede sein, oder nicht. Hier ist es mir zu heiß, besonders bei Nacht.

Gastein, 6. Aug. 64.

Es wird immer schlimmer mit dem Arbeiten, und hier, wo ich des Morgens nach dem Bade nichts thue, weiß ich gar nicht, wo ich die Zeit hernehmen soll. Seit meiner Ankunft am 2., in einem Gewitter mit Hagel wie Flintenkugeln, bin ich bei herrlichem Wetter eben zum ersten Mal dazu gekommen, eine Stunde regelrecht zu gehen. Zurückgekommen wollte ich die halbe Stunde benutzen, Dir zu schreiben, gleich ist A. mit Concepten und Telegrammen da, und ich muß nun zum König. Dabei geht es mir noch Gottes Wunder wohl, 4 Bäder habe ich, über 11 werde ich aber kaum kommen, da der König am 15. reist. Ich wohne wenigstens seit gestern sehr nett, da ein kühles, großes Eckzimmer mit reizender Fernsicht vacant wurde, bis da war ich in einem sonnenblendigen Brat-

ofen, bei Tage wenigstens; die Nächte sind angenehm frisch. Der König geht von hier vermuthlich nach Wien, in kleinen Tagereisen über Ischl, von dort nach Baden. Ob ich letzteres mitmache, ist mir noch nicht klar; ich hoffe immer, einige Tage für mein stilles Pommern los zu machen; aber was sind alle Pläne, es kommt immer etwas dazwischen. Ein Gewehr habe ich auch nicht mit und alle Tage Gemsjagd, bisher allerdings auch keine Zeit. Heut sind 17 geschossen, und ich war nicht dabei; es ist ein Leben wie Leporello, keine Ruh bei Tag und Nacht, nichts was mir Vergnügen macht.

7. August.

Eben hatte ich das ganze Zimmer voll Damen, die vor Regen flüchteten, der heut die Sonne ablöst; Fr. aus R. mit zwei Schwägerinnen; Frau v. P. Norwegerin. Ich habe lange keine weibliche Stimme gehört, seit Carlsbad nicht. Leb wohl.

Schönbrunn, 20. Aug. 64.

Es ist zu wunderlich, daß ich gerade in den Zimmern zu ebner Erde wohne, die auf den heimlichen reservirten Garten stoßen, in den wir vor ziemlich genau 17 Jahren beim Mondschein hier eindrangen. Wenn ich über die rechte Schulter blicke, so sehe ich durch eine Glasthür gerade den dunkeln Buchenheckengang entlang, in welchen wir mit dem heimlichen Behagen am Verbotenen bis an die Glasfenster wanderten, hinter denen ich jetzt wohne. Es war damals eine Wohnung der Kaiserin, und jetzt wiederhole ich im Mondschein unsere damalige Wanderung mit mehr Bequemlichkeit. Ich fuhr vorvorgestern aus Gastein, schlief in Radstedt, von dort vorgestern bei nebligem Wetter nach Aussee, reizend gelegen, schöner See, halb Traun-, halb Königsee, mit Sonnenuntergang nach dem Hallstädter See, von dort zu Nachen in der Nacht nach Hallstadt, wo wir schliefen, behaglicher, sonniger Morgen, Wasserfahrt, zu Mittag in Ischl beim König, mit Sr. Maj. über den Traunsee nach Gmunden, wo wir schliefen und ich viel an L. H. und B. und alles damalige zurückdachte. Heut Morgen per Dampf hierher, um 6 angelangt, 2 Stunden mit R., nachdem ich mich überzeugt, daß ** eine der schönsten Frauen ist, von der alle Bilder nur falsche Ideen geben. Drei Tage bleiben wir hier, was dann wird, ob Baden oder Pommern, übersehe ich noch nicht. Jetzt bin ich herzlich schläfrig, wünsche Dir und allen Unsrigen gute Nacht.



Auf der Jagd in Schönbrunn.

Schönbrunn. Donnerstag.

Der König ist heut früh nach Salzburg, ich folge ihm morgen, habe heut 53 Hühner, 15 Hasen und 1 Karnickel geschossen und gestern 8 Hirsche und 2 Moufflons. Heut bin ich ganz lahm in Hand und Backe vom Schießen. Morgen Abend wird es sich entscheiden, ob ich mit nach Baden gehe, jetzt aber gehe ich zu Bett. Gute Nacht alle, ich bin sehr müde.

Baden, 1. Sept. 1864.

Der König ist heut von Mainau gekommen, wohl und munter, im Regen mit der Königin zum Pferderennen gefahren. A.'s geschäftige Hand schüttet stets einen neuen Segen von Concepten über mich aus, sobald ich die alten durchgearbeitet habe. Ich weiß nicht, von wo ich Dir zuletzt schrieb; ich bin von Wien bis hier nicht zur Besinnung gekommen, habe in Salzburg eine Nacht

geschlafen, die zweite in München, viel und lang mit N. N. verhandelt, der mager geworden ist. Dann schlief ich in Augsburg, fuhr von dort über Stuttgart hierher in der Hoffnung, 2 Tage in träger Ruhe zu verbringen, konnte aber doch nur gestern früh zwei Stunden im Walde dämmern; Feldjäger, Tintenfaß, Audienzen und Besuche umschwirren mich ohne Unterlaß, auch ** ist hier; auf der Promenade mag ich mich gar nicht zeigen, kein Mensch läßt mich in Ruhe.

Frankfurt, 11. Sept. 64.

Von hier habe ich Dir recht lange nicht geschrieben, und von der Zeil noch nie. Wir sind im russ. Hof abgestiegen, der König ist zum Kaiser Alex. nach Jugenheim gefahren, von dort aus besucht er Kaiserin Eugenie in Schwalbach, und ich habe mir einen Tag freigemacht, den ich mit K. in Heidelberg zubringe. Ich begleite sie bis Heidelberg, bin um 2 oder 3 wieder hier, zeitig genug, um mich dem Bunde zu widmen. Morgen früh nach Berlin, von wo ich nach den nothdürftigsten Zänkereien gen Pommern aufbrechen werde.

Bordeaux, 6. Oct. 64.

Verzeih diesen Wisch, aber ich habe kein Papier bei der Hand und will Dir doch melden, daß ich bis hier glücklich gelangt bin. Es scheint mir fast wie ein Traum, daß ich wieder hier bin. Gestern früh fuhr ich aus Baden, schlief sehr gut in Paris, brach heut gegen 11 auf und bin jetzt, um 11 abends hier, denke morgen um 8 nach Bayonne zu fahren, um 2 in Biarritz zu sein. In Paris war es noch kalt, in Baden gestern früh Reif, diesseit der Loire wurde es besser, hier ist es entschieden warm, so warm wie noch keine Nacht in diesem Jahre. Ich bin eigentlich jetzt schon sehr wohl, und wäre ganz munter, wenn ich gewiß wäre, daß es mit Dir gut geht. In Paris bekam ich stark Lust, dort wieder zu wohnen, er hat sich das Haus sehr nett eingerichtet, und es ist doch ein Sträflingsleben, was ich in Berlin führe, wenn ich an die unabhängige Zeit im Auslande denke. Wenn es mir bekommt, so denke ich etwa 15 Bäder zu nehmen, so daß ich den 21. oder 22. die Rückreise antrete; so Gott will, bist Du dann auch oder schon etwas früher in Berlin. Engel in seiner Sorgfalt hat mich eingeschlossen, keine Klingel, und der Brief verliert 1 Tag, weil er nicht zur Nacht auf die Post kommt. Es ist so warm, daß ich die Fenster auf habe.



Am Strande von Biarritz.

Biarritz, 9. Oct. 64.

Wenn ich bedenke, wie emsig wir in Baden und selbst in Paris geheizt haben, und wie mir hier die Sonne den Paletot und die Tuchhosen abcomplimentirte, wie wir gestern bis nach 10 im Mondschein an der See saßen, heut im Freien frühstücken und ich Dir am offenen Fenster schreibe, den Blick auf die blaue sonnige See und auf badende Leute, die ziemlich unbekleidet am Strande wandeln mit den bloßen Füßen im Wasser, so muß ich doch sagen, daß im Klima eine wunderbare Gnade Gottes gegen den Südländer liegt. Ich lasse es jetzt noch bei einem Bade, werde aber bald auf 2 übergehen, wenn auch nicht à la ** auf mehr. Mir fehlt zum Behagen nur Nachricht von Dir. Wenn wir freie Leute wären, so würde ich Dir vorschlagen, mit Kind und Kegel herzukommen, und den ganzen Winter hier zu bleiben, wie es viele Engländer der Wohlfeilheit wegen thun, die im Winter hier herrscht.

Biarritz, 12. Oct. 64.

Meine geliebte Schwester! Ich bin so glücklich unbeschäftigt, daß ich einige Zeilen in der Richtung meiner Gedanken entsenden kann. Es geht mir wohl,

besonders seit ich gestern und heut endlich Nachricht von Johannas fortschreitender Besserung erhalten habe. Ich kam am 7. Vormittag hier an, hatte in Paris noch geheizt, von Bordeaux ab angenehme Temperatur, und hier Hitze, so daß die Sommerkleidung Bedürfniß wurde. Seit gestern ist es Nordwind und kühler, aber immer noch wärmer, als ich den Sommer über erlebt habe. Ein sehr leichter Sommerpaletot wurde mir bei abendlicher Strandpromenade zu heiß. Bisher habe ich 7 Bäder genommen, und fahre jetzt mit täglich zweien fort. Ich schreibe Dir bei offenem Fenster mit flackernden Lichtern und das mondbeglänzte Meer vor mir, dessen Rauschen von dem Schellengeklingel der Wagen auf der Bayonner Straße begleitet ist; der Leuchtthurm gerade vor mir wechselt mit rothem und weißem Licht, und ich sehe mit einigem Appetit nach der Uhr, ob die Essenszeit, 7, noch nicht voll ist. In so behaglichen Zuständen habe ich mich klimatisch und geschäftlich lange nicht befunden, und doch hat die üble Gewohnheit des Arbeitens schon so tiefe Wurzeln bei mir geschlagen, daß ich einige Gewissensunruhe über mein Nichtsthun fühle, fast Heimweh nach der Wilhelmsstraße, wenigstens wenn die Meinen dort wären. „Monsieur, le diner est servi“ meldet man eben.

Den 13.

Ich konnte gestern nicht weiter schreiben; nach dem Essen machten wir einen Mondscheinspaziergang am südlichen Strande, von dem wir um 11 sehr müde zurückkehrten. Ich schlief bis 9, badete um 10 bei 14 Gr. im Wasser, aber wärmer, als ich die Ostsee jemals im August gefunden, und jetzt fahren wir zusammen nach Fuentarabia, jenseit der Grenze, essen auf dem Rückwege in St. Jean de Luz. Das Wetter ist himmlisch heut, das Meer still und blau, zum Gehen fast zu warm in der Sonne.

Izazu, 17. Oct. 64.

Ich habe zwar heut früh mit dem Courier einen Brief an Dich geschickt aber pour la rareté du fait muß ich Dir von diesem wunderlichen Ort schreiben. Wir haben hier gefrühstückt, 3 Meilen östlich von Biarritz, im Gebirge, sitzen im reizenden Sonnenwetter am Rande eines rauschenden Stromes; dessen Namen man nicht erfährt, weil niemand französisch spricht; alles baskisch; hohe enge Felsen vor und hinter uns, mit allerhand Haidekraut, Farren und Kastanienbäumen. Man nennt das Thal Le pas de Roland, Westende der Pyrenäen. Wir nahmen vor der Abfahrt unser Bad, Wasser kalt, Luft wie im Juli, Courier abge-

fertigt, reizende Fahrt durch Berge, Wälder und Wiesen. Nachdem wir gegessen, getrunken und uns müde geklettert haben, sitzen wir unserer 5, lesen einander vor und schreiben, ich auf dem Deckel der Kiste, in der die von uns gegessenen Trauben und Feigen waren. Um 5 fahren wir mit Sonnenuntergang und Mondschein nach Biarritz, essen um 8. Es ist ein zu behagliches Leben, um dauern zu können; den 20. vorgestern Abend nach Pau. Es war lästig und schwül dort, abends Gewittersturm und Regen, wir in der Eisenbahn, von Bayonne bis hierher im Wagen, die See prächtig. Nachdem sie einige Tage bei Landwind still wie ein Ententeich gewesen, sieht sie heut wie ein brodelnder Kessel aus, dabei ist der Wind lau und feucht, Sonne wechselt mit Regen, sehr atlantisches Wetter.

Ich nehme heut das 14. Bad; schwerlich bringe ich es über 15, denn es scheint, daß ich morgen diesen warmen Strand verlassen muß. Noch kämpfe ich zwischen Pflicht und Neigung, aber ich fürchte, die erstere siegt. Erst werde ich mein Bad nehmen und dann mich entscheiden, ob es das vorletzte sein soll. Jedenfalls haben mir die 14 Tage hier sehr gut gethan, und ich wollte nur, daß ich Dich ohne Reisebeschwerden hierher oder nach Pau versetzen könnte.

Paris, 25. Oct. 64.

Bevor ich nach einem ermüdenden Tage zu Bett gehe, will ich Dir meine glückliche Ankunft hier melden. Gestern Mittag habe ich das geliebte Biarritz verlassen, man heuete die Wiesen, als ich in heißer Sonne abfuhr; die Freundschaft geleitete mich bis Bayonne; früh um 6 kam ich hier an, viel Politik, Audienz in St. Cloud, Visiten-Diner bei Drouyn de Lhuys, und jetzt geh' ich müde zu Bett.

Carlsbad, 12. Juli 65.

Ich schäme mich, daß ich Dir zu Deinem Geburtstage nicht geschrieben habe; aber es ist soviel Müssen in meinem Leben, daß ich selten zum Wollen komme. Das Tretrad geht Tag für Tag seinen Weg, und ich komme mir vor wie der müde Gaul darauf, der es unter sich fortschiebt, ohne von der Stelle zu gelangen. Einen um den andern Tag kommt ein Feldjäger, einen um den andern geht einer, dazwischen zusätzliche von Wien, München, Rom; die Papierlast mehrt sich, die Minister sind versprengt, und ich muß von diesem Centrum aus an jeden einzeln schreiben.

Das Manöver hoffe ich Euch abzuwenden; soviel ich weiß, ist die directe Eingabe noch gar nicht an den König gelangt; ich habe die Sache aber vorgetragen und

S. Majestät hat Untersuchung der Futterzustände von Mensch und Pferd versprochen; Ich werde morgen im Militärcabinet nachfragen, wie weit die Schreiberei gediehen ist.

Abends spät, den 13.

Den ganzen Tag über habe ich geschrieben, dictirt, gelesen, den Berg herunter und wieder erstiegen wegen Vortrag beim König. Nun schließt der Couriersack und ich den Brief. Ueber den Tisch sehe ich aufs Erzgebirge, die Tepl entlang ins Abendroth, recht schön, aber ich fühle mich ledern und alt. Der König geht den 19. von hier, in 5 Tagen nach Gastein, wo der Kaiser hinkommen will. Unterwegs werde ich irgendwo in Baiern ** sehen. Keine Ruh bei Tag und Nacht. Mit dem Frieden sieht es faul aus: in Gastein muß es sich entscheiden.

Gastein, 4. Aug. 65.

Ich fange an die Tage zu zählen, die ich in dieser Nebelkammer abzusitzen habe. Wie die Sonne aussieht, davon haben wir nur noch dunkle Erinnerungen aus einer besseren Vergangenheit. Seit heut ist es wenigstens kalt, bis dahin schwüle feuchte Wärme, Abwechselung nur in der Form des Regens, und immer Ungewißheit, ob man von Regen oder Schweiß naß wird, wenn man die Promenadentreppen auf- oder abwärts im Schmutze patscht. Wie Leute ohne Geschäfte es hier aushalten, verstehe ich nicht. Mir bleibt mit Baden, Arbeiten, Diner, Vortrag und Thee bei Sr. Majestät kaum Zeit, mir die Scheußlichkeiten der Situation klar zu machen. Seit 3 Tagen ist ein komisches Theater hier, aber man schämt sich fast drin zu sein, und die meisten scheuen den Weg durch den Regen. Ich befinde mich bei dem allen sehr wohl, besonders seitdem wir Kaltenhäuser Bier hier haben. * und * tief niedergeschlagen, weil sie nicht wissen, was sie trinken sollen. Der Wirth gibt ihnen schlechtes Bier, damit sie den schlechteren Wein trinken sollen. Sonst läßt sich nichts Merkwürdiges aus dieser Dampfwaschküche melden, wenn ich nicht in Politik verfallen will.

Gastein, 14. Aug. 65.

Ich habe einige Tage lang nicht Muße gefunden, um Dir Nachricht zu geben. Graf Blome ist wieder hier, und wir arbeiten eifrig an Erhaltung des Friedens und Verklebung der Risse im Bau. Vorgestern habe ich einen Tag der Jagd gewidmet; ich denke, daß ich Dir schrieb, wie erfolglos die erste

war, diesmal habe ich wenigstens ein Kälbchen geschossen, mehr aber auch nicht gesehen während der 3 Stunden, wo ich mich regungslos den Experimenten der verschiedensten Insecten preisgab, und die geräuschvolle Thätigkeit des unter mir fließenden Wassersturzes mich die tiefe Begründung des Gefühls erkennen ließ, welches irgend



jemandem vor mir den Wunsch entriß: Bächlein, laß dein Rauschen sein! Auch in meinem Zimmer hat dieser Wunsch Tag und Nacht seine Berechtigung; man athmet auf, wenn man einen Ort erreicht, wo man den brutalen Lärm des Wasserfalls nicht hört. Schließlich war es aber ein recht hübscher Schuß, quer über die Schlucht, todt unter Feuer und stürzte kopfüber in den Bach einige Kirchthurmlängen unter mir. Mit der Gesundheit geht es gut, und fühle ich mich viel kräftiger. Wir reisen am 19., also Sonnabend, nach Salzburg; dort wird wohl der Kaiser seinen Besuch

machen, und 1 bis 2 Tage, nebst Ischl, hingehen. Dann geht der König nach Hohenschwangau, ich nach München, und in Baden stoße ich wieder zu Sr. Majestät. Was dann weiter wird, hängt von der Politik ab. Bist Du noch in Homburg so lange, so hoffe ich von Baden her doch einen Abstecher zu Dir zu machen, um mich des Behagens der Häuslichkeit erfreuen zu können.

Baden, 1. Sept. 65.

Ich kam vorgestern früh hier her, schlief bis 1/2 1, dann viel Arbeit, Diner beim Könige, langer Vortrag. Abends Quartett bei Graf Flemming mit Joachim, der seine Geige wirklich wunderbar gut streichelt. Gestern auf der Rennbahn viele Bekannte, die mir nicht mehr geläufig waren.

Der September fängt mit Regen an, zwei Drittel des Jahres sind fort, nachdem man sich eben gewöhnt hat, 65 zu schreiben. Viel Fürstlichkeiten hier; um 4 will ** mich sehen, sie soll jetzt sehr schön sein. Der König will um 5 von hier reisen, noch unbestimmt, welchen Weg, Coburg oder Coblenz, wegen der Königin Victoria, der er begegnen will. Ich hoffe jedenfalls über Frankfurt zu kommen, am 5. oder 6., ob und wie lange ich in Homburg sein kann, wird sich erst aufklären, länger als 1 Tag keinenfalls, da ich mit dem Könige in Berlin sein muß.

Baden, Sonntag.

Damit Du siehst, was für einen Mann Du hast, schicke ich Dir die Anlage. Wir fahren morgen früh 6 Uhr nach Coburg! zur Königin von England; ich muß mit, und leider geht mir Spa damit in die Brüche, aber 's geht nicht anders!

Das grosse Jahr.



Noch bevor das Jahr 1865 zu Ende gegangen war, hatte Bismarck die feste Ueberzeugung erlangt, daß Oesterreich bereits vom Gasteiner Vertrag abgefallen sei und wiederum in die mittelstaatliche Politik, deren Leiter der sächsische Minister Freiherr von Beust war, eingelenkt hatte. Diese Politik, die freilich darauf hinauslaufen mußte, das alte Schaukelsystem am Bund zwischen Preußen und Oesterreich zu verewigen, weil dieses allein die Existenz der mittelstaatlichen Souveränetäten ermöglichte, wurde von dem Freiherrn von Beust geschickt genug geleitet und hatte immer den bestechenden Anschein der Mäßigung für sich, weil sie eben weder Preußen noch Oesterreich etwas gönnte, sondern nur das eine durch das andere im Schach halten wollte. Daß Deutschland darüber zu Grunde ging, übersahen diese Politiker gänzlich. Für jetzt hatte Preußen das Uebergewicht nicht nur wirklich, weil Bismarck in That und Wahrheit eine

nationale Politik verfolgte, sondern auch formell, weil es Oesterreich durch den Gasteiner Vertrag von den Mittelstaaten getrennt hatte; nach den Grundsätzen mittelstaatlicher Politik mußte nun Preußen niedergedrückt und Oesterreich in die Höhe geschaukelt werden. Und hier war der Punkt, wo Bismarck seine diplomatischen Gegner erwartete; wären sie die deutschen Patrioten gewesen, für welche sie sich gern gaben, sie hielten sich vielleicht auch ganz aufrichtig selbst dafür, so mußten sie auf den materiellen Punkt einsetzen und von Oesterreich mehr für Deutschland verlangen, als Preußen geboten hatte. Oesterreich war in der Lage, daß es den deutschen Fürsten, vielleicht auch dem deutschen Volke wirklich mehr Zugeständnisse machen konnte wie Preußen, das damals seiner ganzen Lage nach mehr genirt war; Oesterreich setzte nicht seine ganze Existenz aufs Spiel dabei wie Preußen. Aber Bismarck kannte seine Pappenheimer, die mittelstaatliche Politik setzte nicht auf den materiellen, sondern auf den formellen Punkt ein und benutzte ihren Bund mit Oesterreich nur, um Preußen zur Annahme eines neuen Augustenburgischen Kleinstaates im Norden der Elbe zu zwingen.

Eine so kleine Politik mußte nothwendig der Energie gegenüber, mit welcher Bismarck sein nationales Programm festhielt, zu Schanden werden. Das aber wurde auch für Oesterreich verhängnißvoll, denn es sah sich nun genöthigt, den Kampf auf einem Boden zum Austrag zu bringen, der unter ihm wankte! Den alten Traditionen seiner Politik treu, suchte Oesterreich die Höfe durch Versprechungen zu gewinnen, und es gewann sie, aber es wußte sehr gut, daß es damit wenig oder nichts gewonnen; die Folge hat gezeigt, wie wenig Werth Oesterreich selbst auf seine deutsche Bundesgenossenschaft legte. Preußen dagegen verhieß und versprach nichts, Bismarck blieb bei seinem Programm, welches den Fürsten allerdings nur Opfer auferlegte, Opfer für Deutschland, nicht für Preußen, das deren vielmehr weit größere zu bringen bereit war, als jeder Kleinstaat.

So kam die Stunde der Entscheidung; der Entscheidung, ob künftig das deutsche Volk unter Preußens Führung die ihm gebührende Stellung in Europa einnehmen, oder ob es in eine Föderation machtloser Gebiete unter österreichischen Satrapen locker zusammengefügt und jedes Winkes aus Wien in blindem Gehorsam gewärtig sein sollte.

Es wurde hüben und drüben gerüstet; gewiß aber ist, daß man zu Wien, in kaum glaublicher Unterschätzung Preußens, lange Zeit nur rüstete, weil man glaubte, daß man Preußen durch solche Rüstungen zu schrecken vermöchte. Man nahm zu Wien die Friedensliebe des greisen Königs Wilhelm, die bis zum letzten Moment die

Hoffnung auf eine friedliche Auseinandersetzung festhielt, die ja auch bis zum ersten Kanonenschuß nicht außer der Grenze der Möglichkeit lag, für Furcht. Konnte denn Oesterreich nicht ganz unbeschadet seiner Ehre noch im Mai Preußen und Deutschland alles gewähren, was es im August zu Prag feierlich anerkannte?

Es würde weit über die Grenzen, welche diesem Buch gesteckt sind, hinausgehen, wollten wir uns hier auf die vorgeschobenen Querelen in den Elbherzogthümern und am Bunde, auf die diplomatischen Recriminationen wegen der frühern oder spätern Rüstungen einlassen. Wir glauben Bismarcks Politik hinlänglich dargelegt zu haben; es ist für unsern Zweck ganz gleichgültig, ob Oesterreich wirklich den Krieg wollte, oder nur zu schrecken versuchte, König Wilhelm wollte nicht den Krieg, aber er wollte in Preußens und Deutschlands Interesse frei sein von Oesterreich für jetzt und künftig. Preußen hatte ernsthaft gerüstet, denn wer ein Ziel erlangen will, der muß auch die Mittel dazu haben, und Bismarck hatte nicht vergessen, was einst die Politik Radowitz zu Fall brachte. Radowitz scheiterte aber nicht allein an der Mangelhaftigkeit der damaligen preußischen Heeresrüstung, sondern auch an der auswärtigen politischen Constellation.

Wie aber hatte die sich geändert seit den Tagen von Erfurt und Olmütz?

Zur Beurtheilung des Bruches mit dem Bundestage soll hier noch ein Mal daran erinnert werden, was aus demselben seit 1851 geworden war, welche Stellung er Preußen gegenüber eingenommen hatte. Graf Bismarck war bei Wiedereinsetzung des Bundestages im Jahre 1851 als ein Freund Oesterreichs nach Frankfurt geschickt worden. Preußen wollte offen und ehrlich mit Oesterreich gehen, und daß dies auch das Streben des Grafen Bismarck war, davon hatte seine ganze politische Thätigkeit gerade in der Zeit, wo Oesterreich, durch innere Revolution geschwächt, fremde Hilfe in Anspruch nehmen mußte, unzweideutiges Zeugniß gegeben. Er mußte sich aber bald überzeugen, daß ein solches Zusammengehen nicht möglich war. Die nothwendige Bedingung desselben war die Gleichstellung Preußens mit Oesterreich, und diese war auch in Olmütz zugesagt worden. Graf Bismarck konnte nicht zugeben, daß Preußen die zweite deutsche Macht sei; er pflegte zu sagen: ebenso wie Oesterreich „Eins“ ist, ist Preußen „Eins“; er konnte aber auch den Bundesverträgen nur die bis 1848 als selbstverständlich angesehene Auslegung geben, daß Preußen sich ebensowenig wie Oesterreich einer Herrschaft von Majoritätsbeschlüssen unterordnen könne.

Allein diese principiellen Bedingungen wollte Oesterreich nur für sich zulassen; die Hegemonie über Deutschland war die Politik des Fürsten Schwarzenberg, und

seine Nachfolger hielten an dieser Parole fest. Graf Bismarck überzeugte sich bald, wie alle bundesfreundliche Nachgiebigkeit nur neue Ansprüche hervorrief, wie Dankbarkeit und Sympathieen bei der Politik des Kaiserreichs ebensowenig in Betracht kamen, als nationale Gefühle und deutsche Interessen.

Oesterreich wollte keine Annäherung an Preußen, es wollte sich nicht mit ihm verständigen. Es fing damit an, sich einer gefügigen Majorität am Bundestage zu versichern, und glaubte, nachdem es letzteren durch Einführung der Majoritäts-Herrschaft und durch Beseitigung des Widerspruchsrechts der Minorität zu einem dienstbaren Instrument der Wiener Politik gemacht, darauf übergehen zu können, die Competenz und den Wirkungskreis des Bundes zu erweitern, um nach und nach mit dem Widerspruchsrecht auch die Selbständigkeit der einzelnen Staaten, also auch Preußens, zu beseitigen. Gingen österreichische Minister doch so weit, offen auszusprechen, daß im Bunde nur Oesterreich das Recht zu einer auswärtigen Politik habe; und dieser österreichischen Politik sollte durch die Beschlüsse der dienstbaren Majorität am Bunde der Anschein der Gesetzlichkeit gegeben werden. In einem solchen Streben fand Oesterreich bei den Mittelstaaten ein nur zu williges Entgegenkommen. Dem Ehrgeiz und dem Thatendurst der Minister der letzteren erschien das Gebiet des eigenen Landes und des ihnen zugewiesenen Wirkungskreises nicht bedeutend und wichtig genug. Es schmeichelte ihnen, sich mit Fragen der europäischen Politik zu beschäftigen, — sie konnten es ja auch ohne Gefahr und ohne Gegenleistung thun — und auch sie fanden bald nur eine selbstverständliche Consequenz der Bundesgrundgesetze darin, daß die Mitglieder des Bundes keine eigene auswärtige Politik zu verfolgen, sondern sich der von der Majorität vorgeschriebenen zu fügen hätten.

Aber nicht blos auf eine Mediatisirung der auswärtigen Politik Preußens war es abgesehen; gestatteten es die Constellationen der europäischen Politik, so würde man es in weiterer Consequenz für einen unzweifelhaften Ausfluß des Bundesrechts erklärt haben, auch die Verfassung und Gesetzgebung Preußens den Beschlüssen der Majorität zu unterwerfen.

Für die Mittelstaaten war es die höchste Befriedigung, sich Preußen gleichgestellt zu sehen. Zu jedem sonst noch so hartnäckig abgelehnten Opfer an Selbständigkeit waren sie bereit, wenn dasselbe nur auch Preußen zugemuthet wurde. Sie konnten Preußen seine Größe und seine großmachtliche Stellung nicht vergeben, und es war deshalb für sie ein besonderer Reiz, Preußen das Ansehen des Bundes fühlen zu lassen. Je sicherer man der Majorität war, desto unverhüllter und dreister trat man

auf, und jeder auch noch so ungerechte Anspruch Oesterreichs gegen Preußen fand bei den Mittelstaaten bereitwillige Unterstützung, insbesondere wenn es sich darum handelte, das Ansehen und den Einfluß Preußens in Deutschland zu bekämpfen. Die Majorität sollte immer entscheiden, selbst darüber, ob sie überhaupt zu entscheiden habe, und es kam nicht darauf an, den Worten und dem gesunden Menschenverstand Gewalt anzuthun, um zu beweisen, daß nicht der Fall der Einstimmigkeit vorliege. Man suchte sich und die Welt damit zu täuschen, daß „Bundestag" und „Deutschland" identische Begriffe seien, und die Gesinnung Preußens wurde als undeutsch verleumdet und Preußen der Störung des Friedens im Bunde beschuldigt, wenn es sich den willkürlichen Beschlüssen der Majorität des Bundestages nicht unbedingt fügen wollte, während Oesterreich dagegen sich in seiner abhängigen Presse als den ausschließlichen Vertreter deutscher Einheit und deutscher Interessen preisen ließ. Haben daran aber wohl schon damals viele geglaubt? Hatte nicht Oesterreich seine wirklichen Auffassungen und Absichten in der geheimen Depesche vom 14. Januar 1855 sehr unzweideutig zu erkennen gegeben? Offen und ohne Rückhalt hatte es ja darin ausgesprochen, daß es ihm nicht darauf ankomme, den Bund zu sprengen, um seine Politik durchzuführen; es hatte die Bundesregierungen aufgefordert, auch im Widerspruch mit den Bundesbeschlüssen mit Oesterreich in ein Kriegsbündniß zu treten und ihre Truppen dem Kaiser von Oesterreich zur Disposition zu stellen, dafür ihnen aber auf Kosten der nicht beitretenden Bundesglieder Vortheile, das heißt doch nur Landerwerb, in Aussicht gestellt.

Das politische Leben des Grafen Bismarck in Frankfurt war ein ununterbrochener Kampf gegen ein System, wie es im Vorstehenden dargelegt ist. Nicht müde war er geworden, zu warnen und darauf hinzuweisen, daß die am Bunde herrschenden Elemente auf Zustände hinarbeiteten, welche Preußen auf die Dauer nicht acceptiren könne. Er hatte es aber auch schon in Frankfurt vorausgesagt, daß der Plan dahin gehe, Preußen, sobald man die Frucht reif glaubte, in die Lage zu versetzen, daß dasselbe einen Majoritätsbeschluß zurückweise, dann einen Bundesbruch zu begehen und solchen Preußen zuzuschieben.

Und so ist es gekommen, Preußen hat so lange am Bunde festgehalten, bis die anderen ihn brachen, und als sie dies thaten, beschuldigten sie Preußen des Bundesbruchs.

Der Frühling des großen Jahres 1866 war wohl der schwerste im Leben Bismarcks, die furchtbare Last der Verantwortung fiel immer drückender über ihn, ernst und wohlgemeinte, aber auch perfide, Friedensbemühungen schlugen lähmend und

hemmend in seine Thätigkeit, Intriguen aller Art kreuzten sich um seine Person, seine Stellung wurde bald offen bestürmt, bald heimlich untergraben, er fühlte mehr als ein Mal den Boden unter sich wanken, er kam nicht vorwärts und dazu war er körperlich leidend; die rheumatischen Schmerzen nahmen in beängstigender Weise zu. Da kam wohl der Zweifel zuweilen auch über die starke Seele Bismarcks, in das unverzagte Herz fiel der gespenstige Strahl des Mißtrauens; der Mann, der für seinen König und sein Vaterland mit allen Mächten, mit den Traditionen alter Waffenbrüderschaft, den Banden fürstlicher Verwandtschaft, den Intriguen der Diplomaten, mit dem Abfall alter Freunde, mit der Verkehrtheit, dem Kleinmuth, der Gemeinheit anderer, bis zu den Friedensadressen der politischen Gegner übermenschlich zu ringen hatte, der gerieth nun auch mehr und mehr in einen furchtbaren Kampf mit sich selbst. Da erbarmte sich Gott, der Herr seiner und Preußens; er gab ihm ein großes Zeichen.

Es war am 7. Mai 1866, nachmittags nach fünf Uhr, als Graf Bismarck auf seinem ersten Ausgange nach schwerer Krankheit, von dem Vortrage bei dem Könige



zurückkehrend, die mittlere Allee unter den Linden heraufschritt; ungefähr dem Hotel der kaiserlich russischen Gesandtschaft gegenüber hörte er hinter sich rasch aufeinander zwei Schüsse fallen; wie sich nachher zeigte, hatte ihn die eine Kugel in der Seite gestreift. Graf Bismarck wendete sich hart um und sah einen jungen Menschen vor

sich, der zum dritten Mal den Revolver zum Schuß erhob. Bismarck trat rasch auf den Menschen zu und faßte ihn am rechten Handgelenk und an der Kehle, bevor er aber an ihn heran war, feuerte dieser den dritten Schuß ab, es war ein Prellschuß an der rechten Schulter, den Bismarck noch lange fühlte; dann wechselte der Verbrecher den Revolver blitzschnell in die linke Hand und feuerte so in nächster Nähe noch zwei Schüsse auf den Ministerpräsidenten ab. Der eine Schuß ging durch eine rasche Wendung fehl, so daß er nur den Rock verbrannte; der andere aber hatte getroffen, und in diesem Augenblick glaubte sich Graf Bismarck zum Tode verwundet, denn er fühlte, daß eine der Kugeln gerade auf der Rippe aufschlug. Wahrscheinlich hat die Rippe gefedert, wie man beim Rothwild sagt, d. h. sie hat elastisch nachgegeben. Graf Bismarck überwand rasch das Gefühl der Schwäche, das ihm in Folge der Erschütterung des Rückgrats durch die getroffene Rippe auf einen Moment angekommen, er übergab den Verbrecher, den er mit eiserner Faust festgehalten, Officieren und Mannschaften vom ersten Bataillon des zweiten Garderegiments zu Fuß, welches eben die Straße herunter marschirt kam, und schritt seinem Hotel in der Wilhelmsstraße zu, welches er glücklich erreichte, bevor die Kunde von dem Attentat dahin gedrungen war.

Es war in dieser ganzen Zeit vor dem Kriege nichts Ungewöhnliches, daß der Ministerpräsident länger als sonst bei dem König blieb, so daß häufig das für 5 Uhr bestimmte Diner um eine halbe Stunde und länger hinausgeschoben werden mußte. So überraschte es denn auch an jenem Tage nicht, daß der Graf später erschien. Niemand im Hause hatte auch nur eine Ahnung von dem meuchlerischen Mordanfall unter den Linden, von der wunderbaren Rettung des Hausherrn. Es war eine kleine Gesellschaft im Salon der Frau Gräfin versammelt, die den Ministerpräsidenten erwartete, dieser trat endlich ein, niemand merkte ihm irgend welche Unruhe oder Aufregung an, nur schien es einigen, als ob er freundlicher noch als sonst grüßte; mit den Worten: „Ei! wie eine liebe Gesellschaft!“ nahm er seinen Weg nach seinem Arbeitszimmer, wo er in der Regel noch einige Minuten verweilt, bevor er zu Tisch geht. Heute berichtete er kurz den Vorfall an des Königs Majestät. Darauf kam er zurück zu der Tischgesellschaft und sagte, wie er das häufig zu thun pflegt, wenn er sehr spät kommt, in spaßhaft vorwurfsvollem Tone zu seiner Gemahlin: „Warum essen wir denn heute gar nicht?“ Er näherte sich einer Dame, um dieselbe zu Tisch zu führen, da erst, beim Ausgang aus dem Salon, trat er auf seine Gemahlin zu, küßte sie auf die Stirn und sprach „Mein Kind! sie haben auf mich geschossen, aber es ist nichts!“

So zart und vorsichtig nun auch diese Meldung gemacht wurde, so malte sich doch begreiflicher Weise das Erschrecken auf allen Gesichtern, dann drängte sich alles um den verehrten Herrn in bebender Freude über die wunderbare Erhaltung. Dieser aber ließ sich nicht aufhalten, ging zum Speisesaal und saß nach dem kurzen Tischgebet vor seiner Suppe, die ihm um so trefflicher munden mochte, je weniger er, nach Menschengedanken, noch eine halbe Stunde zuvor ein Anrecht auf dieselbe zu haben schien. Der hinzugekommene Arzt sagte nachher, als man allerlei Theorieen darüber aufstellte, wie das Attentat habe so unschädlich verlaufen können, mit Recht: „Meine Herren, es ist hier nur eine Erklärung, Gott hat Seine Hand dazwischen gehabt!“ Es sollte überhaupt an jenem Tage ein vielfach unterbrochenes Diner sein; außer Bismarck selbst, speiste niemand. Noch vor 6 Uhr, also etwa eine halbe Stunde nach dem Mordanfall, kam der König, der selbst von seiner Suppe aufgestanden war, um seinen Minister gleich zu beglückwünschen. Bismarck ging seinem königlichen Herrn bis zur Treppe entgegen und blieb kurze Zeit mit ihm allein. Das mag wohl ein tiefbewegtes Wiedersehen gewesen sein für beide, für den theuren Herrn, daß er seinem bewährten Diener noch die lebenswarme Hand drücken konnte, wie für den Minister, der zu jeder Stunde bereit, für seinen König zu sterben, sei es nun auf dem Schlachtfelde, oder auf dem Straßenpflaster! Von Ceremoniell war im Ministerium des Auswärtigen an jenem Tage wenig die Rede. Kaum hatte sich der König entfernt, so erschienen nach einander die in Berlin anwesenden Prinzen des königlichen Hauses, die sich mit an den Familientisch setzten und ein Glas Wein auf Bismarcks Wohl tranken. Die Gesellschaft wurde, je weiter sich die Kunde von dem Mordanfall verbreitete, immer größer; der greise Generalfeldmarschall Graf Wrangel gehörte zu den ersten, welche herbeieilten, ihre Theilnahme auszusprechen. Generale, Minister, Gesandte, Freunde und Verehrer, ja auch politische Gegner drängten sich um den so wunderbar dem Vaterlande erhaltenen theuren Mann. Unten in dem Hausflure wimmelte es stundenlang von Männern aller Stände, welche als Zeichen ihrer Theilnahme ihre Namen in die ausgelegten Listen eintrugen. Dann erschienen die Extrablätter der Zeitungen, welche in kurzen Worten anzeigten, was geschehen war, und nun drängten sich bis spät in den Abend hinein jubelnde Volksmassen auf dem Wilhelmsplatz und in der Wilhelmsstraße zusammen; conservative Vereine brachten dem Geretteten ein Ständchen, und zum ersten Mal sprach Bismarck aus dem Fenster seines Hotels zu dem Volke von Berlin.

Von dem Tage an war alles Schwanken in Bismarck vorüber, Gott der Herr hatte ihm in seiner wunderbaren Errettung ein Zeichen gegeben, und er hatte wieder das volle und starke Bewußtsein seiner historischen Mission; er wußte, daß er die Schildwache war, die Gott auf einen Posten gestellt, von der Er allein ihn wieder ablösen konnte.

Und nicht für Bismarck nur war diese Rettung ein göttlich Zeichen, sie war es für ganz Preußen; in den patriotischen Kreisen machte sich diese Ansicht mit voller Entschiedenheit geltend; sie sprach sich auch in dem nachstehenden Gedicht aus, welches am nächsten und in den folgenden Tagen massenhaft verbreitet wurde und großen Anklang fand.

Fünf Schüsse — ein Zeichen.

Fünf Schüsse fielen auf einen Mann,
Den sah der Herr in Gnaden an.
Scharf zielte der Mörder und schoß vorbei,
Und wo er getroffen verjagte das Blei;
Graf Bismarck aber voll Mannesmuth,
Den Mörder faßt er so fest und gut,
Und der ging aus, wie glüher Brand
Geht aus im festen Druck der Hand.
Fünf Schüsse fielen auf einen Mann,
Dran Gott uns große Gnade gann,
Denn was an Bismarck heut geschehn,
Wir sollens morgen an Preußen sehn:
Die Feinde unsers Ruhms und Glücks,
Sie zielen nach uns hinterrücks,
Sie scheuen Preußens Angesicht,
Sie zielen scharf und treffen nicht —
Wohlauf, mein Preußen, fasse Du
Nur stark und fest wie Bismarck zu.
Ersticke kühn den glühen Brand
Im Eisendrucke deiner Hand!
Voran, mein König, stolz und fest,
Die Dohlen stoßen aufs Adlernest!
Fünf Schüsse sind ein Zeichen sein —
Gott will auch fürder mit Preußen sein —
Die Klinge blank und die Kugel im Lauf,
Mein altes Preußen, mit Hurrah drauf!

Es ist bekannt, daß der politische Schwärmer, der das Mordattentat wagte, der Stiefsohn eines demokratischen Flüchtlings Namens Blind, dessen Namen er auch angenommen, durch Selbstmord endete, bevor eine Untersuchung eingeleitet werden konnte. Spuren eines Complotts haben sich allerdings gefunden, aber sie sind nicht verfolgt worden, der Mordanfall kann also nicht als das Verbrechen eines einzelnen betrachtet werden. Traurig genug, daß der fanatische Haß gegen Bismarck in Oesterreich und Süddeutschland damals so weit ging, daß sich Stimmen erhoben, welche den Mörder zu einem Märtyrer machen wollten. Die österreichische Presse entehrte sich damals durch Aufnahme eines Inserats, in welchem ein obscurer Advocat einen Preis auf Bismarcks Kopf aussetzte. Sehr albern war's, daß die „Ritter vom Geist“ in Wien die wunderbare Rettung Bismarcks dadurch zu erklären suchten, daß sie sein Hemd in einen Kettenpanzer verwandelten und dann geistvoll versicherten, der preußische Ministerpräsident kaufe seine Wäsche beim — Klempner!

Doch immer ernster wurde die Zeit, über die Gemüther kam die Stille vor dem Sturm.

„Mit Gott für König und Vaterland!“ der alte königliche Feldruf Preußens aus großer Zeit ging erst leise, dann immer lauter von Herz zu Herz, von Mund zu Mund, bis er endlich im Krachen von tausend Kanonen durch die bebende Welt donnerte. Es muß wehmüthig berühren, daß in jenen Tagen gerade ein tapferer Erzherzog in Italien, unsern alten theuern Preußenspruch gar zu unglücklich abändernd, einen Tagesbefehl mit den Worten schloß: „Für Gott mit Kaiser und Vaterland!“

Gerade in jenen schweren Tagen zeigte sich Bismarck, wenn er auch sehr ernst war, den Seinen und den Freunden noch freundlicher als sonst; Erwartung, oft aufs höchste gespannte Erwartung, aber kein Schwanken, kein Zweifel war in ihm, ein tapfrer Mann vom Scheitel bis zur Sohle. In den späteren Abendstunden war er viel in dem schönen Garten des Hotels der auswärtigen Angelegenheiten, den er sehr liebt; dort unter den alten Bäumen hat er oft Raths gepflogen mit Moltke, mit Roon und andern, dort ist er damals oft stundenlang mit seinen schweren Gedanken allein rastlos auf und abgeschritten, einer königlichen Botschaft harrend. Dort kam ihm auch in jener Nacht vom Donnerstag zum Freitag, vom 14. zum 15. Juni der folgenschwere Gedanke, 24 Stunden früher, als anfänglich bestimmt war, die preußischen Heersäulen in Bewegung zu setzen. Augenblicklich wurde zu General von Moltke geschickt, und sofort spielte der Telegraph.



In der gehobenen Stimmung über die ersten Erfolge und in der rastlosen Thätigkeit jener Tage schien sich bei Bismarck jede Spur von Krankheit verloren zu haben. Ein alter Verehrer von ihm, der in jener Zeit von ihm zu Tisch geladen wurde, fand ihn frischer und kräftiger als je. Während des lebhaftesten Gesprächs kam die Nachricht, daß die telegraphische Verbindung mit Italien unterbrochen sei, Bismarck wendete sich an den Legationsrath von Keudell und sagte: „Lieber Keudell, geben Sie doch den Befehl, daß die Telegramme über London befördert werden sollen!“ dann fuhr er in seinem Gespräch fort. Gleich nach Tisch wurde General von Moltke gemeldet, Bismarck ging hinaus, kehrte aber nach zehn Minuten etwa ganz unbefangen zurück und lud seinen Gast ein, ihn in den Garten zu begleiten, obwohl anzunehmen, daß er in diesen zehn Minuten sicher die wichtigsten und folgenschwersten Verabredungen getroffen. Der General von Werder wurde gemeldet, wieder eine Unterredung; dann erzählte Bismarck im Garten, daß er an diesem Mittag, durch anhaltende Arbeit im höchsten Grade ermüdet, im Vorzimmer des Königs wartend, auf einem Sopha eingeschlafen sei. Er freute sich seines Gartens und stieg auf den Eiskeller, von dem er einen

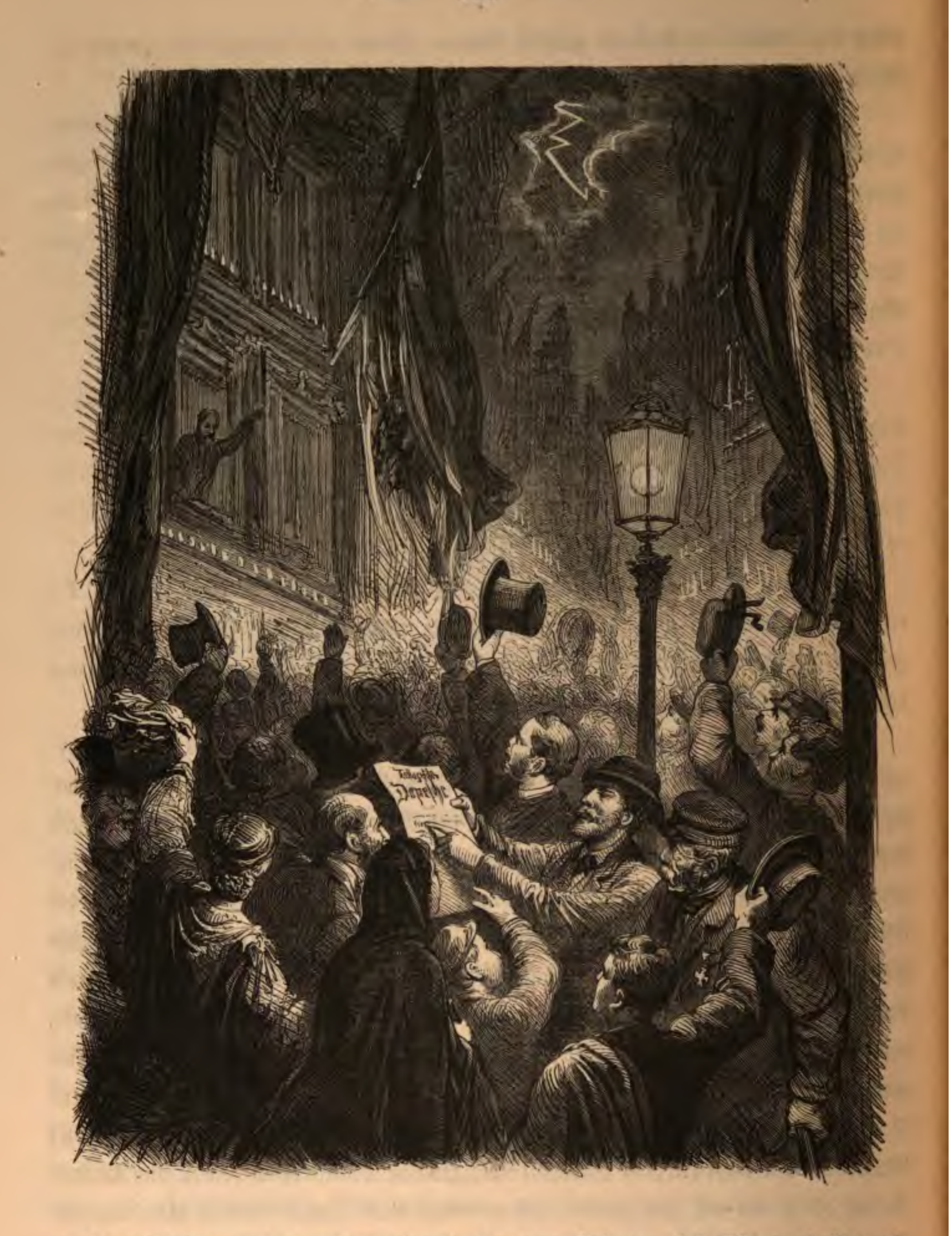
Blick ins Grüne der schönen großen Gärten hinter dem Palais des Hotels der Wilhelmsstraße hat.

Wenige Tage später, Freitag 29. Juni, kamen die ersten Siegesnachrichten, niemand, niemand wird den Tag vergessen. Wie mit einem Zauberschlage war ganz Berlin mit schwarz-weißen Fahnen bedeckt, durch alle Straßen jubelte es: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ Zu tausenden drängte sich die Menge zum Palais des Königs, der seine Getreuen vom Fenster aus grüßte, während der Generalintendant von Hülsen von der Rampe herab die Siegesnachrichten ablas. Des Jubels kein Ende, so recht aus dem Vollen, ein preußischer Tag!

Als Graf Bismarck gegen zwei Uhr mittags das königliche Palais verließ, wurde er von allen Seiten umdrängt. Jeder wollte ihm die Hand reichen; an dem Tage, in der Stunde fühlte, wußte Jedermann, was Graf Bismarck für Preußen war — es gibt ihrer etliche, die's jetzt schon vergessen haben, und noch mehrere, die es vergessen machen möchten.

Bismarck war sichtlich tief bewegt, doch behielt er seine ernste Haltung. Die ersten Siege hatten ihn nicht berauscht, mochte auch seine Zuversicht noch an Kraft gewonnen haben. In dieser Stunde gedachte er wehmüthig der Opfer und war demüthig in seinem Herzen.

Am Abend zogen die Massen wieder vor das Palais des Königs und sangen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Der König dankte, nur die Nächststehenden vernahmen seine Worte, das brausende Meer der Menschenstimmen verschlang sie, und doch wußte jeder, was der König gesprochen, der Preußenkönig konnte ja nur aussprechen, was jeder Preuße in dieser Stunde fühlte und dachte. Von dort flutete die Menge zum kronprinzlichen Palais und grüßte mit Hoch und Hurrah den siegreichen Führer der zweiten Armee, der so schön gegen den Feind stand; von da zum Palais des Herrenmeisters, des Prinzen Carl, des ältesten Prinzen vom königlichen Hause, dessen Sohn Prinz Friedrich Carl mit der ersten Armee so glorreich in Böhmen eingedrungen war, und das „erste Blut“ in diesem Kriege für Preußen gewonnen hatte. Dann aber stand die Masse Kopf an Kopf in der Wilhelmsstraße vor dem Hotel Bismarcks, der nicht endende Jubelruf nöthigte den Ministerpräsidenten ans Fenster. Er hub die Hand auf, zum Zeichen, daß er reden wolle, unten ward es stille, aus der Ferne von beiden Seiten aber brauste die dumpfe Brandung der Volksmenge. Zum zweiten Male redete Graf Bismarck zu dem Volke von Berlin, kräftige, stolz bescheidene Worte; er schloß mit einem Hoch auf den König und seine Armee, in dem Augenblick rollte ein gewaltiger Donner über die Königsstadt, ein fahler Blitz er-



leuchtete die Scene, und mit machtvoll tönender Stimme rief Bismarck über die Menge hin: „Der Himmel schießt Salut!“

Das wird wohl keiner vergessen von denen, die es vernommen haben. Der Zuruf, die Antwort darauf, erklang wie aus einem Munde, dann setzte sich die

jubelnde Menge wieder in Bewegung, um auch den „alten Roon," des Königs getreuen Waffenmeister, im Kriegsministerium zu begrüßen.



Am 30. Juni verließ Bismarck mit den Generalen von Roon und von Moltke im Gefolge des Königs, in dessen Begleitung sich auch der Generalfeldzeugmeister Prinz Carl von Preußen, Herrenmeister der Balley Brandenburg befand, Berlin, um sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben. An den Statuen des großen Friedrich, der Helden aus dem Befreiungskriege, des großen Churfürsten auf der langen Brücke, rollten die Wagen vorüber; Bismarck war ernst und fest, selbst anzuschauen wie eine eiserne Statue; schweigsamer als jemals. Das erste Nachtquartier nahm der König auf dem Schloß zu Reichenberg, wo wenige Tage zuvor auch das Hauptquartier seines siegreichen Neffen, des Prinzen Friedrich Carl gewesen, der mit der ersten Armee schon weit hineingedrungen war ins Böhmerland und sich auf den Gefilden tummelte, wo die preußischen Herzen zu Gott schlugen und ihre Fäuste auf den Feind; nach dem tapfern Maccabäerspruch, den der Prinz in seinem Armeebefehl angezogen, den aber die gegnerische Unwissenheit nicht fand, die noch heute albern genug deshalb von einer preußischen „Bibelfälschung" faselt. Graf Bismarck zeigte sich in dem ersten Nachtquartier zu Reichenberg, und wie man uns gesagt hat, nicht ganz ohne Grund, sehr besorgt um die Sicherheit seines

königlichen Herrn. An sich selbst dachte er weniger; er weiß vielleicht noch heut nicht, daß es erst gegen Morgen gelang, seine Pferde auszuladen und herbeizubringen. Man sagt uns, daß ein Ueberfall des königlichen Hauptquartiers durch einen starken Cavallerievorstoß nicht außerhalb der Grenzen der Möglichkeit gelegen. Grund genug für Bismarcks Besorgniß. Von Sichrow und Jitschin schrieb Bismarck an seine Gemahlin die nachstehenden Briefe:

Sichrow, 1. Juli 66.

Wir sind heut von Reichenberg aufgebrochen, eben hier eingetroffen, noch ungewiß, ob wir hier oder in Turnau bleiben. Die ganze Reise war eine gefährliche. Die Oesterreicher konnten gestern, wenn sie Cavallerie von Leitmeritz geschickt hätten, den König und uns alle aufheben. Leider ist Carl, der Kutscher, eben sehr schwer gestürzt mit der Fuchsstute, die ihm durchgegangen ist. Er galt erst für todt. Er liegt im Lazareth hier bei Sichrow, im nächsten Dorf. Kurt



soll für ihn kommen. Wir begegnen überall Gefangenen, es sollen schon über 15.000 sein nach den hier vorliegenden Angaben. Jitschin ist gestern von uns mit

dem Bajonett genommen, Frankfurter Division, General Tümpling an Hüfte schwer verwundet, nicht tödtlich. Hitze furchtbar. Zufuhr von Proviant schwer; unsere Truppen leiden vor Mattigkeit und Hunger. Im Lande bis hier nicht viel Spuren des Krieges, außer zertretenen Kornfeldern. Die Leute fürchten sich nicht vor den Soldaten, stehen mit Frau und Kind im Sonntagsstaat vor den Thüren und wundern sich. In Trautenau haben die Einwohner 20 wehrlose Hautboisten von uns ermordet, die nach dem Durchmarsch ihrer Regimenter dort hinter der Front geblieben. Die Thäter in Glogau vor Kriegsrecht. Bei Münchengrätz hat ein Brauereibesitzer 26 unserer Soldaten in den Spirituskeller gelockt, betrunken gemacht, angezündet. Die Brennerei gehörte einem Kloster. Außer dergleichen erfahren wir hier weniger als in Berlin; dies Schloß, beiher sehr stattlich, gehört Fürst Rohan, den ich in Gastein jährlich sah.

Jitschin, nicht Gitschin, 2. Juli 66.

Eben von Sichrow hier angekommen; auf dem Schlachtfelde hierher lag es noch voll von Leichen, Pferden, Waffen. Unsere Siege sind viel größer, als wir glaubten; es scheint, daß wir jetzt schon über 15,000 Gefangene haben, und an Todten und Verwundeten wird der österreichische Verlust noch höher, gegen 20,000 Mann, angegeben. Zwei ihrer Corps sind ganz zersprengt, einige Regimenter bis zum letzten Mann vernichtet. Ich habe bisher mehr österreichische Gefangene als preußische Soldaten zu sehen bekommen. Schicke mir durch den Courier immer Cigarren, zu 1000 Stück jedesmal, wenn es geht, Preis 20 Thlr., für die Lazarethe. Alle Verwundeten sprechen mich darum an. Dann laß durch Vereine, oder aus eigenen Mitteln, auf einige Dutzend Kreuzzeitungs-exemplare für die Lazarethe abonniren, z. B. für dies in Reichenberg, die andern Ortsnamen suche vom Kriegsministerium zu erfahren. Was macht Clermont-Tonnere? kommt er nicht? Mir fehlt bisher Postnachricht. Schicke mir doch einen Revolver von grobem Kaliber, Sattelpistol. Mit Carl, Kutscher, geht es besser, er wird wohl keinen bleibenden Schaden haben, aber noch einige Zeit dienstunfähig sein. Carl B. ist sehr zu loben, dies thätige Princip unserer reisenden Häuslichkeit. Grüße herzlich. Schicke mir einen französischen Roman zum Lesen, aber nur einen auf einmal.

Gott behüte Dich!

So eben Deinen Brief mit der Homburger Einlage erhalten, tausend Dank. Ich kann Dir die Abreisestille so nachfühlen. Hier in dem Treiben kommt man nicht zum Gefühl der Lage, höchstens nachts im Bett."

Auf dem Wege nach Jitschin, auf seinem Siegesfeld kam Prinz Friedrich Carl seinem königlichen Oheim entgegen, welch ein Wiedersehen! Der Prinz fuhr mit dem Könige mittags um 2 Uhr in Jitschin ein, wo der König im Gasthof zum goldenen Löwen abstieg. Pommersche Grenadiere vom Regiment des hochseligen Königs thaten hier die Ehrenwache.

Wir schreiben hier keine Geschichte des ruhmreichen Feldzuges, wir bemerken nur, daß man am 2. Juli im königlichen Hauptquartier keine Schlacht für den



kommenden Tag erwartete, der König besuchte die Verwundeten, Bismarck begleitete ihn; erst abends, gegen 11 Uhr, kam der Generalstabschef des Prinzen Friedrich Carl, General von Voigts-Rheetz, von Kamenitz, dem Hauptquartier des Prinzen, in Jitschin an und überbrachte die Vorschläge und Schlachtdispositionen, die dieser Prinz, namentlich wohl auch in Folge des kühnen Recognoscirungsrittes eines Officiers aus seinem Stabe, des Majors von Unger, getroffen und

nun dem Könige vorlegen ließ. Gleich nach der Ankunft des Generals von Voigts=Rheetz wurde der Kriegsrath bei dem Könige versammelt, die Schlachtdispositionen des Prinzen wurden durchaus genehmigt, alle Anordnungen getroffen, und Graf Finck von Finckenstein ritt aus auf seinen historischen Ritt zur Kronprinzenarmee, die herbeizurufen. Der Plan war einfach: Prinz Friedrich Carl mit der ersten Armee wollte die feindliche Armee an der Brust fassen, halten, womöglich niederringen, bis der Kronprinz mit der zweiten Armee herangekommen, um ihr den Todesstoß zu geben.

Ganz einfach, ach! es sieht so manches gar einfach aus auf dem Papier!

Am 3. Juli 1866 in Nebel und Regen rückte Prinz Friedrich Carl aus zur Schlacht gegen des Feindes gewaltige Uebermacht; beim ersten bleichen Frühroth=schein standen alle seine Truppen in den angewiesenen Stellungen. In der achten Stunde begann der Prinz den Kampf; „zu früh!“ haben mäkelnde Stimmen gesagt, die Kriegskundigen aber haben entschieden: „zur rechten Zeit!“ denn längeres Zögern hätte dem Feldzeugmeister Benedek gestattet, eine noch bei weitem stärkere Stellung einzunehmen. Der Prinz nahm muthig die ungeheure Verant=wortlichkeit auf sich, er begann die Schlacht. In der neunten Stunde verkündete



ein jubelnder Hurrahruf das Erscheinen des Königs auf dem Schlachtfelde, und mit ihm kam „Graf Bismarck, der große Landwehrmajor.“

Von dem Tage an war alles Schwanken in Bismarck vorüber, Gott der Herr hatte ihm in seiner wunderbaren Errettung ein Zeichen gegeben, und er hatte wieder das volle und starke Bewußtsein seiner historischen Mission; er wußte, daß er die Schildwache war, die Gott auf einen Posten gestellt, von der Er allein ihn wieder ablösen konnte.

Und nicht für Bismarck nur war diese Rettung ein göttlich Zeichen, sie war es für ganz Preußen; in den patriotischen Kreisen machte sich diese Ansicht mit voller Entschiedenheit geltend; sie sprach sich auch in dem nachstehenden Gedicht aus, welches am nächsten und in den folgenden Tagen massenhaft verbreitet wurde und großen Anklang fand.

Fünf Schüsse — ein Zeichen.

Fünf Schüsse fielen auf einen Mann,
Den sah der Herr in Gnaden an,
Scharf zielte der Mörder und schoß vorbei,
Und wo er getroffen versagte das Blei;
Graf Bismarck aber voll Mannesmuth,
Den Mörder faßt er so fest und gut,
Und der ging aus, wie glüher Brand
Geht aus im festen Druck der Hand.
Fünf Schüsse fielen auf einen Mann,
Dran Gott uns große Gnade gann,
Denn was an Bismarck heut geschehn,
Wir sollens morgen an Preußen sehn;
Die Feinde unsers Ruhms und Glücks,
Sie zielen nach uns hinterrücks,
Sie scheuen Preußens Angesicht,
Sie zielen scharf und treffen nicht —
Wohlauf, mein Preußen, fasse Du
Nur stark und fest wie Bismarck zu,
Ersticke kühn den glühen Brand
Im Eisendrucke deiner Hand!
Voran, mein König, stolz und fest,
Die Dohlen stoßen aufs Adlernest!
Fünf Schüsse sind ein Zeichen fein —
Gott will auch fürder mit Preußen sein —
Die Klinge blank und die Kugel im Lauf,
Mein altes Preußen, mit Hurrah drauf!

Es ist bekannt, daß der politische Schwärmer, der das Mordattentat wagte, der Stiefsohn eines demokratischen Flüchtlings Namens Blind, dessen Namen er auch angenommen, durch Selbstmord endete, bevor eine Untersuchung eingeleitet werden konnte. Spuren eines Complotts haben sich allerdings gefunden, aber sie sind nicht verfolgt worden, der Mordanfall kann also nicht als das Verbrechen eines einzelnen betrachtet werden. Traurig genug, daß der fanatische Haß gegen Bismarck in Oesterreich und Süddeutschland damals so weit ging, daß sich Stimmen erhoben, welche den Mörder zu einem Märtyrer machen wollten. Die österreichische Presse entehrte sich damals durch Aufnahme eines Inserats, in welchem ein obscurer Advocat einen Preis auf Bismarcks Kopf aussetzte. Sehr albern war's, daß die „Ritter vom Geist" in Wien die wunderbare Rettung Bismarcks dadurch zu erklären suchten, daß sie sein Hemd in einen Kettenpanzer verwandelten und dann geistvoll versicherten, der preußische Ministerpräsident kaufe seine Wäsche beim — Klempner!

Doch immer ernster wurde die Zeit, über die Gemüther kam die Stille vor dem Sturm.

„Mit Gott für König und Vaterland!" der alte königliche Feldruf Preußens aus großer Zeit ging erst leise, dann immer lauter von Herz zu Herz, von Mund zu Mund, bis er endlich im Krachen von tausend Kanonen durch die bebende Welt donnerte. Es muß wehmüthig berühren, daß in jenen Tagen gerade ein tapferer Erzherzog in Italien, unsern alten theuern Preußenspruch gar zu unglücklich abändernd, einen Tagesbefehl mit den Worten schloß: „Für Gott mit Kaiser und Vaterland!"

Gerade in jenen schweren Tagen zeigte sich Bismarck, wenn er auch sehr ernst war, den Seinen und den Freunden noch freundlicher als sonst; Erwartung, oft aufs höchste gespannte Erwartung, aber kein Schwanken, kein Zweifel war in ihm, ein tapfrer Mann vom Scheitel bis zur Sohle. In den späteren Abendstunden war er viel in dem schönen Garten des Hotels der auswärtigen Angelegenheiten, den er sehr liebt; dort unter den alten Bäumen hat er oft Raths gepflogen mit Moltke, mit Roon und andern, dort ist er damals oft stundenlang mit seinen schweren Gedanken allein rastlos auf und abgeschritten, einer königlichen Botschaft harrend. Dort kam ihm auch in jener Nacht vom Donnerstag zum Freitag, vom 14. zum 15. Juni der folgenschwere Gedanke, 24 Stunden früher, als anfänglich bestimmt war, die preußischen Heersäulen in Bewegung zu setzen. Augenblicklich wurde zu General von Moltke geschickt, und sofort spielte der Telegraph.



In der gehobenen Stimmung über die ersten Erfolge und in der rastlosen Thätigkeit jener Tage schien sich bei Bismarck jede Spur von Krankheit verloren zu haben. Ein alter Verehrer von ihm, der in jener Zeit von ihm zu Tisch geladen wurde, fand ihn frischer und kräftiger als je. Während des lebhaftesten Gesprächs kam die Nachricht, daß die telegraphische Verbindung mit Italien unterbrochen sei, Bismarck wendete sich an den Legationsrath von Keudell und sagte: „Lieber Keudell, geben Sie doch den Befehl, daß die Telegramme über London befördert werden sollen!“ dann fuhr er in seinem Gespräch fort. Gleich nach Tisch wurde General von Moltke gemeldet, Bismarck ging hinaus, kehrte aber nach zehn Minuten etwa ganz unbefangen zurück und lud seinen Gast ein, ihn in den Garten zu begleiten, obwohl anzunehmen, daß er in diesen zehn Minuten sicher die wichtigsten und folgenschwersten Verabredungen getroffen. Der General von Werder wurde gemeldet, wieder eine Unterredung; dann erzählte Bismarck im Garten, daß er an diesem Mittag, durch anhaltende Arbeit im höchsten Grade ermüdet, im Vorzimmer des Königs wartend, auf einem Sopha eingeschlafen sei. Er freute sich seines Gartens und stieg auf den Eiskeller, von dem er einen

Blick ins Grüne der schönen großen Gärten hinter dem Palais des Hotels der Wilhelmsstraße hat.

Wenige Tage später, Freitag 29. Juni, kamen die ersten Siegesnachrichten, niemand, niemand wird den Tag vergessen. Wie mit einem Zauberschlage war ganz Berlin mit schwarz-weißen Fahnen bedeckt, durch alle Straßen jubelte es: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" Zu tausenden drängte sich die Menge zum Palais des Königs, der seine Getreuen vom Fenster aus grüßte, während der Generalintendant von Hülsen von der Rampe herab die Siegesnachrichten ablas. Des Jubels kein Ende, so recht aus dem Vollen, ein preußischer Tag!

Als Graf Bismarck gegen zwei Uhr mittags das königliche Palais verließ, wurde er von allen Seiten umdrängt. Jeder wollte ihm die Hand reichen; an dem Tage, in der Stunde fühlte, wußte Jedermann, was Graf Bismarck für Preußen war — es gibt ihrer etliche, die's jetzt schon vergessen haben, und noch mehrere, die es vergessen machen möchten.

Bismarck war sichtlich tief bewegt, doch behielt er seine ernste Haltung. Die ersten Siege hatten ihn nicht berauscht, mochte auch seine Zuversicht noch an Kraft gewonnen haben. In dieser Stunde gedachte er wehmüthig der Opfer und war demüthig in seinem Herzen.

Am Abend zogen die Massen wieder vor das Palais des Königs und sangen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Der König dankte, nur die Nächststehenden vernahmen seine Worte, das brausende Meer der Menschenstimmen verschlang sie, und doch wußte jeder, was der König gesprochen, der Preußenkönig konnte ja nur aussprechen, was jeder Preuße in dieser Stunde fühlte und dachte. Von dort flutete die Menge zum kronprinzlichen Palais und grüßte mit Hoch und Hurrah den siegreichen Führer der zweiten Armee, der so schön gegen den Feind stand; von da zum Palais des Herrenmeisters, des Prinzen Carl, des ältesten Prinzen vom königlichen Hause, dessen Sohn Prinz Friedrich Carl mit der ersten Armee so glorreich in Böhmen eingedrungen war, und das „erste Blut" in diesem Kriege für Preußen gewonnen hatte. Dann aber stand die Masse Kopf an Kopf in der Wilhelmsstraße vor dem Hotel Bismarcks, der nicht endende Jubelruf nöthigte den Ministerpräsidenten ans Fenster. Er hub die Hand auf, zum Zeichen, daß er reden wolle, unten ward es stille, aus der Ferne von beiden Seiten aber brauste die dumpfe Brandung der Volksmenge. Zum zweiten Male redete Graf Bismarck zu dem Volke von Berlin, kräftige, stolz bescheidene Worte; er schloß mit einem Hoch auf den König und seine Armee, in dem Augenblick rollte ein gewaltiger Donner über die Königsstadt, ein fahler Blitz er-



leuchtete die Scene, und mit machtvoll tönender Stimme rief Bismarck über die Menge hin: „Der Himmel schießt Salut!“

Das wird wohl keiner vergessen von denen, die es vernommen haben. Der Zuruf, die Antwort darauf, erklang wie aus einem Munde, dann setzte sich die

jubelnde Menge wieder in Bewegung, um auch den „alten Roon," des Königs getreuen Waffenmeister, im Kriegsministerium zu begrüßen.



Am 30. Juni verließ Bismarck mit den Generalen von Roon und von Moltke im Gefolge des Königs, in dessen Begleitung sich auch der Generalfeldzeugmeister Prinz Carl von Preußen, Herrenmeister der Balley Brandenburg befand, Berlin, um sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben. An den Statuen des großen Friedrich, der Helden aus dem Befreiungskriege, des großen Churfürsten auf der langen Brücke, rollten die Wagen vorüber; Bismarck war ernst und fest, selbst anzuschauen wie eine eiserne Statue; schweigsamer als jemals. Das erste Nachtquartier nahm der König auf dem Schloß zu Reichenberg, wo wenige Tage zuvor auch das Hauptquartier seines siegreichen Neffen, des Prinzen Friedrich Carl gewesen, der mit der ersten Armee schon weit hineingedrungen war ins Böhmerland und sich auf den Gefilden tummelte, wo die preußischen Herzen zu Gott schlugen und ihre Fäuste auf den Feind; nach dem tapfern Maccabäerspruch, den der Prinz in seinem Armeebefehl angezogen, den aber die gegnerische Unwissenheit nicht fand, die noch heute albern genug deshalb von einer preußischen „Bibelfälschung" faselt. Graf Bismarck zeigte sich in dem ersten Nachtquartier zu Reichenberg, und wie man uns gesagt hat, nicht ganz ohne Grund, sehr besorgt um die Sicherheit seines

königlichen Herrn. An sich selbst dachte er weniger; er weiß vielleicht noch heut nicht, daß es erst gegen Morgen gelang, seine Pferde auszuladen und herbeizubringen. Man sagt uns, daß ein Ueberfall des königlichen Hauptquartiers durch einen starken Cavallerievorstoß nicht außerhalb der Grenzen der Möglichkeit gelegen. Grund genug für Bismarcks Besorgniß. Von Sichrow und Jitschin schrieb Bismarck an seine Gemahlin die nachstehenden Briefe:

Sichrow, 1. Juli 66.

Wir sind heut von Reichenberg aufgebrochen, eben hier eingetroffen, noch ungewiß, ob wir hier oder in Turnau bleiben. Die ganze Reise war eine gefährliche. Die Oesterreicher konnten gestern, wenn sie Cavallerie von Leitmeritz geschickt hätten, den König und uns alle aufheben. Leider ist Carl, der Kutscher, eben sehr schwer gestürzt mit der Fuchsstute, die ihm durchgegangen ist. Er galt erst für todt. Er liegt im Lazareth hier bei Sichrow, im nächsten Dorf. Kurt



soll für ihn kommen. Wir begegnen überall Gefangenen, es sollen schon über 15,000 sein nach den hier vorliegenden Angaben. Jitschin ist gestern von uns mit

dem Bajonett genommen, Frankfurter Division, General Tümpling an Hüfte schwer verwundet, nicht tödtlich. Hitze furchtbar. Zufuhr von Proviant schwer; unsere Truppen leiden vor Mattigkeit und Hunger. Im Lande bis hier nicht viel Spuren des Krieges, außer zertretenen Kornfeldern. Die Leute fürchten sich nicht vor den Soldaten, stehen mit Frau und Kind im Sonntagsstaat vor den Thüren und wundern sich. In Trautenau haben die Einwohner 20 wehrlose Hautboisten von uns ermordet, die nach dem Durchmarsch ihrer Regimenter dort hinter der Front geblieben. Die Thäter in Glogau vor Kriegsrecht. Bei Münchengrätz hat ein Brauereibesitzer 26 unserer Soldaten in den Spirituskeller gelockt, betrunken gemacht, angezündet. Die Brennerei gehörte einem Kloster. Außer dergleichen erfahren wir hier weniger als in Berlin; dies Schloß, beiher sehr stattlich, gehört Fürst Rohan, den ich in Gastein jährlich sah.

Jitschin, nicht Gitschin, 2. Juli 66.

Eben von Sichrow hier angekommen; auf dem Schlachtfelde hierher lag es noch voll von Leichen, Pferden, Waffen. Unsere Siege sind viel größer, als wir glaubten; es scheint, daß wir jetzt schon über 15,000 Gefangene haben, und an Todten und Verwundeten wird der österreichische Verlust noch höher, gegen 20,000 Mann, angegeben. Zwei ihrer Corps sind ganz zersprengt, einige Regimenter bis zum letzten Mann vernichtet. Ich habe bisher mehr österreichische Gefangene als preußische Soldaten zu sehen bekommen. Schicke mir durch den Courier immer Cigarren, zu 1000 Stück jedesmal, wenn es geht, Preis 20 Thlr., für die Lazarethe. Alle Verwundeten sprechen mich darum an. Dann laß durch Vereine, oder aus eigenen Mitteln, auf einige Dutzend Kreuzzeitungsexemplare für die Lazarethe abonniren, z. B. für dies in Reichenberg, die andern Ortsnamen suche vom Kriegsministerium zu erfahren. Was macht Clermont-Tonnere? kommt er nicht? Mir fehlt bisher Postnachricht. Schicke mir doch einen Revolver von grobem Kaliber, Sattelpistol. Mit Carl, Kutscher, geht es besser, er wird wohl keinen bleibenden Schaden haben, aber noch einige Zeit dienstunfähig sein. Carl B. ist sehr zu loben, dies thätige Princip unserer reisenden Häuslichkeit. Grüße herzlich. Schicke mir einen französischen Roman zum Lesen, aber nur einen auf einmal.

Gott behüte Dich!

So eben Deinen Brief mit der Homburger Einlage erhalten, tausend Dank. Ich kann Dir die Abreisestille so nachfühlen. Hier in dem Treiben kommt man nicht zum Gefühl der Lage, höchstens nachts im Bett."

Auf dem Wege nach Jitschin, auf seinem Siegesfeld kam Prinz Friedrich Carl seinem königlichen Oheim entgegen, welch ein Wiedersehen! Der Prinz fuhr mit dem Könige mittags um 2 Uhr in Jitschin ein, wo der König im Gasthof zum goldenen Löwen abstieg. Pommersche Grenadiere vom Regiment des hochseligen Königs thaten hier die Ehrenwache.

Wir schreiben hier keine Geschichte des ruhmreichen Feldzuges, wir bemerken nur, daß man am 2. Juli im königlichen Hauptquartier keine Schlacht für den



kommenden Tag erwartete, der König besuchte die Verwundeten, Bismarck begleitete ihn; erst abends, gegen 11 Uhr, kam der Generalstabschef des Prinzen Friedrich Carl, General von Voigts-Rheetz, von Kamenitz, dem Hauptquartier des Prinzen, in Jitschin an und überbrachte die Vorschläge und Schlachtdispositionen, die dieser Prinz, namentlich wohl auch in Folge des kühnen Recognoscirungsrittes eines Officiers aus seinem Stabe, des Majors von Unger, getroffen und

nun dem Könige vorlegen ließ. Gleich nach der Ankunft des Generals von Voigts-Rheetz wurde der Kriegsrath bei dem Könige versammelt, die Schlachtdispositionen des Prinzen wurden durchaus genehmigt, alle Anordnungen getroffen, und Graf Finck von Finckenstein ritt aus auf seinen historischen Ritt zur Kronprinzenarmee, die herbeizurufen. Der Plan war einfach: Prinz Friedrich Carl mit der ersten Armee wollte die feindliche Armee an der Brust fassen, halten, womöglich niederringen, bis der Kronprinz mit der zweiten Armee herangekommen, um ihr den Todesstoß zu geben.

Ganz einfach, ach! es sieht so manches gar einfach aus auf dem Papier!

Am 3. Juli 1866 in Nebel und Regen rückte Prinz Friedrich Carl aus zur Schlacht gegen des Feindes gewaltige Uebermacht; beim ersten bleichen Frühroth-schein standen alle seine Truppen in den angewiesenen Stellungen. In der achten Stunde begann der Prinz den Kampf; „zu früh!“ haben mäkelnde Stimmen gesagt, die Kriegskundigen aber haben entschieden: „zur rechten Zeit!“ denn längeres Zögern hätte dem Feldzeugmeister Benedek gestattet, eine noch bei weitem stärkere Stellung einzunehmen. Der Prinz nahm muthig die ungeheure Verantwortlichkeit auf sich, er begann die Schlacht. In der neunten Stunde verkündete



ein jubelnder Hurrahruf das Erscheinen des Königs auf dem Schlachtfelde, und mit ihm kam „Graf Bismarck, der große Landwehrmajor.“

Fürwahr, es machte einen schönen Eindruck; hinter dem greisen Könige auf der Rappstute Veranda, die seit dem Tage „Sadowa“ heißt, seinen getreuen ersten Rath zu sehen auf dem Felde der Ehre, „wo die Kugel pfeift und die Lanze saust und der Tod uns in allen Gestalten umbraust.“ Wer Bismarck nur im Feuer der Hohnreden einer politischen Gegnerschaft in der Kammerdebatte gesehen, fest, halb verächtlich, mächtig, der hat ihn doch nicht ganz gesehen; er war am schönsten im Kartätschenfeuer von Sadowa. Da saß er, die hohe Gestalt hochaufgerichtet im Sattel auf einem auffallend großen Fuchs, den schlichten Paletot über der Uniform, und unter dem Helm her späheten scharf die Eulenaugen und folgten ernsten Blicks jeder Bewegung. Und so ritt und hielt er stundenlang, schwere Stunden lang hinter seinem königlichen Herrn „in Donner und Dampf“, und wie er hinter seinem Könige, so ritt hinter ihm sein musikkundiger und tapfrer Legationsrath von Keudell, ebenfalls Officier in der Landwehrcavallerie. Und nun kam der Mittag, aber nicht der Kronprinz mit der Entscheidung; grimmig brannte der Kampf weiter, und es war da wohl manch ein muthiges Herz, dem bange werden wollte um das geliebte Preußenland. Düstrer wurden die Blicke in der Umgebung des Königs; wie zwei Statuen von Erz hielten sie da, der alte Roon und der Moltke mit dem hellen Angesicht; man hörte flüstern, daß der Prinz seine Brandenburger, sein eigenes geliebtes drittes Corps, das er bis jetzt noch in Reserve gehalten, seine Düppelstürmer, loslassen müsse gegen den Feind, das heißt, er müsse sein Letztes daran geben, um die Schlacht zu halten. Da setzte Bismarck plötzlich das Glas ab, durch welches er die Gegend, von welcher der Kronprinz kommen mußte, beobachtet hatte, und machte die ihm Nächststehenden auf gewisse Linien drüben in weiter Ferne aufmerksam. Alle Gläser richteten sich dorthin, aber für Ackerstücke wurden die Linien erklärt. Tiefe Stille, dann setzte der Ministerpräsident abermals das Glas ab und sagte entschieden: „Das sind keine Ackerfurchen, die Intervallen bleiben sich nicht gleich, es sind marschirende Linien!“

Bismarcks Auge hatte zuerst den Anmarsch der zweiten Armee entdeckt. Kurze Zeit darauf flogen die Adjutanten und die Meldungen von allen Seiten: der Kronprinz war da und der Sieg!

Prinz Friedrich Carl entsendete, seinen Major von Unger; Manstein und die Düppelbrigade von Brandenburg marschirten vor mit: „Heil Dir im Siegerkranz!“

Das andere gehört nicht hier her. Bismarck begleitete seinen König weiter auf dem Schlachtritt. Mitten ins feindliche Granatfeuer hinein sprengte der kriegs-

freudige König, da hielt ihn Bismarck an und sagte ungefähr: „Als Major habe ich nicht das Recht, Eurer Majestät auf dem Schlachtfelde einen Rath zu ertheilen, als



Ministerpräsident aber habe ich die Pflicht, Euer Majestät zu bitten, nicht die augenscheinliche Gefahr aufzusuchen!“ Freundlich lächelnd entgegnete der königliche Held: „Wie kann ich denn davonreiten, wenn meine Armee im Feuer steht?“ Am Abend kam Bismarck nach Horitz, dort wollte er erst die Nacht auf der Straße zubringen, er hatte sich schon unter einer offenen Colonnade niedergelegt, als der Großherzog von Mecklenburg, der davon benachrichtigt worden, ihn in sein Quartier abholen ließ.

Wer möchte es unternehmen, auch nur andeutend von den Gefühlen und den Gedanken zu sprechen, die in jener Nacht Bismarcks Herz und Haupt durchfluteten?



Und vom folgenden Tage ab ritt er hinter seinem siegreichen Könige her, weiter und immer weiter hinein in das Land des geschlagenen Feindes, aus Böhmen nach Mähren; gewiß dankte auch Bismarck inbrünstig für den großen Sieg, aber tiefer Ernst lag auf seinem Antlitz, denn er wußte, daß er nun dem stillen Schlachtfeld entgegenritt, wo er der Feldherr war, wo er siegen mußte.

Auf dem Wege dahin schrieb er folgende Briefe an seine Gemahlin:

Hohenmauth, Montag 9. Juli 66.

Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor 19 Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Spiegel zeigte die Zukunft, auch nicht, als ich 1852 mit dem guten Lynar diese Eisenbahn passirte. Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn. Die Oesterreicher stehn in Mähren, und wir sind schon so kühn, daß für morgen unser Hauptquartier da angesagt wird, wo sie heute noch stehn. Gefangene passiren noch immer ein, und Kanonen seit dem 3., bis heut 180. Holen sie ihre Südarmee hervor, so werden wir

sie mit Gottes gnädigem Beistande auch schlagen; das Vertrauen ist allgemein. Unsre Leute sind zum Küssen, jeder so todesmuthig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leeren Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein. Nachrichten über Bekannte sind schwer zu haben, man liegt meilenweit auseinander, keiner weiß, wo der andere, und niemand zu schicken, Menschen wohl, aber keine Pferde. Seit 4 Tagen lasse ich nach Philipp (Bismarcks Neffe) suchen, der durch einen Lanzenstich am Kopfe leicht verwundet ist, wie G. mir schrieb, aber ich kann nicht entdecken, wo er liegt, und jetzt sind wir schon 8 Meilen weiter. Der König exponirte sich um 3 allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen andrer fruchteten nicht, und niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich es mir beim letzten Male, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10 Kürassiren und 15 Pferden vom 6. Kürassir-Regiment neben uns sich blutend wälzte, und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glücke nicht. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmirt über seine Truppen und mit Recht, so daß er das Sausen und Einschlagen neben sich gar nicht zu merken schien, ruhig und behaglich wie am Kreuzberg und fand immer wieder Bataillone, denen er danken und guten Abend sagen mußte, bis wir denn richtig wieder ins Feuer hineingerathen waren. Er hatte aber so viel darüber hören müssen, daß er es künftig lassen wird, und Du kannst ganz beruhigt sein: ich glaube auch kaum noch eine wirkliche Schlacht.

Wenn Ihr von jemand keine Nachricht habt, so könnt Ihr unbedingt annehmen, daß er lebt und gesund ist, denn alle Verwundungen von Bekannten erfährt man in längstens 24 Stunden. Mit Herwarth und Steinmetz sind wir noch gar nicht in Berührung gekommen, ich habe also auch Sch. nicht gesehn, weiß aber, daß beide gesund sind. G. führt ruhig seine Schwadron mit dem Arm in der Binde. Leb wohl, ich muß in Dienst.

Dein treuester v. B.

Zwittau in Mähren, 11. Juli 66.

Mir fehlt ein Tintenfaß, da alle besetzt, sonst geht es mir gut, nachdem ich auf Feldbett und Luftmatratze gut geschlafen und durch Brief von Dir um 8 geweckt.

Ich war um 11 zu Bett gegangen. Bei Königgrätz ritt ich den großen Fuchs, 13 Stunden im Sattel, ohne Futter. Er hielt sehr gut aus, schrak weder vor Schüssen noch vor Leichen, fraß Aehren und Pflaumblätter mit Vorliebe in den schwierigsten Momenten und ging flott bis ans Ende, wo ich müder schien als das Pferd. Mein erstes Lager für die Nacht war aber auf dem Straßenpflaster von Horic, ohne Stroh, mit Hilfe eines Wagenkissens. Es lag alles voll Verwundeter; der Großherzog von Mecklenburg entdeckte mich und theilte sein Zimmer dann mit mir, R. und 2 Adjudanten, was mir des Regens wegen sehr erwünscht kam. Was König und Granaten anbelangt, schrieb ich dir schon. Die Generäle hatten alle den Aberglauben, sie als Soldaten dürften dem Könige von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab. Bei dem Revolver deckte der aufsteigende Hahn die Visirlinie, und die Kimme oben im Hahn visirte nicht in grader Linie mit Visir und Korn. Laß das T. sagen. Leb wohl, mein Herz, ich muß zu S.

Dein treuster v. B.

Nikolsburg!

Dort hat Bismarck seine stille Schlacht geschlagen, dort hat er sein Sadowa gekämpft, dort Sieg und Frieden ritterlich erstritten und gewonnen nicht gegen die Diplomatie des Gegners allein, sondern besonders gegen den stolzen Siegesmuth im eigenen Lager, der so herzerwärmend, so hinreißend verführerisch ihn umdrängte. Vielleicht hat sich Bismarck als Staatsmann nie größer gezeigt, wie in jenen Tagen; die Wogen des Siegesüberschwangs vermochten ihn nicht niederzuwerfen, so gewaltig sie sich ihm entgegenstürzten, er stand wie ein Thurm in der Flut von Groll, Zorn, ja von bösester Verdächtigung, die sich gegen ihn aufrichtete. Aber er sah auf das hohläugige Gespenst der Seuche, das lautlos durch des Heeres Reihen glitt und erbarmungslos das blühende Leben der Sieger würgte, er kannte das Klima Ungarns im August, und er sah auf die Wolke, die unheilschwanger aufstieg im fernen Westen.

Heil den treuen und tapfern Herzen, die damals in so schwerer Stunde fest an Bismarck gehalten!

Es war ein seltsam Zusammentreffen, daß das prächtige Schloß Nikolsburg aus dem Erbe des großen Hauses der Fürsten von Dietrichstein durch Frauenhand an den General Grafen von Mensdorff-Pouilly, lotharingischer Herkunft wie das österreichische Kaiserhaus selbst, gekommen, so daß im eigenen Hause des kaiserlichen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten um den Frieden gehandelt wurde. Ist

doch in diesen Tagen erst der Graf Mensdorff-Pouilly, als Erbe der Dietrichsteine durch seine Gemahlin, unter dem Titel von Nikolsburg gefürstet worden!



Wie Napoleon I. hier gewohnt nach der Schlacht bei Austerlitz, so hat Wilhelm I. hier gewohnt nach der Schlacht bei Sadowa, das Schloß hat historische Erinnerungen genug. Graf Bismarck blickte bei seiner Ankunft sinnend auf den mächtigen Bau, dann sagte er mit ernstem Scherz zu seinen Begleitern: „Mein altes Herrenhaus in Schoenhausen ist wirklich gar zu unbedeutend gegen dieses Prachtgebäude, drum ist's mir doch lieber, daß wir hier bei Graf Mensdorff sind, als daß er jetzt bei mir wäre!“

In diesen letzten Julitagen wurden die Präliminarien von Nikolsburg zu Stande gebracht, aus denen der Prager Frieden hervorging.

* *
*

Der Kampf war vorüber, der Sieg war gewonnen, da kamen Schwäche und Krankheit über Bismarck, wie nie zuvor, das alte Leiden, der Nerven-Rheumatismus, meldete sich ungestümer als je, aber er hielt sich willensstark aufrecht, denn der König bedurfte seiner noch dringend.

Am 3. August schrieb Bismarck auf der Heimkehr von Prag, „der argen Stadt, wo Helden kranken“, an seine Gemahlin den folgenden Brief:

Prag, 3. August 1866.

Ich habe mich vom Bahnhofe vorweg gestohlen, warte nun hier allein und ohne Sachen, bis der König kommt und nach ihm das Meinige. Den Augenblick gezwungener Unthätigkeit benutze ich, um Dich von hier zu grüßen und Dir zu sagen, daß ich wohl bin, morgen Abend in Berlin zu sein hoffe. Dem Könige geht es vortrefflich. Die Menschenmassen von der Bahn her waren so gedrängt, daß ich fürchte, es geht nicht ohne Ueberfahrt und dergl. ab.

Abends.

Der König kam schneller, als ich dachte, und seitdem Geschäfte aller Art, dann Diner. So eben komme ich von einer Spazierfahrt mit Sr. M. über Hradschin, Belvedere, alle Schönheiten der Prager Landschaft gesehen. In wenig Tagen sind es 19 Jahr, daß wir dies alles zusammen besichtigten. Wie viel Wunderliches mußte geschehen, um mich heut in dieser Art wieder an dieselbe Stelle zu führen, ohne B. Hei cerstwa! hatte ich zur Freude meines Kutschers noch behalten. Morgen denken wir in Berlin zu sein. Großer Zwist über die Thronrede. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen fast alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt.

Die Andeutung wegen der Thronrede in dem Briefe bezieht sich wohl vorzugsweise auf die Frage von der Indemnität.

Es war ein eigen Ding um diese „Indemnität“, die Bismarck von dem unmittelbar nach dem Kriege einberufenen Landtage verlangte und erhielt, es klang das Wort mächtig unsanft an die Ohren der Sieger, und es gibt wackere Männer genug, die es noch heute schmerzlich empfinden, daß Bismarck diese Indemnität damals zu verlangen für nothwendig gehalten. Der Doctrin, der constitutionellen Schablone zu Liebe kämpfte der zum Tode erschöpfte Staatsmann den neuen Kampf für die Indemnität wahrlich nicht.

Am 4. August war Bismarck im Gefolge des Königs nach Berlin zurückgekehrt unter dem namenlosen Jubel des Volkes, am folgenden Tage erfolgte die feierliche Eröffnung des Landtags, eine Flut von Arbeiten kam über den Ministerpräsidenten, darüber die Friedensschlüsse mit den einzelnen Staaten, die Einordnung der eroberten Provinzen, die Gestaltung des norddeutschen Bundes, die Besorgnisse über neidisches Uebelwollen; und in dem allen stand der leidende Mann aufrecht, bleich aber fest, gehoben und gehalten durch sein hohes Pflichtgefühl, durch das Bewußtsein seiner erhabenen Mission. Auf Tage und Stunden erlag denn auch wohl die bis aufs äußerste gespannte Kraft Bismarcks, aber immer wieder raffte er sich auf, nach allen Seiten hin die Stirn bietend.

Und es that noth; denn für ihn hatte der siegreiche Krieg keine Ruhe gebracht, immer drohender gestalteten sich die Verhältnisse im Westen; die Wolke, welche er schon von Nikolsburg aus gesehen, nahm Gestalt an, man konnte sie schon nicht mehr nach Belieben einem Wiesel oder einem Kameel vergleichen, hatte die Gestalt erst einen Namen, dann war ein neuer Krieg am Rhein fast unvermeidlich, ein Krieg, in welchem Preußen sein Blut wirklich nur für den Siegeslorbeer vergießen mußte, ohne einen Siegespreis gewinnen zu können. Solchen Krieg aber wollte, mußte Bismarck pflichtgemäß vermeiden. Lassen wir einen Franzosen erzählen, wie er ihn vermied.

In der Pariser „Revue moderne“ wurde ein größerer Aufsatz von J. Vilbort veröffentlicht unter dem Titel: „Deutschland seit Sadowa.“ In demselben ist namentlich auch die Rede von den Gebietscompensationen, welche Frankreich wünschte, gerade zu einer Zeit, wo der Siegesjubel in Preußen am größten war, im August 1866.

„Am 7. August — so erzählt Herr Vilbort — nahmen wir Abschied von Herrn von Bismarck, bei dem wir vor dem Kriege, während des Krieges und nach dem Kriege beständig die beste Aufnahme gefunden, wofür wir ihm eine lebhafte Dankbarkeit bewahren. Gegen 10 Uhr abends befanden wir uns im Cabinet des ersten Ministers, als man Herrn Benedetti, den französischen Gesandten, anmeldete. „Nehmen Sie eine Tasse Thee im Salon,“ sagte Herr v. Bismarck zu mir, „ich werde Ihnen im Augenblick angehören.“ Zwei Stunden vergingen; es schlug Mitternacht, ein Uhr. Etwa zwanzig Personen, die Familie und genaue Freunde, erwarteten den Hausherrn. Er erschien endlich mit heiterer Stirn und ein Lächeln auf den Lippen,



Bismarck und Benedetti.

Man nahm den Thee, rauchte und trank Bier nach deutscher Sitte. Die Unterhaltung wandte sich, leicht oder ernst, bald auf Deutschland, Italien und Frankreich. Gerüchte von einem Kriege mit Frankreich liefen damals zum zehnten Male in Berlin um. Im Augenblick des Abschieds sagte ich: „Herr Minister, wollen Sie mir eine sehr indiscrete Frage gestatten? Nehme ich den Krieg oder den Frieden mit nach Paris?“ Herr v. Bismarck antwortete lebhaft: „Die Freundschaft, eine dauerhafte Freundschaft mit Frankreich! Ich hege die feste Hoffnung, daß Frankreich und Preußen in Zukunft den Dualismus der Intelligenz und des Fortschritts darstellen werden.“ Es schien uns indessen, als überraschten wir bei diesen Worten ein seltsames Lächeln auf den Lippen eines Mannes, der bestimmt ist, in der preußischen Politik eine bedeutende Rolle zu spielen, des Geheimrathes Baron von ***. Wir suchten ihn den andern Morgen auf und gestanden ihm, wie viel uns dieses Lächeln zu denken gegeben hätte. „Sie reisen diesen Abend nach Frankreich ab,“ sagte er: „nun wohl, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, bis Paris das Geheimniß zu bewahren, das ich Ihnen anvertrauen

will: ehe vierzehn Tage vergangen sind, werden wir den Krieg am Rhein haben, wenn Frankreich auf seinen territorialen Forderungen beharrt. Es verlangt von uns, was wir weder geben können noch wollen. Preußen wird nicht einen Zoll breit deutschen Bodens abtreten, wir können es nicht, ohne ganz Deutschland gegen uns zum Aufstand zu bringen, und wenn es sein muß, mag es sich lieber gegen Frankreich, als gegen uns erheben." — Dieser Schritt des Tuileriencabinets, so unpolitisch und ungeschickt zumal in einem solchen Augenblick, diente im Gegentheil Herrn v. Bismarck wunderbar in allen seinen deutschen Unternehmungen. Er fand darin ein unwiderstehliches Argument, um die Nothwendigkeit großer Rüstungen gegen Frankreich zu beweisen, während gleichzeitig seine Weigerung: auch nur das kleinste Stück deutschen Gebietes abzutreten, in den Augen aller Patrioten das Ansehen Preußens erhöhte, wie nicht minder dasjenige des Ministers, welcher dem Auslande gegenüber die nationale Fahne hoch und fest hielt. So geschah es, daß nach einem halben Jahrhundert die napoleonische Politik zum zweiten Male zwei große Völker trennte, welche durch ihre geistige, moralische und materielle Entwickelung, durch alle ihre Interessen und Bestrebungen bestimmt sind, ein brüderliches Bündniß mit einander einzugehen und so der Freiheit und dem Frieden Europas eine unerschütterliche Grundlage zu geben."

Am 20. September 1866 war Bismarck nach einer kurzen Erholung im Stande, seinen ihm gebührenden Ehrenplatz bei dem unvergeßlichen Siegeseinzug der Truppen in Berlin einzunehmen, und zwar als Generalmajor und Chef des siebenten schweren Landwehrreiterregiments, wozu ihn sein dankbarer König ernannt hatte. Unmittelbar vor dem Könige ritten in einer Reihe Graf Bismarck, der Kriegsminister General von Roon, General von Moltke, der Chef des großen Generalstabs, General von Voigts-Rhetz als Chef des Generalstabes der ersten und General von Blumenthal als Chef des Generalstabes der zweiten Armee, während unmittelbar hinter ihrem Könige die prinzlichen und die andern Feldherren folgten. Es lag eine große und sinnige Anerkennung in dieser königlichen Anordnung.

Wie sich von selbst versteht galt der helle Jubel jenes grandiosen Siegesfestes dem Heer und seinem königlichen Oberfeldherrn, aber manches Auge folgte voll dankbarer Bewunderung und Rührung auch der gewaltigen Gestalt des Ministerpräsidenten in der weißen Uniform mit gelbem Kragen und Aufschlägen seines Regiments, der, das Orangeband des hohen Ordens vom schwarzen Adler um die



breite Brust, den funkelnden Helm tief in die Stirn gerückt, auf hohem Roß so stattlich dahinzog, hier- und dorthin freundlich grüßend. Kaum einer von den vielen, die ihm zujubelten und ihm sich zeigten, hatte eine Ahnung davon, daß der mächtige Mann, von schweren Leiden gefaßt, sich nur mühsam im Sattel hielt.

Auch den patriotischen Festen, welche den Siegeseinzug des Heeres begleiteten und demselben folgten, konnte sich Bismarck nicht ganz entziehen; es fehlte zu viel, wo er fehlte. Wir sahen ihn damals bei dem Monstrediner, welches ihm und den Generalen von Roon und von Moltke zu Ehren von einer begeisterten und aus allen Parteien zusammengesetzten Vereinigung gegeben wurde. Eifrige Demokraten jubelten da dem großen Staatsmann zu, und wer an dem Tage sah und hörte, der mußte glauben, daß Bismarck populär auch im gewöhnlichen Sinne des Wortes sei. Als der Ministerpräsident in der kernigen Rede, mit welcher er auf den ihm gewidmeten Toast antwortete, sagte, daß der Berliner, wie dieser Krieg gezeigt, Herz, Wort und Hand an der rechten Stelle habe, kannte der Enthusiasmus keine

Grenze mehr, die Gäste eilten von allen Seiten herbei, um mit ihm anzustoßen. Als sich der Sturm etwas gelegt hatte, sah man auch den Director Dr. Bonnell vom Friedrichs-Werderschen Gymnasium hervortreten.

Bismarck ergriff beide Hände seines ehemaligen Lehrers und dankte ihm aufs herzlichste für einen poetischen Gruß, den ihm dieser bei seiner Rückkehr gewidmet, scherzhaft bedauernd, daß er noch nicht Zeit gefunden habe, denselben in alcäischen Strophen zu erwidern. Der gegenüber sitzende Oberbürgermeister fragte, ob der Ministerpräsident auch seine Söhne auf dem Werder habe: „Ei ja wohl," entgegnete Bismarck, „und ich selbst bin ein Schüler Bonnells gewesen!" dann stellte er allen seinen alten Lehrer in der herzlichsten Weise vor.

Wir theilen hier Bonnells Begrüßungsgedicht mit.

Dem Grafen Otto von Bismarck am 4. August 1866.

Wer festen Sinns das richtige Ziel verfolgt,
Nicht wanket, selbst wenn krachend die Erde wankt,
Den hat zum Lenker der Geschicke
Gott hier auf Erden sich auserseheu.

* * *

Woran erkrankt das edele deutsche Volk,
Die Fessel, welche hemmte des Fortschritts Lauf,
Hast, Otto Bismarck, längst erkannt Du,
Während bethörender Wahn die Augen

* * *

Der eitlen Widersacher umschleiert hielt.
Was Preußen führte seiner Bestimmung zu,
Hielt für Verrath die blöde Menge
An den Gesetzen und an dem Rechte.

* * *

Doch Gott, der mächtig über den Völkern herrscht,
Hat Dich begabt mit weisem und starkem Muth,
Hat Dich geschützt in Mörders Händen,
Hat Dich behütet im Sturm der Schlachten.

* * *

Jetzt kehrst Du siegreich heim aus dem blut'gen Krieg,
Gefallen ist die Wand, die den Weg gehemmt,
Mit kühnem Schlag hast Du zerschmettert,
Was in den Abgrund Dich sollte stürzen.

* * *

Mit Staunen sieht erfüllet Dein Seherwort
Das deutsche Volk, das jüngst es von Dir vernahm:
„Nicht Worte, Feste, Trinkgelage,
Kampf nur und Blut werd' es einst vereinen."

* * *

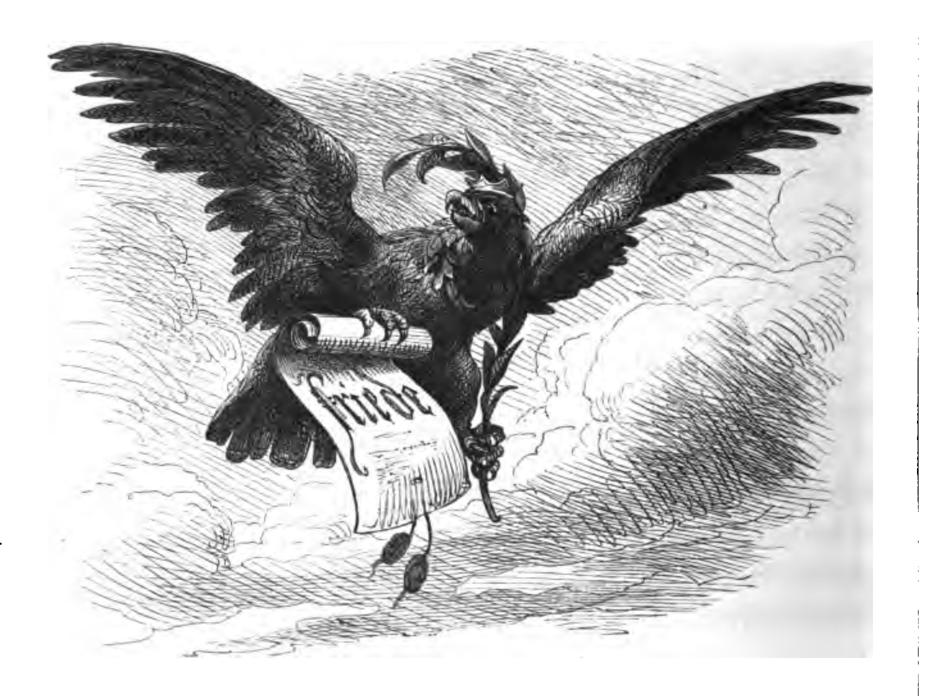
Mit Stolz und Freude rühmet das Preußenvolk
Das Heer, den König, der es zum Sieg geführt,
Die tapfern Helden; doch vor allen
Klinget Dein Lob in dem Mund und Herzen.

* * *

Gott hat mit Sieg gekrönet das Preußenheer,
Mög' er nun einen fest mit des Friedens Band
Die Völker, die er nicht zum Hader
Schuf, — die er schuf zu dem Bruderbunde.

In alcäischen Strophen hat Graf Bismarck auch heute noch nicht darauf erwidert, aber es hat doch auch bei ihm eine Zeit gegeben, wo er den Musen opferte, leider ist es uns versagt, unsern Lesern eine Probe davon zu geben; mag er den neun guten alten Mädchen immerhin untreu geworden sein, wir sind überzeugt, daß er auch in Versen ein Bismarck gewesen sein würde, wenn er's gewollt hätte, daß auch ihm der Ruf erklungen wäre: fave Phoebe, novus tua templa intrat sacerdos!

Nach dem Siegesfest aber war Bismarcks letzte Kraft erschöpft; er zog sich aufs Land zurück nach Putbus, wo er schwer erkrankte und sich im Kreise der Seinen, auch nur langsam und unvollkommen soweit erholte, daß er im December nach Berlin zu seinen Geschäften zurückkehren konnte.



VIII.

Generalmajor und Bundeskanzler.

„Unter Preußens Königsfahnen,
Unter Friedrichs stolzem Aar,
Auf des Sieges blut'gen Bahnen
Wurde sein Geheimniß klar.“

In dem Pariser Journal „le Siècle“, finden wir den nachstehenden Bericht über eine Unterredung, welche Graf Bismarck am 10. Juni 1866 mit einem französischen Journalisten gehabt hat.

„Bei meiner Ankunft in Berlin wurde mir Herr von Bismarck als völlig unzugänglich geschildert. Man sagte mir: „Versuchen Sie es nicht, ihn zu sehen, Sie würden nur Ihre Zeit damit verlieren. Er empfängt niemand und lebt unter dreifachem Verschluß nur in der Tiefe seines Cabinets. Er verläßt es nur, um sich zum König zu begeben, und kaum seine intimsten Räthe dringen bis zu ihm vor.“ Trotzdem bat ich um eine Audienz bei dem ersten Minister des Königs von Preußen. Herr von Bismarck ließ mich auf der Stelle wissen, daß er mich am Abend empfangen werde.

„Als ich jenes Cabinet betrat, in dem Europas Frieden wie an einem Faden hing, dessen Thür aber nur durch einen Riegel verschlossen war, erblickte ich einen Mann von hoher Gestalt und lebhaft bewegtem Gesicht; auf seiner hohen, breiten und glatten Stirn entdeckte ich nicht ohne Erstaunen sehr viel Wohlwollen mit Beharrlichkeit gepaart. Herr von Bismarck ist blond, sein Haar auf dem Scheitel nur spärlich; er trägt einen militärischen Schnurrbart, und in seiner Rede ist mehr soldatische Kürze als diplomatische Vorsicht. Dabei ist er aber auch ganz der große Herr und Hofmann, der mit allen Reizen der ausgesuchtesten Höflichkeit gewappnet

ist. Er kam mir entgegen, reichte mir die Hand, führte mich zu einem Sitz und bot mir eine Cigarre an.

„Herr Minister," sagte ich nach etlichen Präliminarien zu ihm, „wie viele meiner Landsleute, wünsche ich nichts mehr, als mich so gut wie möglich über die wahren Interessen der deutschen Nation zu unterrichten. Erlauben Sie mir also, mit vollkommener Offenheit zu Ihnen zu sprechen. Ich erkenne es gern an, daß Preußen in seiner auswärtigen Politik sich heut Zielen zuzuneigen scheint, die dem französischen Volke außerordentlich sympathisch sind, nämlich: Italiens gänzliche Befreiung von Oesterreich, Deutschlands Verfassung auf allgemeines Stimmrecht gegründet, aber ist nicht in Ihrer preußischen und Ihrer deutschen Politik ein schreiender Widerspruch? Sie proclamiren ein Nationalparlament als die einzige Quelle, aus der Deutschland verjüngt erstehen könne, als die einzige oberste Macht, die fähig sei, seine neue Bestimmung zu erfüllen; und zu gleicher Zeit behandeln Sie die zweite Kammer in Berlin nach der Art und Weise Ludwigs XIV, als er zu Paris, die Peitsche in der Hand, ins Parlament trat. Wir nehmen in Frankreich nicht an, daß eine Verbindung zwischen Absolutismus und Demokratie möglich sei, und um die ganze Wahrheit zu sagen, so lassen Sie mich Ihnen gestehen, daß man Ihren Plan eines Nationalparlaments in Paris nicht für Ernst gehalten hat; man hat darin nur eine sehr fein gedachte Kriegsmaschine gesehen, und glaubt allgemein, daß Sie ganz der Mann sind, um ein solches Werkzeug zu zerbrechen, nachdem Sie sich seiner bedient, oder sobald es Ihnen unbequem und nutzlos werden sollte."

„Sehr wohl," erwiderte mir Herr von Bismarck, „Sie gehen der Sache auf den Grund. Ich weiß, daß ich mich in Frankreich derselben Unpopularität erfreue wie in Deutschland. Ueberall macht man mich allein verantwortlich für eine Situation, die ich nicht geschaffen habe, sondern die mir wie allen andern auferlegt worden ist. Ich bin der Sündenbock der öffentlichen Meinung, aber ich gräme mich wenig darum. Ich verfolge mit vollkommen ruhigem Gewissen ein Ziel, das ich für mein Vaterland und Deutschland nützlich halte.

„Was die Mittel betrifft, so habe ich mich deren bedient, die sich mir darboten, in Ermangelung anderer. Ueber die inneren Zustände Preußens ließe sich viel sagen. Um sie mit Unparteilichkeit zu beurtheilen, muß man den besondern Charakter der Männer dieses Landes aufs gründlichste studiren und kennen. Während Frankreich und Italien heut jedes einen großen gesellschaftlichen Körper bilden, die ein gleicher Geist und gleiches Gefühl belebt, findet in Deutschland das Gegentheil

statt; hier herrscht das Individuum. Hier lebt jeder für sich in seinem engen Winkel, mit seiner eigenen Meinung, bei Weib und Kind, immer voll Mißtrauen gegen die Regierung, wie gegen seinen Nachbar, alles von seinem persönlichen Standpunkt aus beurtheilend und niemals von dem der Masse. Das Gefühl des Individualismus und das Bedürfniß des Widerspruchs sind bei dem Deutschen in einem kaum glaublichen Grade entwickelt. Zeigen Sie ihm eine offene Thür; statt hindurchzugehen, wird er darauf bestehen, daneben in der Mauer ein Loch brechen zu wollen. Auch wird niemals, sie mag es anstellen wie sie es will, eine Regierung in Preußen populär sein. Die große Mehrzahl wird immer entgegengesetzter Meinung sein. Nur weil es die Regierung ist und sich dem Individuum als Autorität gegenüber stellt, ist sie verdammt zu ewigem Widerspruch von Seiten der Gemäßigten, verdammt, in Verruf gebracht und angespieen zu werden von den Exaltirten. Es war das gemeinsame Schicksal aller Regierungsarten, die seit dem Beginn der Dynastie aufeinandergefolgt sind. Die liberalen Minister so wenig wie die reactionären haben Gnade finden können vor unsern Politikern ..."

Während Herr von Bismarck die verschiedenen Regierungen und Regierungsformen seit Beginn der Monarchie Revue passiren ließ, bemühte er sich, mir in sehr lebendiger, malerischer, von Witz sprudelnder Sprache zu beweisen, daß die Auerswald und Manteuffel dasselbe Glück gehabt hätten, und daß Friedrich Wilhelm III, den man den Gerechten nennt, das Latein ebenso gut ausgegangen sei wie Friedrich Wilhelm IV bei der Absicht, die Preußen zu befriedigen.

„Sie jubelten," fügte er hinzu, „über die Siege Friedrichs des Großen, aber bei seinem Tode rieben sie sich die Hände vor Vergnügen, diesen Tyrannen los zu sein. Und trotzdem herrscht neben diesem Widerstreben eine tiefe Anhänglichkeit an das Herrscherhaus. Kein Souverän, kein Minister, keine Regierung kann die Gunst des Preußischen Individualismus erlangen; aber alle rufen aus Herzensgrund: Es lebe der König! und sie gehorchen, wenn der König befiehlt."

„Es gibt aber Leute, Herr Minister, die behaupten, daß die Unzufriedenheit bis zur Rebellion führen könne."

„Die Regierung glaubt, sie nicht fürchten zu müssen, und fürchtet sie nicht. Unsere Revolutionäre sind nicht so furchtbar. Ihre Feindschaft erschöpft sich in Spottnamen gegen den Minister, aber sie ehren den König. Ich allein habe alles Unrecht gethan, und mir allein zürnen sie. Mit etwas mehr Unparteilichkeit würden sie vielleicht erkennen, daß ich nicht anders gehandelt habe, weil ich es nicht konnte. In der gegenwärtigen Lage Preußens zu Deutschland und Oesterreich gegenüber

brauchten wir vor allen Dingen ein Heer. In Preußen ist es die einzige disciplinable Gewalt — ich weiß nicht, ob das Wort französisch ist."

„Gewiß, Herr Minister, man kann es in Frankreich anwenden."

„Der Preuße, der sich auf der Barricade einen Arm zerschmettern ließe," fuhr Herr von Bismarck fort, „würde höchst verlegen nach Hause kommen, und seine Frau würde ihn als Tollen behandeln, aber in der Armee ist er ein bewunderns-werther Soldat und schlägt sich wie ein Löwe für die Ehre seines Landes. Diese Nothwendigkeit einer großen militärischen Gewalt, welche die Umstände geboten, hat eine regierungsfeindliche Partei nicht anerkennen wollen, so augenscheinlich sie auch war. Ich aber konnte nicht zögern; durch meine Familie, durch meine Erziehung bin ich vor allem der Mann des Königs, und der König hielt an dieser Militär-organisation fest wie an seiner Krone, denn auch er hielt sie in seiner Seele und in seinem Gewissen für unerläßlich. Auf diesem Punkt hätte ihn niemand zum Weichen oder zu einem Vergleich gebracht. In seinem Alter — er ist siebenzig Jahr — und mit seinen Traditionen, besteht man hartnäckig auf einer Idee, besonders wenn man sie für gut hält. Uebrigens theile ich in Bezug auf die Armee seine Ansicht vollkommen.

„Es sind jetzt sechszehn Jahr, ich lebte als Landedelmann, als der Wille des Herrschers mich als preußischen Gesandten an den Bundestag nach Frankfurt schickte. Ich war in der Bewunderung, ich könnte sagen im Cultus österreichischer Politik erzogen, aber ich brauchte keine lange Zeit, um meine Jugendillusionen in Bezug auf Oesterreich fallen zu lassen, und ich wurde sein erklärter Gegner.

„Die Erniedrigung meines Vaterlandes, Deutschland fremden Interessen ge-opfert, eine hinterlistige und treulose Politik, das alles war nicht gemacht, um mir zu gefallen. Ich wußte nicht, daß die Zukunft mich rufen würde, eine Rolle auszufüllen; aber seit jener Zeit erfaßte mich der Gedanke, dessen Verwirklichung ich heut verfolge, Deutschland dem österreichischen Druck zu entreißen, oder wenigstens jenen Theil von Deutschland, den sein Geist, seine Religion, Sitten und Interessen mit dem Geschick Preußens verbinden, Norddeutschland. In den Plänen, die ich im voraus gemacht habe, ist keine Rede davon, Throne umzustürzen, dem sein Herzogthum oder jenem seine kleine Domäne zu nehmen. Auch würde der König dazu die Hand nicht bieten. Und dann gibt es Familienbeziehungen, Verwandtschaft, eine Unmenge von feind-seligen Einflüssen, gegen die ich stündlich kämpfen muß.

„Aber alles das, ebensowenig wie die Opposition, mit der ich in Preußen kämpfen muß, hat mich nicht hindern können, Leib und Seele einzusetzen für den Gedanken:

Norddeutschland in seiner logischen und natürlichen Gestalt unter Preußens Aegide bestehend. Um dieses Ziel zu erreichen, will ich allem trotzen, dem Exil und selbst dem Schaffot!"

„Darf ich Sie auch fragen, Herr Minister, wie Sie die freie Mission eines Nationalparlaments mit der strengen Behandlung zu versöhnen gedenken, welche die Kammer in Berlin dulden mußte? Vor allen Dingen aber, wie konnten Sie den König, den Repräsentanten des Rechtes von Gottes Gnaden, bestimmen, dies allgemeine Stimmrecht anzunehmen, welches vorzugsweise das demokratische Prinzip ist?"

Herr von **Bismarck** erwiderte mir lebhaft:

„Das ist ein Sieg, den ich nach vier Jahren des Kampfes errungen! Als der König mich vor vier Jahren berief, war unsere Lage eine der schwierigsten. Se. Majestät legte mir eine lange Liste liberaler Concessionen vor, aber keine einzige bezog sich auf die Militärfrage. Ich sagte dem König: Ich nehme es an, und je liberaler die Regierung sich zeigen kann, desto besser. Die Kammer ist hartnäckig auf der einen und die Krone auf der andern Seite. In diesem Conflict folgte ich dem König. Meine Verehrung für ihn, meine ganze Vergangenheit, alle Traditionen meiner Familie, machten es mir zur Pflicht. Daß ich aber, durch Natur oder System, der Gegner der nationalen Repräsentation, der geborne Feind des Parlamentarismus sei, ist eine sehr willkürliche Voraussetzung.

„Ich habe mich nicht vom König trennen wollen im Streit mit der Berliner Kammer, als diese Berliner Kammer sich einer Politik entgegensetzte, die sich Preußen als eine Nothwendigkeit ersten Ranges aufdrängte. Aber niemand hat das Recht, die Beleidigung gegen mich auszusprechen, ich wolle Deutschland mit meinem Parlamentsplane mystificiren. An dem Tage, wo meine erfüllte Aufgabe, meine Pflichten gegen meinen Souverän sich nicht mehr mit meinen Pflichten als Staatsmann vereinigen, würde ich mich sofort zurückziehen, ohne daß ich deshalb mein Werk zu verläugnen brauchte."

„Das sind im wesentlichen," schließt M. Vilbort, „die politischen Ansichten, die Herr von Bismarck mir mittheilte. Seine Gedanken, eine andere Form empfangend, sind vielleicht unter meiner Feder mehr oder minder bezeichnend geworden, doch habe ich mich befleißigt, sie so treu als möglich wiederzugeben."

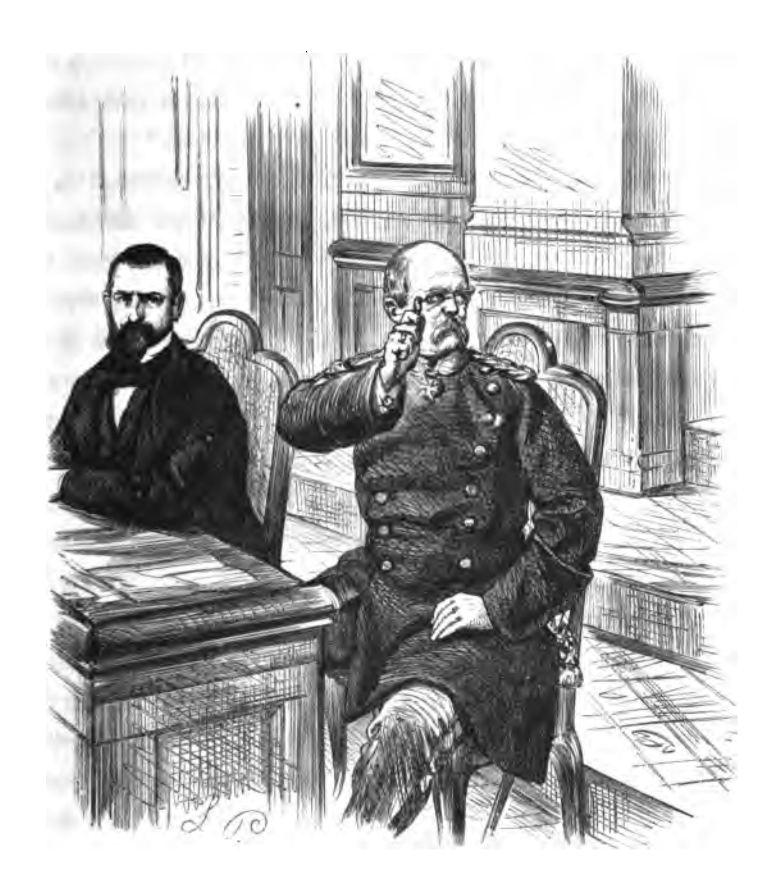
Wir haben den Bericht des geistvollen Franzosen absichtlich gerade an diese Stelle gesetzt, weil Graf Bismarck in demselben, abgesehen von sonst interessanten Aeußerungen, auch nicht leicht mißzuverstehende Andeutungen über den Gang seiner künftigen Politik gemacht hat; denn es versteht sich wohl von selbst, daß wir uns

hier nicht berufen fühlen können, über Bismarcks Politik in den letzten drei Jahren zu schreiben. Was er in diesem Zeitraum gethan und wie er's gethan, steht ja lebendig vor Jedermanns Augen und leuchtet in frischester Erinnerung. — Geschichte darüber zu schreiben ist zur Zeit noch unmöglich und Zeitungsartikel darüber leisten wir andern Orts. Unsere aufmerksamen Leser aber werden sich überzeugt haben, daß wir abweichend von andern die neuesten Thaten und Reden Bismarcks nicht im Widerspruche mit seinen früheren Thaten und Reden finden; wir glauben auch genugsam dargethan zu haben, daß sich der Bismarck von heute ganz folgerichtig aus dem Bismarck von 1847 entwickelt hat, daß der große, aristokratische Staatsmann noch ebenso fest der „Mann des Königs" ist, wie er es ehedem als der „Junker Heißsporn" oder der conservative Parteiführer war. Die Forderung der sogenannten Indemnität, die Amnestie, die directen Wahlen und alles was man noch sonst hier lobend, dort tadelnd als „Bismarcks Widersprüche" zu bezeichnen pflegt, sind eben nur scheinbare Widersprüche, die sich sofort lösen, wenn man auf den Grund geht. Man kann begreiflicher Weise über vieles anderer Ansicht sein wie er, und so warm wir Bismarck bewundern, für unfehlbar halten wir ihn nicht, aber unserer Meinung nach sollte man doch mit dem Tadel seiner einzelnen politischen Acte recht sehr vorsichtig sein, auch da, wo solche unangenehme Ueberraschungen mit sich führen, denn es ist gerade ein ganz unvergleichlicher politischer Instinct, der ihn zur Führerschaft befähigt und ihn Mittel und Wege finden läßt, die freilich in keinem Programm stehen, zuweilen hart gegen die Theorie verstoßen, in der Praxis aber ihren großen Segen für das preußische Königthum und das deutsche Volk haben oder haben werden.

Wir haben Bismarcks Persönlichkeit in verschiedenen Lebensaltern geschildert, in der letzten Zeit hat er sich auf den ersten Anblick wenig geändert. Wer ihn nur von weitem im Landtage oder Reichstage gesehen, wie er mit dem Augenglase um sich späht, Actenstücke durchfliegt, oder auch mit dem Bleistift ficht, der hat eben nur die mächtige Gestalt im schlichten blauen Rock des Königs mit einer einzigen Ordensdecoration, einem Halskreuz, erblickt; man muß näher treten, um zu bemerken, daß die Zeit doch nicht nur freundlich grüßend an dem Bundeskanzler vorüber gegangen; solche Dienstjahre, wie die Bismarcks in dieser Periode seines Lebens, zählen doppelt, wie die Kriegsjahre des Soldaten. Bismarck zählt nach dieser Berechnung mehr als 54 Jahre.

Auch als Redner zeigt der Bundeskanzler sich fast ganz so wie ehedem, nur ist er ruhiger geworden. Ein Reichstagsmitglied, Herr L. Bamberger, schildert ihn in

seinem Buche: „Monsieur de Bismarck“ (Paris 1868, auch zu Breslau in deutscher Uebersetzung erschienen) wie folgt: „Bismarck ist ganz und gar nicht das, was man einen Redner nennt, aber trotz der Unvollkommenheit seines Auftretens beherrscht er seine Zuhörer durch die Energie und Raschheit der innerlichen Arbeit



seines Gedankens. Obgleich man versichert, daß die Gewöhnung öffentlich zu reden und das Vertrauen auf gute Aufnahme seiner Worte bei den Hörern ihn in letzter Zeit die Zunge mehr gelöst haben, so entwirft doch einer seiner Bewunderer, der ihn im Reichstag hörte, folgendes Portrait von ihm: „Keine Anmuth der Sprache, keine Fülle des Ausdrucks, nichts was die Hörer fortreißt. Sein Organ, obwohl klar und verständlich, ist trocken und wenig ansprechend, der Klang seiner Stimme ist eintönig, er unterbricht sich und hält inne, zuweilen zeigt sich eine Art von Stammeln, als ob

die widerspenstige Zunge den Gehorsam versagte, als ob er mühsam um den rechten Ausdruck für seine Gedanken ringen müßte; seine unruhigen Bewegungen rück- und vorwärts unterstützen den Eindruck seiner Rede gar nicht. Indessen, je länger er spricht, desto mehr überwindet er alle Schwierigkeiten, es gelingt ihm, seine Worte aufs knappste den Gedanken anzupassen und kommt endlich zu machtvollen Ausfällen, die sogar oft, wie man weiß, zu machtvoll sind." „Man muß zugeben," setzt Herr Bamberger hinzu, „daß seine Rede, obwohl kunstlos, doch oft bilderreich ist. Sein scharfer und klarer Geist verachtet die Färbung nicht, wie ja auch seine robuste Constitution sich nervöser Reizbarkeit nicht immer entziehen kann."

Derselbe Schriftsteller sagt an einer andern Stelle seines Buches: „... einem Gegner gegenüber kann er herausfordernd sein, boshaft, selbst tückisch, aber er ist nicht falsch; er kann Moral und Justiz verletzen, aber er wird den guten Geschmack nie durch pathetische Haltung verletzen. Er gehört nicht zu dem Geschlecht der Bulletin-Helden, welche glauben daß man die Welt mit gefühlvollen Redensarten regiert, und daß man ein öffentliches Elend besiegt, wenn man es in pomphafte Gemeinplätze einwickelt. Gerade im Gegentheil, er gehört zu denen, welche in dem Drange, die Gegensätze zu betonen, über das Ziel hinausschießen. Hatte er nöthig, in dem Comité der Kammer das Feuer- und Eisen-Princip zu proclamiren?"

Das Beispiel ist sehr unglücklich gewählt, abgesehen davon, daß durch Verwechselung die sogenannte Blut- und Eisen-Theorie durch „principe du fer et du feu" gegeben ist, denn Bismarck hat diese Theorie, mit der man die Philister schaudern machte, niemals proclamirt. In einem geradezu friedlichen Sinne wurden in jener Comité-Sitzung am 1. September 1862 auf die Schonung von Blut und Eisen hingewiesen. Es wird aber nichts helfen, das zu sagen und zu widerholen; es wird Bismarck nun ein Mal die Blut- und Eisen-Theorie zugeschrieben und sie wird ihm bleiben, denn sie ist zum „geflügelten Wort" geworden. (Cf. Büchmann: Geflügelte Wörter, 4. Auflage, pag. 224.)

Eine zweite Schilderung von Bismarck als Redner (von Glagau) entnehmen wir dem Daheim:

„Die cavalierartige Persönlichkeit des Grafen Bismarck, sein ungenirtes Sichbewegen, vor allem sein Weltruf als Diplomat und Staatsmann sollten in ihm auch einen glänzenden Redner vermuthen lassen; entweder einen solchen, der eine tiefdurchdachte, wohlausgearbeitete Rede ohne Stocken und Mühe im eleganten Flusse vorträgt, oder noch mehr, einen Redner von natürlicher Beredtsamkeit, dem die

Gedanken und Bilder während der Rede aus der Seele quellen, die Wortspiele und rhetorischen Figuren, welche der Augenblick geboren, im beschwingten Tanze von den Lippen hüpfen, der wie ein Improvisator redend dichtet, dessen Gedankenblitze und Schlagworte fernhin treffen, die Herzen der Hörer erschütternd und entzündend. —



Keins von beiden. Allerdings hat er vorhin mit beflügeltem Gänsekiel einige Noten auf einen schmalen Streifen Papier, wie ein Recept anzusehen, hingeworfen, worauf er, während er die Daumen um einander drehend und den Oberkörper wiegend, jetzt zu dem Hause spricht, von Zeit zu Zeit einen Blick wirft; aber dennoch stockt und zaudert er gar oft, ja er stammelt sogar und verspricht sich nicht selten, er scheint mit dem Gedanken zu ringen und die Worte klimmen halb widerspenstig über die Lippen; nach zweien oder dreien läßt er jedesmal eine kurze Pause eintreten und man glaubt dann ein unterdrücktes Schluckſen zu hören; er spricht ohne Gesten, Pathos und

Tonfall, indem er, ohne auf eines seiner Worte besonderen Nachdruck zu legen, zuweilen ganz falsch die Endsilben oder das nachhinkende Verbum accentuirt. Ist das der Mann, der nun eine zwanzigjährige parlamentarische Laufbahn hinter sich hat; der schon im vereinigten Landtage von 1847 als Abgeordneter der sächsischen Ritterschaft zu den Führern und schlagfertigsten Rednern der damaligen äußersten Rechten gehörte; der 1849 und 1850 als Mitglied der zweiten Kammer und des Erfurter Unionsparlaments durch seine scharfen bitteren Reden die liberale Majorität in Aufregung und Wuth versetzte; der endlich seit 1862 als Ministerpräsident im Abgeordnetenhause einer geschlossenen Phalanx von Fortschrittsmännern fast allein gegenüberstand, ihre Herzensergießungen voll Selbst- und Sicherheitsgefühl sofort mit gleicher Münze bezahlend, ihre spöttischen und höhnischen Ausfälle gegen ihn zur Stelle und mit aufblitzender Geistesgegenwart erwidernd, ja sie durch witzige Impromptus und schneidende Sarkasmen noch herausfordernd und sie oft bis ins Herz verwundend?

Ja, es ist derselbe Mann, und im Nothfall noch eben so scharf und beißend wie früher, wenngleich er seit seinem großen Siege mehr den staatsmännischen Ernst, die ruhige Objectivität und die versöhnliche Haltung walten läßt, die seiner jetzt allgemein anerkannten Größe entsprechen. Allmählich kommt seine Rede mehr in Fluß und Wärme, und nun entfaltet sie auch ihre eigenthümlichen Reize: jene originelle und frische, kernige und saftige, freie und gerade Ausdrucksweise, der man in unserer blasirten Zeit ganz entwöhnt war —, daher sie seine Gegner „parador", „frivol" und „burschikos" nannten; welcher wir eben eine ganze Sammlung von gelegentlichen Sentenzen verdanken, die — wie die folgenden: „Catilinarische Existenzen," „Leute, die ihren Beruf verfehlt haben," „Blut und Eisen," „Oesterreich soll seinen Schwerpunkt nach Ofen hin verlegen," „Man muß diesen Conflict nicht zu tragisch nehmen," — bald als Sprichwörter umherliefen und inzwischen ihre tiefe Wahrheit und zutreffende Richtigkeit enthüllt haben. Wie wahr und treffend und zugleich wie farbig und greifbar definirt er bei Einbringung des Entwurfs zur Bundesverfassung den Nationalcharakter der Deutschen, der diese bisher an der Erreichung eines großen einheitlichen Vaterlandes verhindert habe: — „Es ist, wie mir scheint," sagt Graf Bismarck, „ein gewisser Ueberschuß an dem Gefühle männlicher Selbständigkeit, welcher in Deutschland den Einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen, als auf die der Gesammtheit. Es ist der Mangel jener Gefügigkeit des einzelnen und des Stammes zu Gunsten des Gemeinwesens, jener Gefügigkeit, welche unsere Nachbarvölker in den

Stand gesetzt hat, die Wohlthaten, die wir erstreben, sich schon früher zu sichern." — Und wie der Redner zum Schlusse das Haus mahnt, seine Aufgabe möglichst bald und vollständig zu erfüllen — „denn das deutsche Volk, meine Herren, hat ein Recht, von uns zu erwarten, daß wir der Wiederkehr einer solchen Katastrophe (nämlich eines deutschen Krieges) vorbeugen, und ich bin überzeugt, daß Sie mit den verbündeten Regierungen nichts mehr am Herzen liegen haben, als diese gerechten Erwartungen des deutschen Volkes zu erfüllen." — Mit dieser schönen Mahnung, einfach, doch würdig und warm gesprochen, hat er gleich dem größten Redner die ganze Versammlung elektrisirt, denn rauschender Beifall erschallt von allen Bänken."

Neben dem Reichstage des Norddeutschen Bundes war es im Jahre 1867 vorzugsweise die Luxemburgfrage, welche die Aufmerksamkeit auf Bismarck lenkte; wahrscheinlich sind jetzt schon viele von denen, die damals im frischen Siegesbewußtsein den Krieg um die ehemalige Bundesfestung forderten, inne geworden, daß Bismarcks maßvolle Haltung hohe politische Weisheit war. Es war am Tische Bismarcks, kurz nachdem Luxemburg für neutral erklärt worden war, da sprach ein Gelehrter die Meinung aus, daß es Preußen doch hätte auf einen Krieg mit Frankreich ankommen lassen müssen. Bismarck versetzte sehr ernst: „Mein lieber Professor, ein solcher Krieg hätte uns wenigstens 30,000 Mann brave Soldaten gekostet, und uns im besten Falle keinen Gewinn gebracht. Wer aber nur ein Mal in das brechende Auge eines sterbenden Kriegers auf dem Schlachtfeld geblickt hat, der besinnt sich, bevor er einen Krieg anfängt." Als er nach dem Diner mit einigen Gästen im Garten spazierte, blieb er an einem offenen Rasenplatze stehen und erzählte, wie er in jener Nacht vor dem schweren Junitage, an welchem die Kriegserklärung gegen Oesterreich erfolgte, auf diesem Platz unruhig und tief bewegt auf- und abgeschritten sei. In qualvoller Bangigkeit habe er die Königliche Entscheidung erwartet. Als er endlich hinaufgekommen, habe ihn seine Frau gefragt, was denn geschehen sei, daß er so verstört aussehe. „Eben weil nichts geschehen ist, darum bin ich so aufgeregt!" antwortete er und ging in sein Cabinet. Einige Minuten später, kurz vor Mitternacht, erhielt er die Königliche Entscheidung, die Kriegserklärung.

Vom 5. bis zum 14. Juni 1867 verweilte Graf Bismarck im Gefolge des Königs zu Paris, wo er der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war. Die Pariser können sich unsern Ministerpräsidenten gar nicht anders, als in weißer Cürassieruniform denken. Eine wahre Flut von meist erschrecklich schlechten Bil-

dern von ihm wurde zu einem Sou das Stück verkauft, nur an der weißen Uniform war erkennbar, daß es Bismarck sein sollte.

Vom Ende Juni bis Anfang August verweilte er mit seiner Familie in Varzin, einem Gut in Hinterpommern, welches er im Frühling erkauft hatte.

Am 14. Juli 1867 wurde er zum Kanzler des norddeutschen Bundes ernannt, ging Anfang August zu dem Könige nach Ems und eröffnete am 15. August zu Berlin die Sitzung des Bundesraths.

Am 15. November wurde der Landtag eröffnet und am 29. Februar 1868 geschlossen, am 23. März wurde der Reichstag des Norddeutschen Bundes eröffnet, und an diesen schloß sich das Zollparlament an, kein Wunder, daß unter dieser Riesenlast von Arbeit endlich auch die Kraft des Ministerpräsidenten völlig erlag. Im Juni 1868 erkrankte er schwer, und erst Ende des Monats war es ihm möglich, nach Varzin zu gehen, wo er sich in vollkommener Zurückgezogenheit und gänzlicher Enthaltung von allen regelmäßigen Geschäften nur sehr langsam etwas erholte, aber bei andauernder nervöser Schlaflosigkeit doch nicht wieder zu Kräften kommen konnte. Er trug damals vielleicht an der Hemmung seiner Thätigkeit schwerer noch, als an seinem Leiden. „Schickt mir nur keinen Secretär her, denn sonst arbeite ich!“ hörte man ihn damals mißmuthig ausrufen. Trotz aller öffentlichen Abmahnungen verfolgte ihn die Flut der Briefe auch nach Varzin; die ganze Correspondenz mußte begreiflicher Weise uneröffnet nach Berlin zurückgeschickt werden, wo man ausrechnete, daß während dieses Aufenthaltes in Varzin von dem Ministerpräsidenten nicht weniger als anderthalb Millionen Thaler an Unterstützungen verlangt worden waren.

Als es endlich einigermaßen besser ging, hatte Bismarck am 21. August das Unglück, sehr gefährlich mit dem Pferde zu stürzen. Er war mit seinen Freunden Moritz von Blankenburg und dem Legationsrath von Keudell spazieren geritten; auf einer Wiese bei Puddiger, einem ihm gehörigen Gute, $^5/_4$ Meilen von Varzin, trat sein Pferd in ein Loch, überschlug sich und fiel ihm mit seiner ganzen Last auf den Leib. Freilich hätte ein solcher Sturz noch viel traurigere Folgen haben können, indessen waren dieselben auch so traurig genug, und es vergingen wieder Wochen schweren Leidens und oft sehr banger Besorgnisse. Gerade in den Tagen, in welchen die ausländischen Zeitungen dem Bundeskanzler die geheimnißvollste und wundersamste Thätigkeit andichteten, lag derselbe in traurigster Weise darnieder. Es bracht wohl kaum bemerkt zu werden, daß die Blicke mit ängst-

licher Spannung nach Varzin gerichtet waren, daß man in allgemeiner Aufregung den Nachrichten von dort entgegensah und daß viele, viele Herzen erleichtert aufathmeten, als bessere Nachrichten kamen. Sie lauteten besser



Bismarck im Norddeutschen Reichstage.

damals, als sie eigentlich lauten durften, haben sich aber denn doch glücklicher Weise in der Folge bewährt.

Die Freude über die guten Nachrichten aus Varzin gab sich in der verschiedensten Weise kund, namentlich auch in der Zusendung von Mitteln gegen die Schlaflosigkeit. Bismarck amüsirte sich besonders über einen alten Soldaten,

der ihm rieth, **täglich ein Pfund** Portorikotaback zu rauchen; er schickte dem Braven eine Pfeife und eine Quantität Taback, mit dem Ersuchen, doch freundlichst für ihn zu rauchen.

Die Hallesche Zeitung enthielt das nachfolgende kleine hübsche Gedicht:

Ein Maulwurf grub — wo war es doch? —
Nun, bei Varzin, sich jüngst ein Loch
Gar tief und finster, denn das Licht
Liebt solch ein dunkler Klausner nicht,
Nun braust heran dein schneller Ritt,
In Klausners Gruft, welch schlimmer Tritt,
Hilf Himmel! wie dein edles Roß
Die fürchterlichste Lerche schoß
Und du betäubt dahingestreckt
Manteuffflisch „sieben Fuß" bedeckt.
Doch Dank dem Himmel! aufgerafft
Hast du dich bald in alter Kraft,
Und starke Schmerzen fühlst du nur
In deines Leibs Musculatur.

Nun theure Leser! nehmt die Lehr'
Aus diesem einen Fall daher,
Was man für Weh und Schmerz kann haben,
Wenn Finsterlinge Löcher graben.

Die Spitze gegen einen von uns hochverehrten und hochverdienten General, die vielleicht in den Versen liegt, lassen wir als völlig bedeutungslos, weil sie durch einen ganz grundlosen Klatsch hervorgerufen ist, mitlaufen.

Am ersten October 1868 überbrachte der Bürgermeister von Bütow mit einer Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten dem Ministerpräsidenten das Ehrenbürgerdiplom seiner Stadt. Bismarck empfing die Bütower Herren mit bekannter Leutseligkeit und sagte u. a., daß er dieses Diplom um so lieber annehme, als sich Bütow stets als eine patriotische und königstreue Stadt bewährt habe. Nach dem Diner bot er der Deputation die Gastfreundschaft seines Hauses für die Nacht an. Die ehrsamen Bürger aber erklärten, sie hätten ihren sorglichen und auch neugierigen Ehehälften versprochen, vor Mitternacht wieder heim zu sein, und müßten ihr Versprechen halten. Darauf wendete sich die Gräfin lächelnd zu ihrem Gemahl und sagte: „Da Du jetzt auch Bürger von Bütow bist, so wäre es mir sehr lieb, wenn Du von jetzt ab diesem guten Beispiele Deiner Bütower Collegen folgtest!" Bismarck lachte und zuckte die Achseln, eine Antwort hat er nicht gegeben.

Bei der endlichen Rückkehr nach Berlin wurde er u. a. auch durch das nachstehende plattdeutsche Gedicht begrüßt:

Mi freut et, dat He'r wedder is!

(Tum 2. December in Berlin.)

Mi freut et, dat He'r wedder is!
Nu schallt woll wedder gahn;
Un uhse Staatsschipp ganz gewiß
Bliv nu an'n Strand nich stahn.

Herrje! wat werr dat vor'n Schreck
Den us de Nahricht gav,
Dat bi'n Spazeerid em sin Scheck
Koppheister smäten af!

Ick abers tröst't mien Nabers bald:
„Snackt nich as en old Wief!
Wenn de ook mal herünnerfallt,
De hult den Nacken stief.

Un richtig: „Hurrah, noch lewt he!"
Geev bald de Zeitung kund, —
„De Knaaken doht em'n betjen weh,
Doch bleev sien Hart gesund."

Na — sä ick — wenn up sienen Nack
De Kopp man fast noch steiht,
Denn weet ick, dat de dütsche Saak
Ook fürder vörwarts geiht.

Drum, Fründe all' am hütgen Dag,
Wo he torüggkummt hier,
Laat't weihn van juem Huus de Flagg',
Stäkt an dat Freudenfüer!

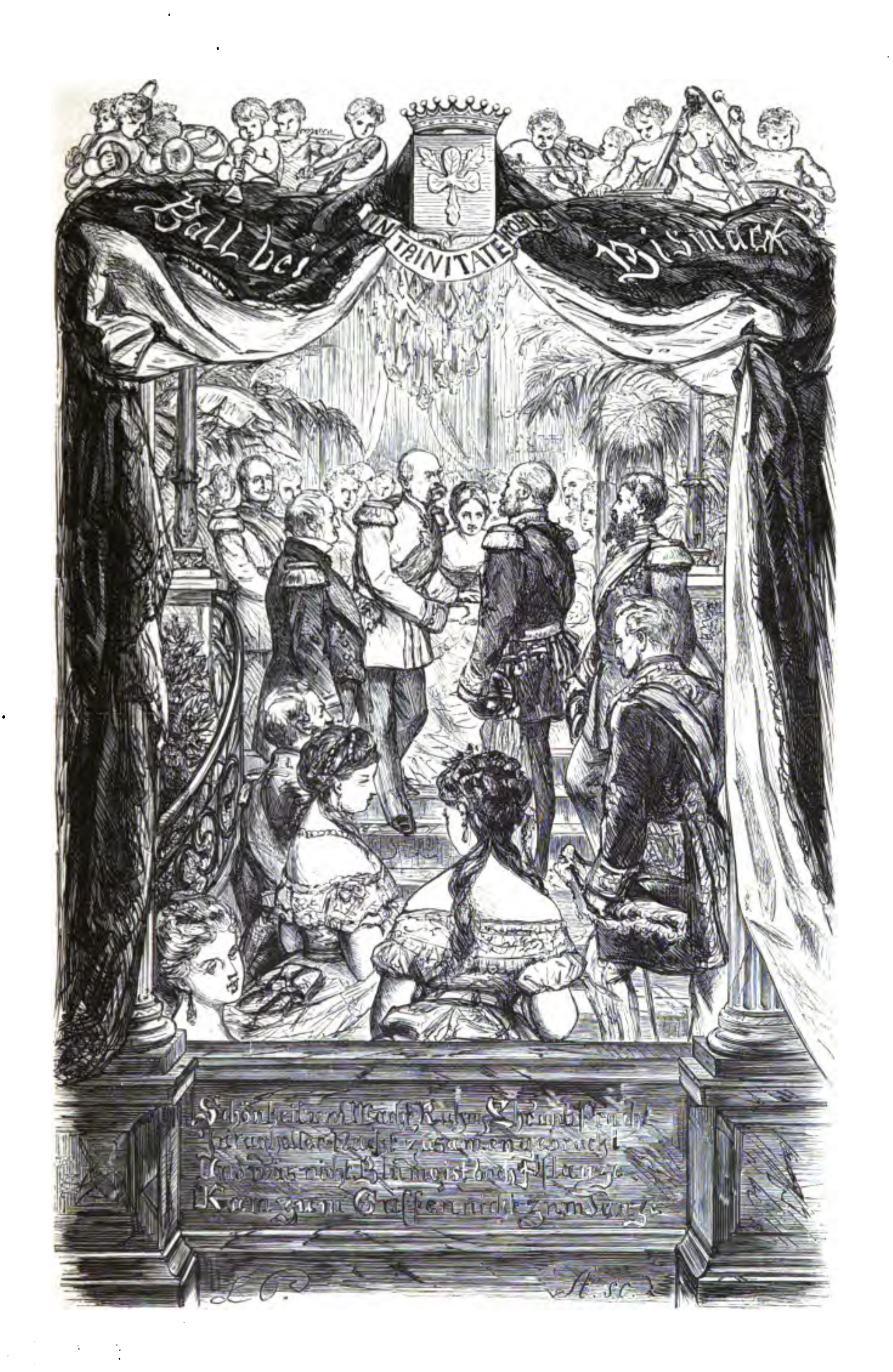
Van Pommern bit Westfalenland,
Van'n Rhein bit in de Mark —
Willkamen! roopt mit Mund un Hand
Vivat uns' Graf Bismarck!!

Die frische straffe Art, mit welcher Bismarck seitdem wieder in die Geschäfte eingetreten, läßt glücklicher Weise hoffen, daß sein langes und schweres Leiden gänzlich gehoben ist; an Schonung hat er freilich nie gedacht, wenn es sich um den „Dienst" handelte; doch nimmt er lebhaft an Jagdpartieen Theil, denn er findet in der erfrischenden Waidmannslust noch immer die beste Arznei für sich, und so war er im Monat December Theilnehmer an mehrern großen Jagden in der Provinz Sachsen, in der Mark und selbst in Holstein. Dort, in Ahrensburg, wo er zwei Tage bei dem Grafen Schimmelmann jagte, wurde ihm von Seiten der dortigen Bevölkerung ein glänzender Fackelzug gebracht.

Am 30. December abends, kurz vor der Abreise des Grafen, erschien ein langer Zug von vielen hunderten, jung und alt, mit 200 hellflackernden Pechfackeln auf dem Schloßhof, ein Musikcorps vorauf, gefolgt von 60 berittenen Landleuten. Graf Bismarck trat — nachdem der Führer des Zuges erklärt hatte, daß sie gekommen seien, um dem Herrn Ministerpräsidenten ihre Verehrung zu bezeugen — vor die Menge und sprach etwa Folgendes:

„Mir ist es eine Freude, daß Sie mich so freundlich als Landsmann begrüßen, und danke ich Ihnen für die Ehre, die Sie mir erweisen; ich sehe darin einen Beweis, daß das Gefühl des Zusammengehörens auch bei Ihnen immer mehr und mehr zur Wahrheit geworden, und das werde ich mit Freuden dem Könige berichten. Zusammengehört als Deutsche haben wir ja immer, wir waren ja stets Brüder, wir haben es nur nicht gewußt. Auch in diesem Lande gab es verschiedene Stämme, Schleswiger, Holsteiner, Lauenburger, so wie es auch Mecklenburger, Hannoveraner, Lübecker, Hamburger gibt, und sie können alle gern bleiben was sie sind, in dem Bewußtsein, daß sie Deutsche, daß sie Brüder sind. Und wir hier im Norden sollen es uns doppelt bewußt sein mit unserer plattdeutschen Sprache, die sich hinzieht von Holland bis zur polnischen Grenze; wir sind es uns auch bewußt, haben es uns früher nur nicht gesagt. Daß wir uns aber unserer deutschen Abkunft und Zusammengehörigkeit wieder so freudig und lebhaft bewußt worden sind, das lassen Sie uns dem Manne danken, durch dessen Weisheit und Energie dies Bewußtsein eine Wahrheit, eine Thatsache geworden ist, indem wir auf unsern König und Herrn ein herzhaftes Hoch ausbringen. Se. Majestät, unser allergnädigster König und Herr, Wilhelm der Erste, lebe hoch."

Ein dreimaliges Hoch aller Anwesenden klang über den Schloßhof. Fackelträger und Fußgänger begleiteten darauf den Gefeierten bis zur nahen Bahnhofsstation, wo die Bauernvögte, die den Reiterzug geführt hatten, dem Grafen vorgestellt und von diesem in freundlichen Worten begrüßt wurden. Ein vielhundertstimmiges Hurrah folgte dem Zuge, als dieser sich bald darauf in Bewegung setzte.


Ball bei Bismarck
IN TRINITATE ROBUR

IX.

Ball bei Bismarck.

„Schönheit und Macht,
Ruhm, Ehr' und Pracht,
In tagheller Nacht
Zusammengebracht —
Und was nicht Blume,
Ist doch Pflanze,
Kam zum Gaffen,
Nicht zum Tanze!"

„Ball bei Bismarck" haben wir diesen Abschnitt überschrieben, der Kürze wegen und dem Anlaut zu Liebe, denn eigentlich ist bei diesen großen Nachtgesellschaften mit Büffet=Tractement nach Mitternacht, der Ball für die Mehrzahl der Gäste eine Nebensache; diese ganze aus England stammende Einrichtung gefällt uns ebenso wenig als die englische Benennung „Rout", denn das Hauptkennzeichen derselben ist, daß noch ein Mal so viel Gäste geladen werden, als in den Räumen Platz haben, und solches Verfahren eben verstößt gegen unsere altmodischen Begriffe deutscher Gastlichkeit. Die Einrichtung des „Rout" kann eigentlich nur dann sich aufrechterhalten, wenn die Mehrzahl der Gäste nur auf eine Viertelstunde erscheint und dann wieder verschwindet, um sich auf einem andern „Rout" sehen zu lassen. Das unaufhörliche Auftreten neuer Personen, der stete Wechsel der wimmelnden Gesichterdecoration mag dann auch seinen eigenen Reiz haben. Das alles aber findet nicht statt bei Bismarck, denn wenn der „Ministerpräsident und die Gräfin von Bismarck=Schoenhausen" ihre Einladungen aussenden, dann hat sicher kein Haus in Berlin den Muth, sich an demselben Tage der Gesellschaft zu

öffnen und mit Bismarck in eine Festconcurrenz einzutreten. Die Folge davon aber ist, daß die Gäste alle, alle kommen und so lange bleiben, als sie es irgendwie im Stande sind. Nun sind, wie wir bereits mitgetheilt haben, die Räume im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten im höchsten Grade beschränkt, und daraus ergibt sich denn eine Enge, ein Gedränge, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann, bevor man es selbst genossen hat. Dazu kommt die Hundstagstemperatur in den taghell erleuchteten Salons und die Unmöglichkeit zu sitzen, welche nur von den Reichstagsmitgliedern und Landtagsabgeordneten nach ihrem vollen Werthe geschätzt wird, denn diese finden hier nach ihren langen Plenar- und Commissionssitzungen reichlich Gelegenheit, sich auszu — stehen.

Durch einen Wald von Tropengewächsen und einen Orangenhain mit „eingesprengten" Mitgliedern der Hausdienerschaft in großer Livree, gelangt der Gast über die Treppen hinauf in den ersten Salon, wo der Ministerpräsident im weißen Uniformrock, mit Stern und Ordensband, neben seiner Gemahlin die Ankommenden begrüßt, einige freundliche Worte mit ihnen wechselt und sie dann eintreten läßt. Der Eingetretene geht aber sofort in dem Meer von blendendem Lichte und dem Gewühl der Menschen buchstäblich unter; erst nach einer ziemlichen Frist kommt der, dem diese Nachtgesellschaften nicht eine langjährige Gewohnheit sind, langsam wieder zu sich. Zuerst vernimmt er aus dem Geschwirr um sich her einzelne Worte, er lernt sie nach und nach verstehen, er hört ganze Sätze, er begreift sie; dann kommt das zweite Stadium, er sieht wieder, er sieht, daß er zwischen rosenrothen und blaßblauen Wolken von Mull oder ähnlichen Stoffen schwimmt, er erkennt mit wahrer Freude die Goldfäden, welche durch diese Wolken sich ziehen; mit den Molltönen des Mull wechselt das Dur der Seide, der scharfe Glanz des knisternden Atlas; dann kommen runde Schultern, glänzende Nacken, wogendes Gelock, lächelnde Gesichter, der Glückliche sieht das alles, denn er geht an einer Damengruppe hin. Er geht? Nein, er schleicht, oder er schiebt sich vielmehr vorwärts, ohne die Füße aufzuheben; die gütige Mutter Natur hat ihn in ihrer Weisheit instinctmäßig erkennen lassen, daß er nothwendig auf die eine oder die andere Damenschleppe treten muß, so bald er seinen Fuß auch nur eine Viertellinie breit vom Parquet erhebt. Und so schiebt er sich denn weiter an der linken Flanke dieses Bataillons hin, aus welchem die schönen Augen um die Wette blitzen mit Goldschmuck und Edelgestein. Er kann das wagen, denn all das Feuer gilt nicht ihm, dem passirten Fünfziger. Mit ängstlicher Bewunderung schaut er um sich, da ist er plötzlich fest gemacht, denn es ist unmöglich, diese neue Schaar, die sich ihm entgegenstaut, in der Front zu durchbrechen. Hof-

galauniformen, schwarze Fracks mit breiten Ordensbändern, Civiluniformen mit goldnen und Officieruniformen mit silbernen Stickereien, es ist alles vertreten, und Schulter an Schulter stehen die Träger in summender Unterhaltung. Lauter fremde Gesichter! Da legt sich eine sehr große Hand, aber natürlich in einem zarten Handschuh, der sicher besonders für diese große, gute Hand gemacht ist, auf den Arm des ängstlich Unentschlossenen, ein bekanntes Gesicht neigt sich ihm grüßend zu und eine bekannte Stimme sagt: „Guten Abend, lieber Alter!“ Der aber erkennt seinen bewährten Gönner und Freund immer noch nicht, denn er hat ihn noch nie in großer Uniform mit dem Orange und weißen Ordensband gesehen. Als er ihn aber endlich erkennt, da kommt eine große Befriedigung über ihn, er fühlt sich nun sicher, er ist nicht mehr allein. Andere Bekannte finden sich dazu, man tauscht Bemerkungen, ja es kommt sogar zu einer Art von Unterhaltung, wenn auch mit Hindernissen. Man schiebt sich hin und her, und wird geschoben; unmöglich bis zum Tanzsaal durchzudringen, aber man hört doch die Musik vom Garde-Cürassier-Regiment sehr gut, und zuweilen fällt auch ein Diener mit einer Platte voll Eisschalen den Kühneren in die Hände, was bei der Hitze eine wirkliche Wohlthat ist. Sehr komisch wirkt es dabei, daß fortwährend über Enge und Hitze geklagt wird und daß doch keiner der Klagenden Miene macht, sich diesen Lasten auf die einfachste Art von der Welt durch seine Entfernung zu entziehen.

Da neigen sich plötzlich all die mit Blumen, Federn und Schmucksteinen gezierten Häupter langsam nieder und heben sich dann wieder, es ist wie wenn die Abendluft leise durchs Feld geht, so schwanken da und regen und bewegen sich alle Halme, alle Blumen, auf und nieder, hin und her.

König Wilhelm schreitet heran, von seinem Ministerpräsidenten geführt. Der hohe königliche Mann neigt sich in ritterlicher Artigkeit bald vor dieser, bald vor jener Dame, er spendet verbindliche Worte, die aber eben mehr wirkliche Verbindlichkeiten und weniger Worte sind, als das sonst der Fall sein mag. Hier reicht er einem General die Hand, dort nickt er einem Herrn zu — der Weg, den der König genommen, ist durch glückliche und stolze Gesichter bezeichnet. Wer darüber spotten kann, der weiß es ganz einfach nicht, wie's einem Preußen thut, wenn des Königs Hand seine Hand faßt und des Königs Auge ihm so groß und mild ins Auge blickt.

Aber man muß König Wilhelm und Bismarck zusammensehen, um einen so recht herzerwärmenden Anblick zu haben. Der große Held, Prinz Eugen, oder Eugenio von Savoye, wie er sich italienisch, deutsch und französisch schrieb, sagte einst von den drei Kaisern, denen er gedient: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Freund,

Carl ist mein Herr!“ In Bismarcks Benehmen mit dem Könige liegt Verehrung wie für einen Vater, Liebe wie zu einem Freunde, und die vollste Achtung vor dem Herrn. Es ist eben ein einziger Anblick, das zu sehen!



Und die Königin zieht jetzt durch das leuchtende Gewimmel, mit königlicher Einfachheit gekleidet, sie redet mehrere der Reichstagsmitglieder an; wenn der Segler durch die Meerflut rauscht, wenn der Schwan über den blanken Spiegel hingleitet, so erscheint ein Silberstreifen, der ihre Bahn bezeichnet; ein ähnlicher Streifen verräth den Gang, den die Königin durch das Gewühl genommen.

Das ganze königliche Haus ist anwesend.

Der hohe, stattliche Herr dort mit männlich schönem Antlitz, der in der lichtblauen Dragoneruniform mit dem gelben Kragen, in der man ihn noch nicht zu sehen gewohnt, noch größer erscheint, ist unser Kronprinz. Er unterhält sich lebhaft mit einem fremden Diplomaten in goldstarrender Gala und ist sichtlich in bester Laune. Prinz Albrecht, des Königs jüngster Bruder, schreitet rasch vorüber mit soldatisch freiem Wesen, er schüttelt dem und jenem cordial die Hand. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu ihm bildet sein älterer Bruder Prinz Carl, der General-

Feldzeugmeister, er steht inmitten eines Kreises aufrecht und stolz, aber doch zwanglos; ein spöttisches Lächeln spielt meist in seinen Zügen; in seinen Augen liegt ein merk-



würdiger Doppelausdruck von scharfer Beobachtung und Gleichgültigkeit. Und wie er bald diesen, bald jenen zu sich heranwinkt, ohne auch nur die Hand zu heben; das ist die untadelhafte Manier der Grandseigneurs einer vergangenen Zeit — man fühlt, daß Prinz Carl noch ganz und unversehrt das Prinzenbewußtsein von ehedem hat; für ihn steht alles, was nicht Prinz ist, auf gleicher Stufe; Rang, Titel, Würde machen für ihn keinen Unterschied. Gegen die Minister und hohen Würdenträger ist er gerade ebenso herablassend, wie gegen den Schriftsteller, den er da eben zu sich heranwinkt. Er allein treibt noch wirklich das „métier de prince“.

Die behäbige Gestalt mit dem guten, tapfern Gesicht in der Admiralsuniform ist Prinz Adalbert, ein Vetter des Königs, er spricht mit Herrn von Selchow, dem Minister der Landwirthschaft, der von weitem ganz wie ein Officier von der Cavallerie aussieht. Alle Prinzen des königlichen Hauses tragen das Kreuz vom Orden pour le mérite, sie sind also alle im Feuer gewesen.

Dort mit dem Grafen Eulenburg, der durch den Typhonsturm und über Japan ins Ministerium des Innern gelangte, unterhält sich Prinz Friedrich Carl; die hohe Stirn, das feste, bärtige Antlitz, die großen Augen mit dem einsamen, stillen Blick darin, die gedrungene Gestalt in dem rothen Attila von Ziethenhusaren —

das ist der Held von Düppel und Sadowa; dann auch Mitglied des norddeutschen Reichstags.

Die Gesichter in der Gruppe dort sind allen bekannt, denn ihre Bilder hängen in allen Bilderläden, sie haben ihre Namen mit dem Schwert in das Buch der



Geschichte geschrieben. Man kann auf jedem Schritt hier einen Helden begrüßen. Freilich kommen auch absichtliche und unabsichtliche Mißverständnisse vor, wie sich denn die hübsche junge Dame dort nicht genug verwundern kann, daß der tapfere alte Steinmetz, der ruhmreiche Held von Nachod und Skalitz, noch so jung ist und Civil trägt. Man hatte ihr einen Reichstagsabgeordneten aus Pommern als den berühmten General bezeichnet und ließ sie boshafter Weise bei dem Wahn.

In all dem glänzenden Gewirr und Geschwirr, in der blendenden Helle und Hitze haben kluge Pfadfinder und Sonntagskinder, die alles wissen, auch den Weg zu einer kräftigen Erfrischung gefunden, die in einem dunkeln Gebüsch lockend und doch halb scheu verborgen winkt. In edeln silbernen Vasen steht dort kühles, köstlich kühles Bier bereit. Alle die fast Verschmachteten, die sich dort laben, singen Bismarcks Lob, denn Er hat diese Neuerung eingeführt; bei Bismarck zuerst wurde das Bier in Berlin salonfähig. Und es hat sich in kurzer Zeit so beliebt zu machen verstanden,

daß selbst zarte Damen und hohe Prinzen es jetzt nicht mehr verschmähen, dem königlichen Gambrinus ganz offen zu huldigen.

Beim Bier herrscht dort ungezwungene Unterhaltung; ein Witzling hat verbreitet, das köstliche Naß sei von Schwechat gekommen und ein Geschenk des Oesterreichischen Reichskanzlers an den Norddeutschen Bundeskanzler; das wird von einigen freundlich geglaubt, von anderen gefällig dahin vervollständigt, daß Bismarck bereits Neunaugen und Flundern aus Pommern als Gegengabe an den Collegen in Wien abgesendet habe, und warum soll das eigentlich nicht Glauben finden? Früher wenigstens haben ganz freundliche, gesellige Verhältnisse zwischen Bismarck und Beust stattgefunden.

Ein alter Obrist z. D. murmelt etwas wie „timeo Danaos", verschluckt aber die folgenden Worte, weil er die lateinischen Endungen in der Rumpelkammer seines Gedächtnisses nicht gleich zu finden vermag, läßt sich dafür aber noch einen Kelch von dem vermeintlichen Danaergeschenk reichen und sehr wohl schmecken. Er fährt aber fast erschrocken zusammen, als sein Nebenmann bemerkt, daß Beust ebensowohl wie Bismarck der Sprößling einer altmärkischen Familie sei; Büste, der alte Stammsitz der Beuste, liege nur wenige Meilen von Bismarck, freilich sei die Familie dort schon lange nicht mehr heimisch. Unser Obrist z. D. beginnt eine bessere Meinung von dem österreichischen Reichskanzler zu hegen und trinkt behaglich aus.

Hier erzählt einer, daß Bismarck lachend gesagt habe: „Heute werde sich sein College, der Finanzminister, doch wohl überzeugen, daß diese Wohnung viel zu klein für den Ministerpräsidenten sei, und auf Abhilfe denken." Und nun ist der Kreis glücklich auf die abschüssige Bahn des Anecdotenerzählens gerathen, auf der aber gibt es keinen Anhalt.

Einer etwas kläglichen Deputation aus den neuen Landestheilen soll Bismarck mit gutem Humor auseinandergesetzt haben, Preußen sei gleich einer wollenen Jacke, in der man sich anfänglich auch höchst unbehaglich befinde, sobald man sich aber an sie gewöhnt habe, sei sie sehr angenehm und werde bald als große Wohlthat empfunden.

Eine andere Deputation ließ der Ministerpräsident eine gute Weile über die allgemeine Dienstpflicht und die Steuerlast klagen, dann sagte er sehr ernsthaft und im Ton höchster Verwunderung: „Ja so, die Herren haben gedacht, umsonst preußisch zu werden!"

Ein bekannter Politiker stellte an der Tafel Bismarcks eine sehr paradoxe Behauptung auf, einer der Anwesenden wollte sie widerlegen. „Bemühen Sie sich nicht“, rief Bismarck, „warten Sie noch zwei Minuten, und der Herr Professor wird sich sofort selbst aufs glänzendste wiederlegen!“

Im Jahr 1848 ging vielfach ein wüst Gerede von dem drohenden Abfall der Rheinprovinzen. „Wo wollen sie denn hinfallen?“ fragte Bismarck.

„Und in Frankreich sagt man nicht mehr „travailler pour le roi de Prusse“, ein verlorenes Liebesbemühen zu bezeichnen, sondern „travailler pour le maître de M. de Bismarck!“ flüsterte ein sehr wohlbeleibter Diplomat vorsichtig seinem Nachbar zu.

„Wie kommt es“, fragte König Wilhelm einst scherzend den Ministerpräsidenten und dessen Vetter, den Herrn von Bismarck-Briest, „daß die Bismarcke von Schoenhausen alle so hochgewachsene, breite Gesellen sind und die von Briest nicht?“ Graf Bismarck entgegnete: „Weil meine Vorfahren alle dem Könige als Soldaten gedient haben, während meine Vettern sich mehr ans Civil hielten!“ Rasch setzte Herr von Bismarck-Briest hinzu: „Darum habe ich auch meine sieben Söhne in die Armee eintreten lassen!“

Wirklich fochten sechs Bismarcke von Briest im letzten Kriege unter dem Banner des Königs; schade, daß der siebente nicht dabei war, der aber war als Landrath nicht „abkömmlich.“

„Aber,“ flüsterte der bleiche Assessor, der sich schon zahlloser Verse schuldig gemacht, „die eigentlich ästhetische Bildung fehlt Bismarck doch; ich habe es aus bester Quelle, daß er einst in Frankfurt, als am Pianoforte Goethes Perle: „Glücklich, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt!“ vorgetragen wurde, in den Ausruf ausbrach: „Welch eine Schneiderseele, dieser Goethe!“

Der bleiche Assessor sah aus, als fröstele ihn ob solcher Barbarei; einige lachten, andere zuckten die Achseln.

„Augenblickliche Stimmung mit Ansicht oder Meinung verwechselt!“ entschied der Regierungsrath aus der Provinz, der seine Verehrung für Bismarck sofort mit seinen ästhetischen Aspirationen zu vereinigen wußte, denn er kannte eigentlich nur Bismarck und Goethe.

„Ich erinnere mich Ihrer aus meiner Knabenzeit sehr wohl,“ sagte Bismarck 1864 zu dem Leibarzt des Prinzen Albrecht, dem Geheimrath Dr. von Arnim, „damals imponirten Sie mir gewaltig durch Ihre Energie!“

„Jetzt ist dies umgekehrt," entgegnete Arnim ruhig, „jetzt imponiren Sie mir durch Ihre Energie!"

Die Neger in Amerika schmücken sich bekanntlich gern mit den Namen berühmter Männer: Cäsar, Scipio, Hannibal, Aurelius, Washington, King James (König Jacob), Abraham Lincoln u. s. w. Kürzlich war solch schwarzer Herr betrunken und schrie wie wahnsinnig; er wurde gepackt und ins Loch gesteckt, am nächsten Morgen aber nüchtern vor den Bürgermeister geführt: „Wie ist Ihr Name?" Der Neger antwortete mit großer Würde: „Graf Bismarck" — homerisches Gelächter. Der Bürgermeister aber spricht: „Sie sind entlassen, einem so großen Namen muß man etwas durch die Finger sehen, künftighin machen Sie aber Ihrem großen Namensvetter in Berlin mehr Ehre."

Es war kein Ende abzusehen, Anecdote folgte auf Anecdote, ein Witzwort dem andern, jeder abtretende Erzähler wurde durch einen neu eintretenden ersetzt, bis endlich der Kreis um den Altar des Gambrinus durch die Nachricht gesprengt wurde, daß die Majestäten und der Hof, nach dem im Salon der Gräfin eingenommenen Souper, sich entfernt hätten.

Das war nämlich das Signal zum Speisen für die andern Gäste.



Das Büffetsouper ist die traurige Folge des „Rout" — es hat etwas beinahe Beschämendes, stehend, den Hut unter dem Arm und den Teller in der Hand zu soupiren, nachdem man sich mühselig mit Messer, Gabel und allen anderen Werkzeugen versehen hat, deren sich civilisirte Nationen zum Speisen bedienen! Indessen, der Mensch kann auch das leisten, und genießt man einiger Protection

und hat Geduld, so kommt man nach und nach doch zu einem vollständigen Souper, von der Tasse Bouillon an bis zur Schale Fruchteis. Bescheidene Gemüther freilich verzehren resignirt mit einem Löffel eine riesige Portion Schinkenpastete, oder was ihnen sonst das Kriegsglück auf den Teller gelegt hat, machen keine weiteren Ansprüche und halten sich am Wein schadlos, der leichter in Circulation gesetzt werden kann und hier in reichster Fülle strömt.

Unterdessen beginnt die Tanzmusik aufs neue und damit das eigentliche Tanzvergnügen für die Tanzlustigen und die schwere Prüfungsstunde für die chaperonnirenden Mütter und Tanten, die todesmuthig bis zum Cotillon ausharren.

Für die nichttanzenden Gäste aber wird es nun wirklich behaglich, das Gewühl ist nicht mehr so dicht, es wird mehr Raum, weil nun die für den Hof reservirten Salons frei sind, man findet bequeme Sitzplätze; ja, ein Rauchzimmer thut sich plötzlich auf, ein Rauchzimmer mit sehr edlen Cigarren, Eischampagner und heißem Kaffee, und überall sieht man den Ministerpräsidenten unter seinen Gästen freundlich und leutselig verkehrend, aufmerksam sorgend, daß es an nichts fehle, zum Trinken mahnend und sich an der Heiterkeit freuend, die er selbst verbreitet. Und wer, so gegen 5 Uhr morgens, mit dem herzlichen Händedruck Bismarcks entlassen wird, der nimmt sicherlich die Ueberzeugung mit sich, daß der erste Minister Preußens auch dessen liebenswürdigster Wirth ist.



Gräfin von Bismarck-Schoenhausen.

Bismarcks Wohnung in Berlin.

„Es ist ein kleines Hüttchen nur,
Die Thüre eng und schmal der Flur,
Und dennoch blüht im engen Raum
Mit aller Macht der Lorbeerbaum."

In demjenigen Theil der Wilhelmsstraße zu Berlin, der verhältnißmäßig still geblieben ist, obwohl er einerseits von der immer lebhaften und berühmten Straße „Unter den Linden", andererseits von der tobenden und brausenden Leipzigerstraße, einer Pulsader des Berliner Verkehrs, begrenzt wird, liegt nahe am Wilhelmsplatz ein sehr schlichtes, einstöckiges Haus mit 12 Fenstern in der Front — das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Graf Bismarck seit 1862 seine Amtswohnung hat.

Es ist das die bescheidenste Ministerwohnung in Berlin; in keinem größern Staat Europas wohnt der Minister der auswärtigen Angelegenheiten so beschränkt, wie hier Graf Bismarck. Neben sich hat der Ministerpräsident zur Rechten das Hotel des Fürsten Radziwill „entre cour et jardin" mit seinem Gitter und stattlichen Vorhof, zur Linken die Gebäude der Königlichen Geheimen Oberhofbuchdruckerei der Herren von Decker, gegenüber das von Schinckel so meisterhaft restaurirte ehemalige Johanniter-Ordens-Palais der Balley Brandenburg, welches jetzt dem Prinzen Carl von Preußen gehört. Einen Vorzug theilt Bismarcks Amtswohnung mit all den vornehmen Häusern der Wilhelmsstraße, sie hat einen großen Garten mit schönen alten Bäumen darin, der bis hinüber zur Königgrätzer Straße reicht.

Die ganze Strecke der Wilhelmsstraße, von den Linden bis zur Leipzigerstraße,

gehörte ursprünglich dem Thiergarten an, Grund und Boden war des Königs. Friedrich Wilhelm I überließ bei seiner Stadterweiterung das Terrain in größern und kleinern Parcellen seinen Generalen und höhern Beamten als freie Baustellen, die er dann bei der Erbauung, die er bekanntlich in ziemlich energischer Weise betrieb, auch mit Baumaterial und Befreiungen unterstützte. Auch das jetzige Grundstück Wilhelmsstraße 76 und Königgrätzerstraße 135, war laut Privilegium vom 21. September 1736 mit einem Freihaus besetzt, über dessen Erbauer einige Zweifel bestehen. Zweifellos war derselbe ein General von Pannewitz; wahrscheinlich Wolf Adolf von Pannewitz, geboren am 13. März 1679 zu Groß-Gaglow in der Niederlausitz, der König Friedrichs I. Jagd- und Reitpage gewesen und 1714 mit der aufgelösten Garde du Corps zu dem Regiment Gensd'armes gekommen war. Er wurde in diesem Regiment 1719 Obristlieutenant, 1725 Commandeur und 1728, nach dem Tode des Generalfeldmarschalls von Natzmer, Chef desselben. Pannewitz hatte am Rhein, in Italien und Brabant sich rühmlich gehalten und auch im ersten Schlesischen Kriege sich so ausgezeichnet, daß ihm der große König die wegen körperlicher Leiden nachgesuchte Dienstentlassung sehr ehrenvoll mit einem Gnadengehalt von 3000 Thlrn. ertheilte. Wie nun der Grundbesitz dieses alten Kriegshelden, der drei Königen von Preußen redlich gedient, an die bekannte Gräfin Barbara Campanini, verehlichte Präsidentin von Cocceji gekommen, vermögen wir nicht nachzuweisen, nach dem Hypothekenbuch aber verkaufte diese Dame das Haus am 10. April 1756 an „den Wirklichen Geheimen Etats- und dirigirenden Kriegsminister, auch Grand-Maître de Garderobe (Obrist-Gewand-Kämmerer) Herrn Grafen von Eickstedt Excellenz.“ Nach diesem Herrn besaß es dessen Wittwe, die Gräfin von Eickstedt-Peterswaldt, Caroline Friedrike geb. von Grumbkow; nach dieser die Tochter, die verwittwete Obermarschallin von Wangenheim, Philippine Juliane, geb. Gräfin von Eickstedt-Peterswaldt. Diese Dame aber war Bismarcks Großtante, denn sie war in erster Ehe vermählt mit dem königlichen Schloßhauptmann Ernst Friedrich von Bismarck auf Schoenhausen (geboren 1729, gestorben 1775), einem Großoheim des Ministerpräsidenten; so daß also im vorigen Jahrhundert schon ein Bismarck zugleich Schoenhausen und diese Wohnung in der Wilhelmsstraße inne hatte. Im Jahre 1804 kaufte das Haus der hannöversche Finanzrath Johann Crelinger, der es aber sofort wieder verkaufte an „die Ehegenossin des Russisch Kaiserlichen Ministers und Gesandten am Königlich Preußischen Hofe, Herrn Maximilian von Alopeus, Luise Charlotte Auguste Friedrike, geborne Freiin von Veltheim.“ Von ihr kam es 1815 in Besitz

ihres Gemahls des Barons Alopeus, von welchem es 1819 der landesherrliche Fiscus erkaufte.

Die Alopeus, aus einer finnländischen Gelehrtenfamilie stammend, haben lange Zeit in der Berliner Gesellschaft eine große Rolle gespielt. Baron Maximilian war dreimal 1790, 1802 und 1813 jedesmal mehrere Jahre lang russischer Gesandter in Berlin, ihm folgte auf diesem Posten sein jüngerer, in den Grafenstand erhobener Bruder, Daniel Alopeus, der hier 1831 starb. Auf diesen jüngern Alopeus wurde in ganz neuester Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit wieder durch ein Buch gelenkt, das in Frankreich Dutzende von Auflagen erlebte und in fast allen Sprachen übersetzt ist (deutsch: Erzählungen einer Schwester. Familienerinnerungen, gesammelt von Frau Augustus Craven geb. Laferronays, Mainz 1868. 2 Theile.) Die Hauptperson dieser specifisch katholischen Tendenzschrift ist Alexandrine, Gräfin Albert de Laferronays, die einzige Tochter von Daniel Alopeus und der schönen Johanna von Wenckstern, die sich 1834 in zweiter Ehe mit dem Fürsten Paul Lapuchin auf Korsie in der Ukraine vermählte.

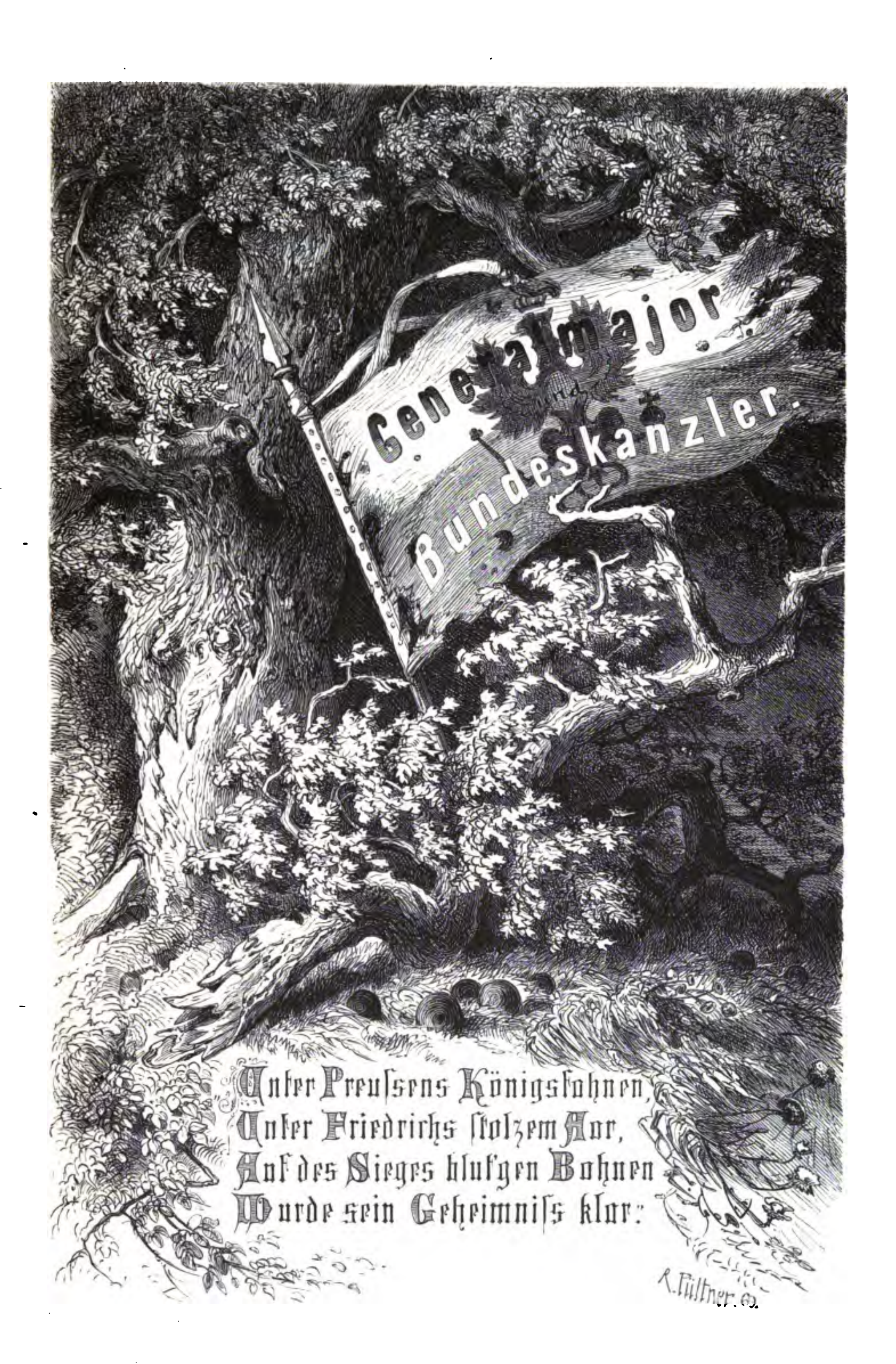
Der Fiscus hatte das Haus zunächst für den damaligen Staats- und Cabinetsminister Grafen von Bernstorff erkauft und zwar mit der ganzen Ausstattung an Meublement und Zubehör. Seitdem haben darin alle Minister der auswärtigen Angelegenheiten Preußens gewohnt, mit Ausnahme von Ancillon, der in einer Privatwohnung unter den Linden blieb.

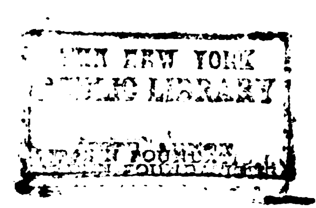
Es hat sich längst herausgestellt, daß die Räume für die Bedürfnisse des Dienstes nicht mehr ausreichen; die Ministerialbüreaux, die zu ebener Erde keinen Platz mehr fanden, mußten in ein anderes Gebäude verlegt werden, nicht eben zur Erleichterung des Geschäftsganges, und die Zimmer in dem einzigen Stockwerk bilden zwar eine anständige Wohnung für einen vornehmen Privatmann, genügen aber in keiner Weise für die Repräsentation des Preußischen Premierministers und Norddeutschen Bundeskanzlers. Bismarck hat diesen Uebelstand natürlich mehr als jeder andere empfunden; Schritte zur Abhilfe aber hat er, so viel bekannt, bis jetzt nicht gethan, sich vielmehr begnügt, gutlaunig darüber zu spotten.

Man tritt oben links zunächst in zwei räumliche Salons, welche die Aussicht auf Hof und Garten haben. Dieselben sind sehr bequem und geschmackvoll ausgestattet und mit alten Bismarckschen Familienporträts geschmückt, von denen wir etliche unserem Capitel über die Bismarcke von Schoenhausen beigegeben haben. Man schmückt sonst Amtswohnungen nicht mit Ahnenbildern, da aber hier jede „fiskalische“ Ausstattung der Art fehlte, so ließ Bismarck die Porträts aus Schoenhausen hierherbringen.

In dem zweiten Salon steht der Flügel der Frau Gräfin, auch ist hier ein ungemein ansprechendes Kinderbild von Bismarcks Schwester, der Frau Kammerherrin von Arnim; hieran stößt das Cabinet der Frau Gräfin mit einem sehr guten Bild Bismarcks aus der Frankfurter Zeit. Aus dem ersten Salon tritt man rechts in einen großen Empfangssalon, in welchem auch der Ministerrath gehalten wird. Derselbe ist sehr einfach nur durch ein Bild des Königs und eine mächtige Porcellanvase, ein Geschenk des Königs an Bismarck, geziert. Rechts von diesem Salon ist Bismarcks Speisesaal mit seiner alten, in Berlin vielbesprochenen Tapete, deren Verdienst uns aber trotzdem ziemlich problematisch vorgekommen ist. Wieder rechts daran stößt ein Tanzsaal über der Flurhalle, in welchem auch die ganz großen Diners servirt werden. Links neben dem Salon des Ministerraths ist das behaglich einfache Arbeitszimmer des Ministerpräsidenten. Ein doppelseitiger Schreibtisch, auf jeder Seite ein Sessel mit niedriger Lehne, ist das Hauptstück darin. In der Ecke am Kamin eine Chaise longue mit einem Löwenfell davor. Dieses Löwenfell hat der bekannte Reisende Rohlfs dem Ministerpräsidenten aus Afrika mitgebracht. Demselben verdanken wir auch Folgendes: Rohlfs fuhr auf einem ägyptischen Schiffe, er mußte den Officieren an Bord viel erzählen von dem „Sultan Uilem" und seinem „Großvezir Bi-Smark," die für die Morgenländer wie eine neue Auflage von Harun-al-Raschid und Vezir Djaffer zu sein schienen. Der Name Bismarck gefällt ihnen besonders, weil Bi-Smark auf arabisch Schnellfeuer, rasches Handeln, bedeutet.

In dem „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" wird von einem andern Reisenden sein Ritt von Kairo zu den Pyramiden geschildert. Darin lesen wir: .... Jeder, der im Orient gewesen oder eine Reisebeschreibung gelesen, kennt die Begebnisse der folgenden Stunde. Als willenloses Geschöpf wird der Pyramidenbesucher von vier braunen, mit einem Hemde bekleideten Gestalten ergriffen; zwei zerren ihn mit boshafter Freude gewaltsam die unregelmäßigen Stufen der Cheopspyramide in die Höhe, während die beiden anderen durch Schieben und Stoßen die Kletterversuche unterstützen; da hilft kein Flehen und Bitten, immer voran, voran; schwindelnd irrt der Blick in die Tiefe, angstvoll gleitet er über die unebenen Stufen, die ausgetretenen, glatten Steinblöcke — hinauf, hinauf, bis man erschöpft auf der kleinen Plattform oben niederfällt, und ohne die Möglichkeit, moralische Kraft zusammenzuraffen, um zu widerstreben, wird man von seinen Führern umtanzt mit dem üblichen Schlachtruf: Bakschisch! Bakschisch! (Trinkgeld! Trinkgeld!) Dunkle Sagen von


Generalmajor
und
Bundeskanzler.
Unter Preussens Königsfahnen,
Unter Friedrichs stolzem Aar,
Auf des Sieges blut'gen Bahnen
Wurde sein Geheimniss klar:
R. Püttner



einem Engländer, der die Geldspende verweigerte und in die Tiefe gestürzt wurde, machen die Situation nicht angenehmer, und wenn ich nicht das arabische Volk schon etwas gekannt hätte, wäre mir, der seine Gefährten weit hinter sich gelassen, unheimlich zu Muthe geworden. So aber schützte ich Müdigkeit vor und ließ mich auf nichts ein. Als aber alle Anreden in Deutsch, Arabisch, Englisch, Italienisch von mir abgeglitten waren (diese Menschen sprechen nämlich alle Sprachen der Welt), stellte sich der größte Bursche, der meine Nationalität errathen, vor mich hin, hob den Zeigefinger in die Höhe und rief pathetisch: Signor, Bismarck grand homme, Bakschisch! Bei diesem Appell an meine patriotischen Gefühle brach das Lachen bei mir durch und ich vertheilte meine Kupfermünzen an die Herren, während die Köpfe meiner Gefährten allmählich am Rande der obersten Steinlage auftauchten..."

Ein Bild des großen Churfürsten und ein Bild des großen Königs neben mehrern Porträts des Königs Wilhelm, sonst kaum ein Schmuck. Eine Seitenthür führt in das Cabinet der Frau Gräfin, eine andere in Bismarcks Schlafzimmer und in die dahinterliegende Ankleidekammer.

Neben der Thür, die aus dem Arbeitscabinet in das Schlafzimmer führt, befindet sich eine Kukuksuhr, deren heller Ruf zu jeder Viertelstunde denen, welche der Ministerpräsident in seinem Cabinet empfängt, höchst eindringlich und kaum mißverständlich die Mahnung erneuert, nicht zu vergessen, daß sie sich bei einem Manne befinden, dessen kostbare Zeit dem Könige und dem Vaterlande gehört. Bei dem einen bedarf's freilich solcher Mahnung nicht, bei dem andern aber ist sie zuweilen doch recht nützlich, und sollte sie bei einem dritten etwa vergeblich sein, so ist der Besitzer der Kukuksuhr ganz der Mann, ihre Mahnungen aufs artigste zu unterstützen. Man erzählt sich leise und behutsam allerlei nachdenkliche Geschichten von dem mächtigen Einfluß, den diese Kukuksuhr auf Geschicke aller Art geübt haben soll.

Das sind die Räume, welche Preußens Ministerpräsident bewohnt; seine Kinder hausen in einem Seitenflügel.

Bismarck pflegt in Berlin völlig angekleidet, im blauen Uniformüberrock gegen 10 Uhr das Frühstück einzunehmen; er öffnet dabei die in Masse eingelaufenen Briefe, überfliegt die telegraphischen Depeschen und die neuesten Nachrichten der Morgenblätter, dann empfängt er in seinem Cabinet die Räthe seines Ministeriums, reitet auch eine Stunde aus und begibt sich nachher zum Vortrage bei dem Könige. Nach der Rückkehr aus dem Palais, um 5 Uhr, ist Familiendiner, doch vergeht selten ein Tag, an welchem nicht Freunde zugezogen würden.

Bismarck speist noch immer mit trefflichem Appetit, er zieht noch immer den rothen Wein von Bordeaux, den er einst auf der Tribüne der zweiten Kammer das „natürliche Getränk des Norddeutschen" nannte, dem Rheinwein vor. An seinem Tische herrscht die größeste Pünktlichkeit, bei seinen Söhnen hielt er, als dieselben noch jünger waren, besonders auf „gerade sitzen" und jemand, der längere Zeit die Ehre hatte, Bismarcks täglicher Tischgenosse zu sein, behauptet



allen Ernstes, daß er bei den wiederholten Ermahnungen, die Bismarck in dieser Beziehung an seine Söhne gerichtet habe, die er aber auch sich zu Nutz gemacht, seiner Berechnung nach in dieser Zeit über zwei Zoll gewachsen sei. Die Unterhaltung ist leicht, ungezwungen, fast immer durch die humoristische Art des Hausherrn und die geistige Frische und Lebendigkeit der Gräfin gewürzt und verschönt. Die Unterhaltung wird stets in deutscher Sprache geführt, selten ein Mal französisch oder englisch dazwischen. Einen besonderen Reiz hat Bismarcks Familientisch in der Weihnachtszeit, wo der Christbaum seine grünen Arme über

die Gäste ausstreckt. Nach Tisch verweilt der Ministerpräsident kurze Zeit in dem Salon seiner Gemahlin, wo er eine Tasse Kaffee nimmt und raucht, während er die Kreuzzeitung und die Norddeutsche Allgemeine durchfliegt. Dann zieht er sich in sein Cabinet zurück und empfängt die Gesandten, oder es wird ein Ministerrath gehalten, und danach arbeitet er allein. Gegen Mitternacht kehrt er in den Salon zu seiner Gemahlin zurück und sieht es gern, wenn er dort Gesellschaft findet. Es fehlt dieselbe auch fast niemals, namentlich wenn der Landtag oder der Reichstag versammelt ist. Es versteht sich, daß diese Tagesordnung sehr häufig den Umständen nach geändert wird; oft ist ja schon Vormittags Ministerrath, und dann findet der Graf kaum nach dem Vortrage bei dem Könige eine Pause, um seinen gewohnten



Ritt durch den Thiergarten machen zu können. In der wärmeren Jahreszeit begibt er sich nach Tische auch wohl in den Garten, „wo Bäume sind"; hier war er namentlich vor dem Kriege von 1866 fast täglich mit Roon und Moltke. Die Bäume könnten wohl manches ausplaudern, aber die sind vereidigt, wie es sich bei solchen Ministerialbäumen von selbst versteht. Zuweilen steigt Bismarck denn auch wohl auf seinen

Eiskeller, dort hat er eine „Aussicht,“ weit ist sie freilich nicht, aber doch grün und anmuthig über die großen Nachbargärten.

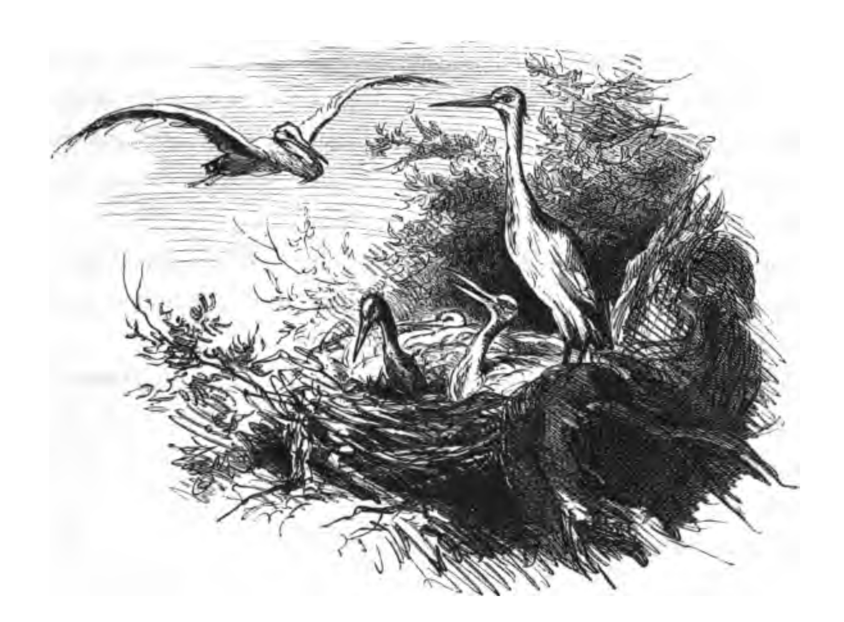
Der Ministerpräsident hält sich mit seinem Hause zur nahen Dreifaltigkeitskirche, in welcher er einst confirmirt wurde. Das Abendmahl empfängt er aus der Hand des Consistorialraths Souchon, der auch seine Kinder confirmirt hat. Wenn Bismarck, krankheitshalber, dem öffentlichen Gottesdienste nicht beiwohnen kann, so läßt er gern durch einen jüngern Geistlichen für sich und die Seinen einen Privatgottesdienst abhalten. Aber auch sonst ist es Regel, daß am Vormittag „niemand angenommen“ wird — denn in Bismarcks Hause ist Sonntag!


Varzin
Den Grafen von Bismarck soll es verbleiben.
So lang sie vom Horste die Reiher nicht treiben.

X.

Varzin.

„Um die Weiher
Klingt es leise
Und der Reiher
Zieht die Kreise
In den Wolken drüber her!“



Im April des Jahres 1867 besah Graf Bismarck die Varziner Begüterung (Varzin, Wussow, Puddiger, Misdow und Chomitz) bei Schlawe in Hinterpommern und kaufte dieselbe bald darnach. Schon im Herbst des genannten Jahres brachte er, wie bereits bemerkt wurde, einige Wochen in Varzin zu, im

folgenden Jahre aber hielt er sich daselbst, leider meist leidend und krank, vom Juni bis zum December, auf. Er ist sehr rasch dort heimisch geworden und befindet sich gern in Varzin, erklärlich, da die Heimat seiner Gemahlin, das von ihm so sehr geliebte Reinfeld, in der Nachbarschaft ist und ihm sonst nichts von dem fehlt, was er auf dem Lande besonders schätzt, nämlich Bäume, passender Boden zum Reiten und Jagd. Er unterhält sich mit Jedermann, der ihm in Wald und Feld begegnet, gar leutselig und spricht auch gern „platt“ mit den Leuten. So sagte er jüngst zu einem alten, ihm bekannten Tagelöhner, der krank gewesen: „Nu seid Ihr wohl wieder ganz auf dem Tüge?“ — „J ja,“ erwiderte der Alte, „Sie sollten man ok hie blieven, denn würden Sie noch mal so frisch!“ — Bismarck lachte: „Ja, wer's so haben könnte, wie Ihr, und immer in Varzin sein, das glaube ich wohl.“

Wenn man auf der Cöslin-Danziger Chaussee bei dem großen Dorfe Carwitz, welches seit kurzer Zeit auch an der Eisenbahn, die von Cöslin nach Danzig führen soll, als Stationsort bezeichnet wird, sich südlich wendet, so gelangt man nach kurzer Fahrt auf gutem Wege (3 Meilen) sehr bequem auf Bismarckschen Grund und Boden. Es ist wohl eine anmuthige Landschaft, in der mit bewaldeten Hügeln, Wiesen und Gewässern, Holz und Acker wechseln. Es ist da nichts Großartiges, nichts Hervorstechendes gerade, aber es ist anmuthig, und die Frau Gräfin Bismarck bezeichnete es einst sehr treffend im Scherz als ein „hübsches, kleines, buckliches Ländchen.“

Man sieht Varzin nicht von weitem, es liegt versteckt durch Gehölz. Die abwärtslaufende Landstraße trennt das Schloß rechts von den Wirthschaftsgebäuden links, die mit demselben ziemlich ein längliches Viereck bilden.

Varzin sieht lange nicht so vornehm aus, wie Schoenhausen, das Bismarck seinen „alten Steinhaufen“ nennt; ein einstöckiges Corps de Logis umfaßt mit zwei Flügeln, alles mattgelb angestrichen, einen ziemlich räumlichen Hof, der sich nach der Landstraße zu öffnet. Am Hauptgebäude zeigt sich im Giebelfelde noch das Blumenthalsche Wappen; die Stufen der Freitreppe sind mit Orangen-, Myrthen- und Lorbeerbäumen besetzt. Wir sahen da einen kleinen Esel herumlaufen, der sich sehr ungenirt die abgefallenen Lorbeerblätter schmecken ließ; es muß dem Besitzer von Varzin doch etwas schmeicheln, daß in seinem Hause die Lorbeeren reichlich genug vorhanden sind, um selbst zur Nahrung der Esel zu dienen!

Auf dieser Freitreppe, oder besser Veranda, empfängt Bismarck seine Gäste als schlichter Landedelmann im grünen Rock, weißer Weste und gelbem Halstuch und nimmt sie durch einen herzlichen Händedruck in die Gastfreundschaft seines



Park von Varzin.


FEW YORK
LIBRARY

Hauses auf. Auf dieser Veranda steht die Gräfin mit ihrer Tochter und schaut mit leuchtenden Augen und glücklichem Gesicht den drei Jägern nach, die dem Walde zuschreiten und rückwärts grüßend ihr zuwinken. Und auch für andere, für jeden, muß es ein Vergnügen sein, den Grafen Bismarck zwischen seinen beiden jugendlichen Söhnen zu Fuß, die Büchse über der Schulter, oder zu Pferde dahinziehen zu sehen. Und auf dieser Veranda findet auch der letzte Abschied statt, wenn die sorgliche Mutter, nach der ausgiebigsten Ferienpflege, ihre Söhne wieder nach Berlin zurücksendet, während Bismarck selbst den Postillon zur Eile mahnt, damit in Cöslin der Mittagszug nicht verpaßt werde. Der ehrliche Pommer mit dem wohlgenährten Angesicht über dem Orangekragen hat natürlich keine Ahnung davon, daß ihn ein ganz besonderes Band mit dem großen Minister verbindet, daß dieser in seiner Eigenschaft als norddeutscher Bundeskanzler sein höchster Vorgesetzter ist.

Die inneren Räume des Varziner Schlosses sind wohnlich und bequem, sie bieten aber sonst nichts Bemerkenswerthes; rechts von der Vestibule, in die man von der Freitreppe kommt, ist der Speisesaal, der mit der Küche und den Dienstkammern im linken Flügel in Verbindung steht; links tritt man in das Zimmer des Grafen, in welchem der große Mitteltisch sich besonders reich mit Landkarten belegt zeigt. Landkarten, namentlich Specialkarten, sind Bismarcks alte Liebhaberei; wird ein Ausflug gemacht, reisen Gäste ab, so wird der zu nehmende Weg ganz genau zuvor auf der Landkarte erwogen. Dieses eifrige Landkartenstudium ist uns immer sehr charakteristisch für Bismarcks ganzes Wesen erschienen; er will die Wege, die er gehen muß, immer so genau als möglich schon vorher kennen lernen, er wägt ihre Vortheile, ihre Nachtheile sorgfältig gegen einander ab. Die Fenster dieses Gemachs schauen auf den Hof; rechts tritt man in den Salon der Gräfin, dessen Fenster sich nach dem Park öffnen, und aus denselben hat man einen wirklich überraschenden Anblick, namentlich in den hellen Mondnächten des Sommers glaubt man durch Zauberei so etwas wie ein Stück aus dem altfranzösischen Hofleben, von Meudon oder Rambouillet etwa, vor sich zu haben. Es steigt nämlich jenseits eines laut rauschenden kleinen Gewässers, über das eine zierliche Brücke führt, der Park mit schönen alten Bäumen, Eichen und Buchen, terrassenartig ziemlich bedeutend bergan, und die weißen Statuen heben sich scharf ab von dem Laubgrün. Bei solchem Anblick hält wirklich ein Schimmer von der mondbeglänzten Zaubernacht Tiecks den Sinn des Beschauers gefangen, und es ist in der That ein Stück der wunderbaren Märchenwelt in alter, aber ewig junger Pracht heraufgestiegen.

Unsere Leser wissen aus den von uns mitgetheilten Briefen Bismarcks, wie

sehr er für solchen Anblick empfänglich ist, wie sehr er es liebt, solche Scenerie auf sich wirken zu lassen; es steckt in dem großen Staatsmann überhaupt vielmehr von einem romantischen Dichter und einem sentimentalen Deutschen, als es freilich auf den ersten Anblick scheinen mag. Er selbst wird sich dessen zuweilen lächelnd bewußt.

Der Varziner Park bei Mondenschein gibt das köstlichste Roccoccobildchen, das man sich denken kann; es gehört nur wenig Phantasie dazu, es mit Herren im habit habillé und quer fallendem Degen, den Hut unter dem Arm, mit Damen in hoher Frisur, mit Reifrock und Stöckchenschuhen zu beleben. Auf diesen Terrassen, über diese zierlichen Bänke und um die weißleuchtenden Statuen weht der ganze Hauch eines Lebens, das eine Zeit lang ungerecht verachtet, und dann mit Recht verspottet wurde, als sich die Modenarrheit einseitig des Kleinkrams desselben bemächtigte, eines Lebens, das wir nicht zurückwünschen, das wir aber doch lieben, weil es das unserer Großväter und Urgroßväter war und neben vielen kleinen, doch auch große und bewundernswürdige Züge trägt. Ach ja, wir können über den zierlichen Roccoccopoeten spotten, wenn er singt:

Willst du aus weißer Lilie
Dir eine Rose machen —
Küß eine blonde Galathee,
Erröthend wird sie lachen.

Spottet nur immerhin; aber artig bleibt's doch!

Doch wir haben über den Anblick des mondbeglänzten Parks ganz unserer Ciceronepflicht vergessen!

Neben dem Salon der Gräfin links befinden sich die Schlafzimmer; rechts tritt man aus demselben in einen Flur, aus welchem eine stattliche, schwarzbraune Eichenholztreppe, die an ihre ältere und noch mächtigere Schwestertreppe in Schoenhausen erinnert, in das obere Stockwerk führt. Hier im Flur und oben im Vorsaal sieht man über den Thüren die Gehörne von zwei Moufflons, zwei gewaltigen Damschauflern, einem ungeraden Sechszehnender, einem Zwölf-, einem Zehn- und einem Achtender. Sie gehören sämmtlich zu Bismarcks Jagdbeute aus dem Park von Schönbrunn, als er dort mit seinem königlichen Herrn als Gast des Kaisers von Oesterreich, 1864 nach dem dänischen Feldzuge, jagte. Kaiser Franz Joseph schickte diese Jagdtrophäen damals sehr gnädig an Bismarck nach Berlin.

Auf der andern Seite des Flurs kommt man durch ein kleines Zimmer, hinter dem Speisesaal, in einen großen Garten- und Glassalon mit einem hübschen Pavillon.

In einem der Gastzimmer des rechten Flügels, zu ebener Erde, findet sich, geradezu entsetzlich anzuschauen! ein lebensgroßes Bild des Hausherrn, welches, wie Friedrich Gerstäcker, der nimmermüde Wanderer, berichtet, in Venezuela massenhaft verkauft wird. Ein geschätzter transatlantischer Correggio, Namen nennen ihn noch nicht, hat den Grafen in einem müllerblauen Rock und zeisiggrünen Beinkleidern, rother Cravatte und Rosahandschuhen, so wie sich wahrscheinlich die Stutzer von Carraccas zur Zeit trugen, mit wirklicher Bravour nach einer Photographie conterfeit. Im Gesicht ist eigentlich keine Spur von Aehnlichkeit, und dennoch ist in der Haltung etwas so Charakteristisches, daß man augenblicklich weiß, wen man vor sich hat, etwas so bekannt Ansprechendes, daß die Hunde bellend an dem Bilde emporspringen. Bismarck ist unter den Deutschen in Amerika bekanntlich ganz besonders beliebt. Mehrere neue Städte tragen dort seinen Namen, es wird uns ein Bismarck am Conchos (Texas) und ein Bismarck in Missouri genannt, die Lage eines dritten Bismarck ist uns entfallen. Mit zum Theil furchtbar schlechten Photographieen des Ministerpräsidenten wird ein schwunghafter überseeischer Handel getrieben, und ein deutscher Messerschmied in Amerika hat sich durch seine „Bismarckmesser“ ein kleines Vermögen erworben; diese Messer zeichnen sich durch eine sehr spitze und starke Klinge aus. Uebrigens ist die alte Welt in ihrer Bewunderung nicht hinter der neuen zurückgeblieben. Deutsche Schiffe tragen Bismarcks Namen und sein Bild unter der schwarzweiß und rothen Flagge an die fernsten Küsten. Kluge Champagnerfabrikanten machen mit Bismarck=Schoenhausen=Champagner der Wittwe Cliquot und dem Duc de Montebello Concurrenz, und von Cannes in Südfrankreich bis Rügenwaldermünde in Hinterpommern machen speculative Badehoteliers Reclame mit der Ankündigung: „Für Graf Bismarck sind hier so eben Zimmer gemiethet.“ Nach englischer Sitte wird der Name Bismarck den Kindern auch als Taufname beigelegt; wir kennen selbst ein kleines Fräulein von X., welches Wilhelmine Bismarck Sadowa heißt, die junge Dame ist am 3. Juli 1866 geboren. In Spanien tragen bedeutungsvoll die Zündholzschachteln das Porträt Bismarcks und seines königlichen Herrn.

Besonders gefreut hat es uns immer, Bismarcks Namen auch in den ächt deutschen Haussprüchen zu finden. So schrieb ein lieber, jüngst heimgegangener Freund, der Geheimrath Dr. von Arnim, über seine Thür:

Lang lebe und blühe König Wilhelm, mein Held,
Mit ihm soll behalten Graf Bismarck das Feld!

Mehrere Hausbesitzer in Berlin haben diesen Spruch adoptirt. Noch hübscher aber ist die folgende Inschrift am Hause eines Webermeisters:

Als Wilhelm wirkt und Bismarck spann,
Gott hatte seine Freude dran. 1866.

Die Gärtner haben eine Bismarck-Rose und eine riesenhafte Bismarck-Erdbeere, die Modewelt aber kleidet sich in Bismarck-Braun. Von dieser Couleur Bismarck hat uns auf unsere Anfrage die Redaction des Bazar, die competenteste Stelle für solche Dinge, gütigst vierzehn Nüançen in Seide vorgelegt und dazu bemerkt, daß solcher Bismarck-Nüancen noch viel mehr existirten, dunkler noch als Bismarck foncé sei Bismarck courroucé. Uebrigens heißt diese Farbe ursprünglich „hanneton", Maikäfer, und überflügelte im ersten Anlauf das „vert Metternich"; während sich in Oesterreich der „Bismarck", eine kleine, mit ein wenig Mohn bestreute, in Zöpfchenform auftretende Semmel, selbst neben dem Radetzky-Köpfel behauptet. Auf dem Paranà und Paraguay fährt lustig der Dampfer „Graf Bismarck"; in Alexandrien wimmelt die „passage Bismarck" von braunen und schwarzen Gestalten; in Blumberg, in der südaustralischen Grafschaft Adelaide, sammeln sich die Deutschen in „Bismarck-Hall", um ihr Nationalgefühl durch einen Trunk aufzufrischen, sie rauchen vielleicht eine Cigarre „Conde de Bismarck" dazu, dieselbe wird als „hochelegant" bezeichnet, kostet freilich aber auch 130 Thlr.! es gibt indessen noch eine billigere, halbstarke Bismarck-Cigarre. Im Großherzogthum Posen endlich ist durch Königliche Cabinetsordre den vier zu einem Gemeindeverbande vereinigten Ortschaften Karsy, Bobry, Budy und Zwierzchoslaw, im Kreise Pleschen, statt ihrer bisherigen besonderen Ortsnamen auf ihren Wunsch der gemeinsame Name „Bismarcksdorf" beigelegt worden.

In Berlin selbst aber verbindet die Bismarckstraße nun die Roonstraße mit der Moltkestraße; während 1865 noch die Bosheit des Berliner Witzes die Wasserthorstraße, als dort der schreckliche Häusereinsturz stattfand, in Bismarckstraße umtaufen wollte.

In Süddeutschland greift der Wahn, daß Bismarck alles macht, bis zur spanischen Revolution, und alles machen kann, zuletzt vielleicht auch noch das Wetter, immer weiter um sich. Seltsamer Weise sorgen ganz besonders die ultramontanen Feinde Preußens dafür, daß der Ruhm unseres Ministerpräsidenten recht weit verbreitet werde. Sie malen ihn freilich Schwarz in Schwarz, aber sie machen doch das Volk vertraut mit seinem Ruhm und mögen sie ihn immerhin ziemlich

unverblümt als eine Art von Teufel schildern, die Wahrheit bricht doch zuletzt siegend durch.

Ist Bismarck eigentlich populär? Die Frage könnte überraschen, aber sie darf immer noch aufgeworfen werden, denn trotz seines Weltruhms ist Bismarck im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht populär; er ist z. B. nicht populär, wie es in unsern Tagen Cavour und Garibaldi in Italien waren, er hat nicht die Popularität der herrschenden Partei- und Tagesmeinung, aber er hat dafür die Verheißung jener historischen Popularität, die bei der dankbaren Nachwelt steht. Ganz vortrefflich spricht ein Correspondent des Pariser liberalen Blattes „Le Temps" das, was wir meinen, in folgenden Sätzen aus: „Der Kanzler des Norddeutschen Bundes ist nicht das, was man einen populären Mann nennt; die Preußen, oder wenigstens die Berliner hegen für ihn so ziemlich dasselbe Gefühl, welches die übrigen Deutschen für Preußen hegen. Sie lieben ihn nicht, sie üben gern ihren Witz an ihm, und Sie wissen, wie beißend und gesalzen der Berliner Witz ist; aber sie erkennen ihn an und bewundern ihn, sich ihm fügend. Sie betrachten ihn als den größesten Staatsmann der Gegenwart, sie sind stolz auf ihn, obwohl er zuweilen schwer auf ihnen lastet. Herr von Bismarck hat für den Preußen einen unvergleichlichen Zauber seit dem Tage, an welchem er der napoleonischen Politik die Spitze geboten. Seit 1866 ist hier eine Veränderung eingetreten, die mich überrascht hat, obwohl sie eigentlich durchaus nicht überraschend ist. Vor 1866 hatte der Ministerpräsident bei allem, was er that, so ziemlich alle Welt gegen sich. Heute erwartet man von ihm jeden Impuls und, gibt er ihn, so hat er so ziemlich alle Welt für sich."

Damit wollen wir die Popularitätsfrage auf sich beruhen lassen, soweit sie die große Welt angeht; in Varzin aber und den angrenzenden Ländern ist sie längst entschieden; man frage nur bei seinen Pächtern dort und seinen Leuten! und bei dem kecken Schmied, oder war's ein Müller? der zu Bismarcks höchstem Aerger ihm heimlich seine Rehe wegschießt, ist der Ministerpräsident vielleicht am populärsten!

Es ist eine wahre Freude, Bismarck in Varzin zwischen seinen Bäumen zu sehen; nicht bei jenem rastlosen nächtlichen Umherwandern im Park, zu welchen ihn die krankhafte Schlaflosigkeit leider nur zu häufig zwingt, sondern wenn er behaglich seinen Gästen seine lieben Bäume zeigt. Er kennt jeden besonders schönen Baum in der nächsten Umgebung. Es war ein Ereigniß, als der norddeutsche Bundeskanzler im vorletzten Sommer drei herrliche Buchen mitten in einem Dickicht entdeckte.

An einem Abhang mit einem hübschen Blick über den Bruch finden sich zahlreiche Reiherhorste. Bismarck könnte heute noch eine Reiherbeize veranstalten, den Reiher mit dem Federspiel jagen; in Niederland sind ja wohl noch Falken? wenigstens jagte man in Drenthe vor etwa zwanzig Jahren noch das Moorhuhn mit dem Falken. Aber diese einst kaiserliche und königliche Jagdlust ist ihm doch zu — reactionär.

Uebrigens glaubte Bismarck eines Tages, da er nach der Crangener Grenze ritt, wohin er seinen Förster beschieden, ein ganz besonderes blaues Thier zu jagen, das im Wind bergab vor ihm her flüchtete. Als er es aber erreicht hatte, da war's ein blauer Sonnenschirm, und er selbst war in einen Hinterhalt gefallen, denn er sah sich plötzlich von einem Kreise junger Damen umgeben, welche ihn hier mit Gesang empfingen. Der Pastor im nahen Crangen hält nämlich ein Pensionat für junge Damen, welche, von Bismarcks Kommen unterrichtet, ihm so unvermuthet ihre Huldigung darbrachten und ihn, beglückt durch seine Leutseligkeit, verließen. Crangen, ein altes Jagdschloß der Pommernherzoge, das malerisch mit seinen vier stattlichen Thürmen und hohen Giebeln zwischen drei Seen und bedeutenden Bergen liegt, ist unstreitig der schönste Punkt dieser Gegend. Es gehört dem K. Major a. D. Freiherrn Hugo von Loën, der auf dieser Seite Bismarcks nächster Nachbar ist.

Der lange Aufenthalt Bismarcks in Varzin während des vorletzten Sommers hat die Augen von ganz Europa auf diesen schlichten Edelsitz in Hinterpommern gelenkt: Varzin war ein altes Lehen derer von Zitzewitz, einer Familie, die in dieser Gegend mit vielen Gütern angesessen war. Man sagt, dasselbe sei per fas et nefas in den Besitz des seiner Zeit sehr mächtigen Geheimen Staats- und Kriegsministers, sowie auch Oberpräsidenten in Pommern, Caspar Otto von Massow gekommen, der es dann an den Generalmajor Adam Joachim Grafen von Podewils verkaufte. Graf Podewils und seine Brüder empfingen es als neues Lehn und vererbten es in ihrem Geschlecht, bis es in diesem Jahrhundert durch eine Erbtochter an einen von Blumenthal gekommen, Werner Constantin von Blumenthal, der 1840 in den Grafenstand erhoben wurde. Von dem jüngern Sohne dieses Blumenthal hat Bismarck die Varziner Güter gekauft. Dieselben, Varzin, Wussow, wo sich die Kirche befindet, Puddiger, Misdow, Chomitz und Charlottenthal, bilden einen zusammenhängenden Besitz von ganz beträchtlicher Ausdehnung. Der Boden ist nicht durchweg gleich; die Waldungen sind sehr schön und stattlich; die Forsten meist in alter guter Cultur, die Schonungen üppig aufgekommen. Der Wildstand gilt für vorzüglich, Hirsche sind selten, dafür desto mehr Rehe, Hasen und Schwarzwild. Die Wipper, welche



Bismarck auf der Jagd zu Varzin.

bei Rügenwaldermünde, fünf Meilen von Varzin, in die Ostsee fällt, schlängelt sich durch die Bismarckschen Forsten, und bildet zum Theil die Grenze seiner Begüterung, was von großem Werth für den Betrieb des Holzes ist. Sonst bestanden in Misdow und Chomitz nicht unbedeutende Glashütten, sie werden nicht mehr betrieben, auch Spiritus wird nicht gebrannt, doch soll jetzt, wie es heißt, eine sogenannte Holzstofffabrik eingerichtet werden, gewiß eine lohnende Anlage in diesem holzreichen Landstrich.

Nachtrag zu den Briefen.

An Frau von Arnim.

Frankfurt (ohne Datum).

Während ich genöthigt bin, in der Sitzung einen ganz unglaublich langweiligen Vortrag eines hochgeschätzten Kollegen über die anarchischen Zustände in Ober-Lippe anzuhören, dachte ich darüber nach, wie ich diesen Moment utilisiren könnte, und als hervorragendstes Bedürfniß meines Herzens stellte sich ein Erguß brüderlicher Gefühle heraus. Es ist eine sehr achtungswerthe, aber wenig unterhaltende Tafelrunde, die mich hier an einem grünbehangenen, etwa 20 Fuß im Durchmesser haltenden, kreisrunden Tische, im Parterre des Taxisschen Palais, mit Aussicht auf Garten, umgibt. Der durchschnittliche Schlag ist etwa der von N. N. und Z. in Berlin, die haben ganz bundestäglichen pli!

Ich jage ziemlich fleißig, auf Jagden, wo der Einzelne 6 bis 15 Hasen und und einige Fasanen schießt, seltener einen Rehbock oder Fuchs, und mitunter ein Stück Rothwild in bedeutender Entfernung sieht. Die Zeit dazu habe ich dadurch gewonnen, daß ich sehr viel fauler bin, als im vorigen Jahre, weil mein Fleiß in Berlin kein Resultat findet.

N. N. ist nicht mehr so liebenswürdig wie früher, er hört auf alle möglichen erlogenen Klatschereien, und läßt sich immer einreden, ich strebte nach seiner Erbschaft, während ich froh bin, wenn man mich da läßt, wo ich bin. Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld alle Symptome von Kälte zu ertragen und die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls

seines Nichts zu bringen nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf. Das bekannte Lied von Heine: „O Bund, du Hund, du bist nicht gesund" u. s. w., wird bald durch einstimmigen Beschluß zum Nationalliede der Deutschen erhoben werden.

Um den Orient kümmert sich hier niemand; mögen die Russen oder die Türken in die Zeitungen setzen, was sie wollen, man glaubt hier weder an Land- noch Seegefechte, und bestreitet die Existenz von Sinope, Kalafat und Scheffetil.

Endlich hat Darmstadt zu lesen aufgehört, und ich stürze gerührt in Deine Arme und wünsche Dir ein frohes Fest. Viele Grüße an Oscar.

Dein treuer Bruder

v. B.

An Frau von Arnim.

Aus Paris. Hotel de Douvres. April 1857.

Ich habe 5 Kamine und friere doch, 5 gehende Stutzuhren und weiß nie wie spät es ist, 11 große Spiegel, und die Halsbinde sitzt mir doch immer schlecht. — Ich werde wahrscheinlich bis Dienstag Abend noch hier bleiben müssen, obschon es mich sehr nach Hause zieht; ich bin seit November aus dem Vagabundenleben nicht herausgekommen, und das Gefühl regelmäßiger und dauernder Häuslichkeit habe ich nicht gehabt, seit Du im vorigen Sommer mit Johanna nach Schwalbach gingst. Nun wollten sie mich gar zur Salzsteuer nach Berlin citiren; wenn ich auch Zeit hätte, so kann ich mich an dieser Debatte doch nicht betheiligen; für die Regierung kann ich, meiner Ueberzeugung nach, nicht stimmen; mache ich aber Opposition, so ist es kaum anständig, dazu Urlaub zu verlangen und meinen Posten zu verlassen, und bei den Gerüchten über meinen eventuellen Eintritt ins Ministerium, von denen Johanna, auf Grund Deiner Nachrichten, verzweiflungsvoll schreibt, könnte man gar glauben, ich hätte Absichten auf den Schwindel.

Herzliche Grüße an Oscar

v. B.

An einen preußischen Diplomaten.

Petersburg, 1. Juli 1859.

Ich danke Ihnen für Ihren Brief und hoffe, daß Sie diesen ersten nicht den letzten sein lassen; in meiner Theilnahme nehmen die Frankfurter Verhältnisse

noch immer, nächst dem Drange der Gegenwart, die erste Stelle ein, und ich bin erkenntlich für jede Nachricht von dort. Unsere Politik finde ich bis jetzt correct; aber ich blicke doch mit Sorge in die Zukunft; wir haben zu früh und zu stark gerüstet, und die Schwere der Last, die wir uns aufgebürdet, zieht uns die schiefe Ebene hinab. Man wird zuletzt losschlagen, um die Landwehr zu beschäftigen, weil man sich genirt, sie einfach wieder nach Hause zu schicken. Wir werden dann nicht einmal Oesterreichs Reserve, sondern wir opfern uns gerades Wegs für Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg Hauptsache, weil er Paris bedroht, Oesterreich bekommt Luft, und wird es seine Freiheit benutzen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? wird es nicht vielmehr dahin streben, uns das Maß und die Richtung unserer Erfolge so zuzuschneiden, wie es dem spezifisch österreichischen Interesse entspricht? und wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen, wie welke Pflaumen im Winde, und jeder, dessen Residenz französische Einquartirung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten. Vielleicht gelingt es, eine gemeinschaftliche Haltung der drei neutralen Großmächte zu combiniren; wir sind nur schon zu kostspielig gerüstet, um ebenso geduldig wie England und Rußland des Erfolges warten zu können, und unsere Vermittelung wird schwerlich die Cirkelquadratur einer für Frankreich und Oesterreich annehmlichen Friedensbasis zu Tage fördern können. In Wien ist die Stimmung angeblich sehr bitter gegen die eigne Regierung, und soll schon demonstrativ bis zum Auspfeifen der Nationalhymne geworden sein. Bei uns ist die Begeisterung für den Krieg anscheinend auch nur mäßig, und es wird schwer sein, dem Volke zu beweisen, daß der Krieg und seine Uebel unvermeidliche Nothwendigkeit ist. Der Beweis ist zu künstlich für das Verständniß des Landwehrmanns.

Geschäftlich ist meine Stellung hier sehr angenehm, aber viel zu thun mit 40,000 Preußen, deren Polizei, Advokat, Richter, Aushebungsbehörde und Landrath man ist, täglich 20 bis 50 Unterschriften ohne Pässe. Ich bin noch immer wie im Bivouac, mit einigen in der Eile gekauften Betten, Handtüchern und Tassen, ohne Koch und Küche, weil alles Geschirr fehlt; und bei der Hitze ohne Sommerzeug! Mein Haus ist groß genug und schön gelegen, an der Newa; 3 große Säle, wovon 2 größer wie der bei Seufferheld; in einen habe ich die Kanzlei gelegt, mit Parket, Spiegelthüren und silbernen Wandleuchtern. Das einzige was ich bisher aus Frankfurt erhalten habe, sind meine Gewehre, die man leider mit Kronleuchtern beschwert hatte, und zwar so, daß 3 Gewehre total zerbrochen und im Lauf

zerscheuert sind. Welcher Schlaukopf mag wohl das gepackt haben! wenn derselbe die andern Sachen emballirt hat, so kann ich vielleicht froh sein, wenn sie verunglückt sind. Die Assekuranz ist niedrig in der Summe, falls das Silber dabei ist, die Prämie aber hoch, weil der . . ., der Hans Narr, gegen „Kriegsgefahr“ versichert hat!

Petersburg, 16. Juni 1860.

. . . . . Uns geht es vor der Hand ziemlich gut, und mir besonders besser, als in Deutschland unberufen! Die Ruhe und Annehmlichkeit des häuslichen Lebens thun das Ihre. 24 Grad im Schatten, aber immer kühle Nächte. Die Geschäfte gehen, Dank einem so liebenswürdigen Minister wie Gortschakoff, ohne Aerger, kurz cela va bien, pourvu que cela dure. Unsere Beziehungen mit hier sind ausgezeichnet, was auch die Zeitungen fabeln mögen.

Die Augsburger & Co. haben noch immer Angst, ich möchte Minister werden, und meinen dies durch Schimpfen über mich und meine französisch-russischen Gesinnungen zu hintertreiben. Viel Ehre, von den Feinden Preußens gefürchtet zu werden. Uebrigens sind meine politischen Liebhabereien im Frühjahr bei Hof und Minister so genau gesiebt worden, daß man klar weiß, was daran ist, und wie ich gerade im nationalen Aufschwung Abwehr und Kraft zu finden glaubte. Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer. . . . 's Lügenfabrik könnte mich viel wirksamer auf anderen Gebieten angreifen, als auf dem des Bonapartismus, wenn sie an unserem Hofe, wie bei den Augsburgern, Eindruck machen will . . . . .

Hohendorf, 3. Februar 1860.

. . . . Ich höre immer noch mit Vergnügen und mit einem Anflug von Heimweh alle Nachrichten über Frankfurter Zustände und Personen, und beim Zeitungslesen befällt mich oft der Trieb, kampflustig in die Sitzungen zu eilen. Der Zug mit der Kriegsverfassung war vortrefflich, nur weiter so, offen und dreist mit unsern Ansprüchen herausgetreten, sie sind zu berechtigt, um nicht schließlich, wenn auch langsam, sich Anerkennung zu verschaffen, und die von des Rheinbunds- und der Bundesacte Gnaden souveränen Kleinstaaten können ihren Particularismus auf die Dauer gegen den Strom der Zeit nicht halten. Es kann, wie meine Genesung, Stillstand und Rückschritt gelegentlich durchmachen, aber im ganzen rückt es vorwärts, sobald wir muthig wollen und uns unseres Wollens nicht mehr schämen,

sondern im Bunde, in der Presse, und vor allem in unseren Kammern offen darlegen, was wir in Deutschland vorstellen wollen, und was der Bund bisher für Preußen gewesen ist: ein Alp und eine Schlinge um unsern Hals, mit dem Ende in feindlichen Händen, die nur auf Gelegenheit zum Zuschnüren warten ... Doch genug Politik.

Ich hoffe bald reisefertig zu sein, bin's vielleicht schon; meine Frau und die Aerzte drängen mich nach Süden, Heidelberg oder Schweiz; ich dränge nach Petersburg, um endlich im eigenen Hause in Ruhe zu wohnen ....

